



universität
wien

MAGISTERARBEIT

Titel der Magisterarbeit:

gedenk.anstöße

**Ausdrucksformen und Strategien lokaler
Erinnerungsinitiativen: Kommunikationsprozesse im
Kontext österreichischer Erinnerungskultur**

Verfasserin:

Ulrike Fleschhut (Bakk. phil.)

angestrebter akademischer Grad:

Magistra der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, im März 2010

Studienkennzahl: 066/841

Studienrichtung: Publizistik- und Kommunikationswissenschaft

Betreuer: ao. Univ.-Prof. Dr. Fritz Hausjell

*“Ein Ort [...] hält Erinnerungen nur dann fest,
wenn Menschen auch Sorge dafür tragen.“*

Aleida Assmann, 1999

Zusicherung

Ich versichere hiermit, dass ich die vorliegende Arbeit selbstständig verfasst, ganz oder in Teilen noch nicht als Prüfungsleistung vorgelegt und keine anderen als die angegebenen Hilfsmittel benutzt habe. Sämtliche Stellen der Arbeit, die benutzten Werken im Wortlaut oder dem Sinn nach entnommen sind, habe ich durch Quellenangaben kenntlich gemacht. Dies gilt auch für Quellen aus dem Internet.

Wien, im März 2010

Ulrike Fleschhut

INHALTSVERZEICHNIS

VORWORT	9
EINLEITUNG	11
1.1. Fachbezug	13
1.2. Forschungsinteresse	15
1.2.1. Fragestellungen	16
1.3. Aufbau der Arbeit	17
2. THEORETISCHER TEIL	18
2.1. Erinnerungstheorien	18
2.1.1. Das „kollektive Gedächtnis“, Maurice Halbwachs	19
2.1.2. Das „kommunikative“ und das „kulturelle Gedächtnis“, Jan und Aleida Assmann...	21
2.1.3. „Gedächtnisorte“, Pierre Nora	25
2.1.3.1. Gedenktage und Gedenkjahre	26
2.1.3.2. Das Gedächtnis der Orte.....	31
2.1.4. Erinnerungsprozesse	34
2.2. Gesellschaftliche Rahmenbedingungen	43
2.2.1. Österreichische Erinnerungspolitik	43
2.2.1.1. Der „Gründungsmythos“ der Zweiten Republik	43
2.2.1.2. Zäsur in der Erinnerungspolitik	47
2.2.1.3. Wiedergutmachung für die Opfer des Nationalsozialismus	50
2.2.1.4. Auseinandersetzung mit der Vergangenheit.....	51
2.2.2. Die österreichische Denkmallandschaft	54
2.2.2.1. Kriegerdenkmäler.....	56
2.2.2.2. Mahnmale für Opfer und Widerstand	58
2.2.3. Erinnerungsinitiativen und Geschichtswerkstätten	64
2.2.3.1. Geschichtswerkstätten als „Geschichte von unten“	64
2.2.3.2. Erinnerungsinitiativen in Österreich.....	69
2.3. Öffentlichkeit	78
2.3.1. Der Öffentlichkeitsbegriff	78
2.3.2. Öffentlichkeit als „intermediäres System“	80
2.3.3. Öffentlichkeitsebenen	82
2.3.4. Die AkteurInnen der Öffentlichkeit	84
2.3.5. Öffentlichkeitsstrategien	86
3. EMPIRISCHER TEIL	89
3.1. Darlegung der Methode	89
3.1.1. Was bedeutet empirische Sozialforschung?	89
3.1.2. Das qualitative Interview.....	90
3.1.3. Das qualitative ExpertInneninterview	91
3.1.4. Das Leitfadeninterview mit ExpertInnen.....	93
3.1.5. Die qualitative Inhaltsanalyse als Auswertungsmethode	96

3.2. Die Erinnerungsinitiativen	99
3.2.1. Auswahl der Fallbeispiele.....	99
3.2.2. Beschreibung der einzelnen Erinnerungsinitiativen	100
3.2.2.1. „Herklotzgasse 21“.....	100
3.2.2.2. „1938 Adresse: Servitengasse“	112
3.2.2.3. „Verlorene Nachbarschaft“	120
3.2.2.4. „Geschichtswerkstatt Silbertal“	133
3.2.2.5. „Gedenkstätte Hadersdorf am Kamp“	140
3.2.2.6. „Wolkersdorf 1938“	144
3.3. Analyse: Erinnern als Kommunikationsprozess	152
3.3.1. Zusammenfassung der Kategorien.....	152
3.3.2. Beantwortung der Forschungsfragen	177
3.4. Resümee: Erinnerung braucht Öffentlichkeit.....	189
4. LITERATURVERZEICHNIS.....	195
ANHANG.....	207
Abstract.....	209
Lebenslauf	211
Leitfaden	213

VORWORT

An die Zeit des Nationalsozialismus erinnern? Oft wird heute die Frage gestellt, warum man sich noch mit diesem Abschnitt der österreichischen Vergangenheit beschäftigen soll. Die Antwort ist einfach: um Gegenwart zu gestalten, bedarf es der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit. Neben den „Pflichtveranstaltungen“ der offiziellen VertreterInnen engagieren sich unzählige lokale Erinnerungsinitiativen ehrenamtlich und unermüdlich, um die Erinnerung an ehemalige NachbarInnen, marginalisierte Gruppen oder die Taten einzelner Menschen lebendig zu halten. Sie tun dies in einer Zeit in der Ausgrenzung, Fremdenfeindlichkeit und neonazistisches Gedankengut in Teilen der Gesellschaft wieder auf der Tagesordnung stehen. Umso wertvoller ist ihre Erinnerungsarbeit.

Ich danke meinen InterviewpartnerInnen Michael Kofler („Herklotzgasse 21“), Hans Litsauer („Verlorene Nachbarschaft“), Gerhard Pazderka („Gedenkstätte Hadersdorf am Kamp“), Christian Schrefel („Wolkersdorf 1938“), Ursula Stern („Servitengasse 1938“) und Bruno Winkler („Geschichtswerkstatt Silbertal“) vielmals für ihre Zeit, ihr Entgegenkommen und die spannenden und anregenden Gespräche.

Ich bedanke mich von Herzen bei meiner Familie: meinen Schwestern Cornelia und Silke, vor allem bei meiner Mutter Renate, die mich nach meiner abgeschlossenen Ausbildung ermuntert hatte, weiter zu studieren, um die Zeit für berufliche und persönliche Entfaltung zu nutzen. Sie hat mich in jeder erdenklichen Form unterstützt. Ich bedanke mich bei Silke und Nina für das gründliche Lektorat. Bei meinen FreundInnen für ihren Rückhalt und ihre Geduld. Bei meinen WeggefährtenInnen auf der Nationalbibliothek. Mein Dank gilt auch meinen StudienkollegInnen, insbesondere Nora und Birgit, die immer ein offenes Ohr für meine Fragen hatten. Und dir Klaus, danke, für alles!

EINLEITUNG

Das Gedenken an die Zeit des Nationalsozialismus gilt heute als normativer Bestandteil der politischen Kultur der Republik Österreich. So gehörten im vergangenen Jahr, als sich der „Anschluss“ Österreichs an das Deutsche Reich und das Novemberpogrom zum 70. Mal jährten, entsprechende öffentliche und ritualisierte Staatsakte wie feierliche Kranzniederlegungen und Sondersitzungen des Parlaments zu den Erinnerungspraktiken des „offiziellen“ Gedenkens. Gedenktage und Gedenkjahre sind wesentliche Austragungsorte des kollektiven Gedächtnisses einer Nation.¹ Als solches sind sie auch stets ein öffentliches Ereignis.

Die gesellschaftliche Auseinandersetzung mit der Vergangenheit geschieht in vielgestaltiger Form. Die eingehende Betrachtung der Erinnerungslandschaft Österreichs zeigt auf, dass die Erinnerung an die Zeit des Nationalsozialismus und damit die Errichtung von Denkmälern, Gedenktafeln und anderen Erinnerungszeichen, vielfach auf private Initiativen zurück zu führen ist. Dies demonstriert, dass das Interesse an das Gedenken an die Zeit des Nationalsozialismus und an bestimmte Opfergruppen nicht allein auf der Ebene des „offiziellen“ Österreichs existiert: Menschen vernetzen sich ehrenamtlich in Initiativen und Vereinen, um in verschiedener Form Gedenkarbeit zu leisten und Vergangenheit „von unten“ – d.h. fokussiert auf marginalisierte Gruppen, zumeist in einem lokalen bzw. regionalen Kontext – aufzuarbeiten. Erinnerung scheint für Teile der Gesellschaft ein wichtiges Bedürfnis zu sein. „An der Fassade kratzen“, den „Opfern einen Namen geben“, oder „Strukturen im Kleinen“² sichtbar zu machen, sind mögliche Intentionen von Erinnerungsprojekten mit Namen wie „Wolkersdorf 1938“, „Herklotzgasse 21“ oder „Verlorene Nachbarschaft“.

Mit der Aufarbeitung der lokalen Geschichte wird auch versucht, sich seiner eigenen Identität im Stadtviertel, im Dorf oder in der Region zu versichern.³ Solches Engagement liefert einen wichtigen Beitrag zum Geschichtsbewusstsein und zur Vielfalt nationaler Erinnerungskultur: Mit dem Blick auf kleine Zusammenhänge wird die Sicht auf ein historisches Ganzes erweitert. Denn zumeist bleiben Begriffe wie „Holocaust“ lediglich abstrakte Worte, die nur schwer mit der unmittelbaren Lebenswelt in Verbindung gebracht werden. Durch die Arbeit mit vertrauten Orten wird „der

¹ Vgl. Brix, Emil / Stekl, Hannes: Vorwort. In: Dies. (Hg.): Der Kampf um das Gedächtnis. Öffentliche Gedenktage in Mitteleuropa, Wien, 1997, S. 9 - 11, S. 11.

² Johler, Birgit / Fritsche, Maria: Warum dieses Buch? In: Dies. (Hg.): 1938, Adresse: Servitengasse. Eine Nachbarschaft auf Spurensuche, Wien, 2007, o. A.

³ Vgl. Ehalt, Hubert Ch.: Geschichte von unten. In: Ders. (Hg.): Geschichte von unten. Fragestellungen, Methoden und Projekte einer Geschichte des Alltags. Wien/Köln/Graz 1984, S. 11 - 39, S. 26.

Geschichte ihre Abstraktheit“⁴ genommen. Mit dem Sichtbarmachen und Thematisieren der Vergangenheit in der unmittelbaren Umgebung wird zudem der Blick auf den gegenwärtigen Umgang mit der Geschichte geschärft.⁵ Die Orte alleine halten keine Erinnerungen fest: Es bedarf der Kommunikation über die Vergangenheit, damit die Orte zu sprechen beginnen. Ein Ort lädt sich nur dann mit Erinnerungen auf, wenn sich Menschen dafür finden, die sich dieser Geschichten annehmen und durch Kommunikation lebendig halten.⁶

Die lokalen Erinnerungsinitiativen versuchen für ihre Anliegen Öffentlichkeit zu schaffen. Öffentlichkeit für Erinnerungen an Ereignisse und Menschen, die zuvor meist für lange Zeit in den Schatten gedrängt wurden. Mit ihrer Erinnerungsarbeit sehen sich die verschiedenen Initiativen, einzelnen Personen, Stadt- bzw. Gemeindeprojekte nun mit dem Kampf um die Aufmerksamkeit und um Subventionsgelder konfrontiert. Ihr Anliegen müssen sie nun auch legitimieren.⁷

Sechs Initiativen werden in dieser Arbeit exemplarisch besprochen. Es handelt sich um die Wiener Projekte „Herklotzgasse 21“, „Servitengasse 1938“, „Verlorene Nachbarschaft“ und drei Initiativen aus den Bundesländern: „Wolkersdorf 1938“ und „Gedenkstätte Hadersdorf am Kamp“ aus Niederösterreich und die „Geschichtswerkstatt Silbertal“ aus Vorarlberg. Die Erinnerungsanlässe sind vielfältig: Eine Bürogemeinschaft, die sich fragt, welche bewegte Geschichte das Haus hat, in dem sie arbeitet, eine Nachbarschaftsinitiative, die Kulturveranstaltungen ins Leben ruft, um an eine zerstörte Synagoge und die verschwundenen NachbarInnen aus ihrer Straße zu erinnern, oder eine Gemeinde, die sich mit dem Namen eines SS-Angehörigen auf ihrem Kriegerdenkmal auseinander setzen muss – sie alle setzen sich auf ihre Weise mit der Vergangenheit auseinander und kommunizieren über die jeweiligen Ereignisse und Personen. Sie alle bemühen sich um eine breitere Öffentlichkeit, damit die Erinnerung nicht in Vergessenheit gerät.

Neben einer ausführlichen theoretischen Literaturstudie wurde für die Arbeit die Methode des ExpertInnengesprächs ausgewählt, um aus Sicht der AkteurInnen mehr

⁴ Danglmaier, Nadja: Auf den Spuren des Nationalsozialismus in Klagenfurt. In: Stifter, Christian H. (Hg.): Spurensuche. Hinter den Mauern des Vergessens ... Erinnerungskulturen und Gedenkprojekte in Österreich. Zeitschrift für Geschichte der Erwachsenenbildung und Wissenschaftspopularisierung, Wien, 2009, S. 95 - 99, S. 95.

⁵ Vgl. ebd., S. 96.

⁶ Vgl. Nora, Pierre: Zwischen Geschichte und Gedächtnis, Berlin, 1990, S. 26f.; Assmann, Aleida: Das Gedächtnis der Orte. In: Borsdorf, Ulrich / Grütter, Heinrich Theodor (Hg.): Orte der Erinnerung. Denkmal, Gedenkstätte, Museum, Frankfurt am Main/New York, 1999b, S. 59 - 77, S. 74.

⁷ Anm.: Zu diesem Thema fand am 20. Oktober 2008 im Jüdischen Museum in Wien eine Veranstaltung statt, in der sich VertreterInnen etablierter Institutionen mit VertreterInnen von Gedenkinitiativen austauschten. Titel: „Gedenkkultur: Öffentlich – oder wenn Geschichte zur Bühne wird“; Vgl. <http://www.erinnern.at/bundeslaender/wien/termine/gedenkkultur-offentlich-oder-wenn-geschichte-zur-buhne-wird> (abgerufen am 9. Oktober 2009).

über Erinnern als Kommunikationsprozess zu erfahren. Ausgewählte RepräsentantInnen werden eingehend zu den Projekten befragt. Die Auswertung der Interviews soll Aufschluss über die Intention, die Ausdrucksformen und die öffentlichkeitsspezifischen Strategien der Erinnerungsprojekte liefern.

Bevor nun die wesentlichen forschungsleitenden Fragen konkretisiert werden, soll der kommunikationswissenschaftliche Bezug im Zusammenhang mit dem Gegenstand Erinnerungskultur sichtbar gemacht werden.

1.1. Fachbezug

Während in den anderen wissenschaftlichen Disziplinen, wie beispielsweise in der Kulturwissenschaft, ein reger Diskurs über die Auseinandersetzung mit gesellschaftlicher Erinnerung vorherrscht, hat die Kommunikationswissenschaft dem Thema bislang wenig Aufmerksamkeit geschenkt, beklagt der Kommunikationswissenschaftler Martin Zierold.⁸ „Weder die Omnipräsenz geschichtlicher Themen in ‚den Medien‘ scheint ihr Interesse geweckt zu haben, noch die Tatsache, dass in Nachbardisziplinen ein Gedächtnisdiskurs floriert, der Medien eine zentrale Bedeutung zuspricht.“⁹ Dabei ermöglicht ein kommunikationswissenschaftlicher Blick eine alternative Lesart dieser gesellschaftlichen Erinnerungsprozesse.¹⁰

Ein Blick in die Datenbank der laufenden und abgeschlossenen Masterarbeiten und Dissertationen am Wiener Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft bestätigt diese Einschätzung.¹¹

Dabei kann das Fach einen wertvollen Beitrag leisten, denn die Begriffe Kommunikation und (mediale) Vermittlung sind im Kontext des Erinnerns wesentlich. Gerade die Herausforderungen gegenwärtiger Medienentwicklungen (beispielsweise Internet, DVD etc.), die für die Erinnerungsprozesse von Gesellschaften nicht folgenlos geblieben sind, könnten hier einen der vielen Anknüpfungspunkte darstellen.¹² Als

⁸ Vgl. Zierold Martin: Gesellschaftliche Erinnerung. Eine medienkulturwissenschaftliche Perspektive. Berlin, 2006, o. A.

⁹ Ebd. S. 2f.

¹⁰ Vgl. ebd. S. 3.

¹¹ Anm.: Eine Arbeit sei jedoch an dieser Stelle erwähnt: Ursula Holler beschäftigt sich mit dem Erinnerungsdiskurs rund um das Berliner Holocaust-Mahnmal. Holler, Ursula: Vom nationalen Gedenken zur nationalen Identität. Der Erinnerungsdiskurs Deutschlands am Beispiel des Berliner Holocaust-Mahnmals, Masterarbeit, Wien, 2007.

¹² Vgl. Zierold, 2006; Anm.: Überlegungen zur Vermittlung von Erinnerung werden zumeist in einem interdisziplinären Kontext gestellt. In diesem Zusammenhang ist diese fachübergreifende Publikation zu nennen: Meyer, Erik (Hg.): Erinnerungskultur 2.0. Kommemorativ Kommunikation in digitalen Medien, Frankfurt am Main, 2009. Sie widmet sich den Auswirkungen der Neuen Medien auf Erinnerungskultur und Geschichtsvermittlung, beispielsweise in Computerspielen über den Zweiten Weltkrieg, Websites über den Holocaust und Online-Datenbanken aus

empirisch orientierte Disziplin kann die Kommunikationswissenschaft ihre Erfahrungen in der Analyse des Zusammenhangs von Medien und der Gesellschaft eine differenzierte Perspektive einbringen. Dies kommt also nicht nur dem Diskurs über das Gedächtnis zugute, sondern auch dem Fach selbst, indem sich neue Forschungsfelder in einem Themengebiet eröffnen, das in anderen Disziplinen schon seit geraumer Zeit als eines der wichtigsten Themen für die Analyse historischer und gegenwärtiger Gesellschaften gilt.¹³

Der kommunikationswissenschaftliche Aspekt der vorliegenden Arbeit liegt in der Verknüpfung von Erinnerung mit ihrer medialen und interpersonellen Vermittlung. Diesen Zusammenhang behandeln zwei Beiträge in der Publikation „Großbothener Vorträge zur Kommunikationswissenschaft IV“, die neben zwei anderen Forschungsfeldern den Bereich „Erinnern und Holocaust – Kommunikationswissenschaftliche Problematisierungen“ behandelt. Die angesprochenen Artikel thematisieren den Holocaust und das NS-Regime in der Erinnerung: Nina Brink widmet sich der Methode der Oral History, Dörte Hein sucht in ihrem Beitrag „nach sozialen Vermittlungen des Erinnerns“¹⁴ und befasst sich in Bezugnahme auf Maurice Halbwachs und Aleida Assmann mit dem World Wide Web „als Medium des sozialen Gedächtnisses.“¹⁵

„Der kommunikationshistorische und -wissenschaftliche Aspekt liegt bei beiden Arbeiten in der Verbindung von Erinnerung und deren medialer wie interpersonaler Vermittlung. Der Erinnerungsprozess und das Erinnerte selbst werden durch Erzählung und Darstellung wiederum transformiert. Damit kommt dem Erinnern eine eigene kommunikative Funktion zu, zugleich wirkt die Kommunikation des Erinnerten auf die Erinnerung zurück. Diese kommunikationswissenschaftliche Perspektive geht über historische und politikwissenschaftliche Fragestellungen hinaus.“¹⁶

Die Kommunikationswissenschaft als Fach blickt auf eine lange Diskussion um ihr Selbstverständnis zurück.¹⁷ Günter Bentele, Hans-Bernd Brosius und Ottfried Jarren umreißen in ihrem Handbuch Kommunikations- und Medienwissenschaft klar, dass das Fach den Forschungsgegenstand „Öffentliche Kommunikation“ zum Inhalt hat und legen auch die Rolle der Medien innerhalb dieser Kommunikationsprozesse dar:

gedächtnistheoretischer und medienwissenschaftlicher Perspektive. Der Band ist Ausdruck der Ergebnisse des Sonderforschungsbereichs Erinnerungskulturen, einem interdisziplinären Forschungsprojekt der Universität Gießen.

¹³ Vgl. ebd., S. 3.

¹⁴ Auerbeck, Stefanie / Beck, Klaus / Kutsch, Arnulf: Vorwort. In: dies. (Hg.): Großbothener Vorträge zur Kommunikationswissenschaft IV, Bremen, 2003, S. 7.

¹⁵ Anm.: vollständiger Titel des Beitrags: Das World Wide Web als Medium des sozialen Gedächtnisses. Formen der Erinnerung am Beispiel des Holocaust; des Weiteren erschienen: Hein, Dörte: Erinnerungskulturen online. Angebote, Kommunikatoren und Nutzer von Websites zu Nationalsozialismus und Holocaust, Konstanz, 2009.

¹⁶ Auerbeck / Beck / Kutsch, 2003, S. 7f.

¹⁷ Vgl. Bentele, Günter / Brosius, Hans-Bernd / Jarren, Ottfried (Hg.): Vorwort. In: Dies. (Hg.): Öffentliche Kommunikation. Handbuch Kommunikations- und Medienwissenschaft, Wiesbaden 2003, o. A.

„Der zentrale Begriff ‚öffentliche Kommunikation‘ bezeichnet dabei in diesem Kontext Kommunikationsprozesse und -strukturen, die öffentlich stattfinden und häufig – aber nicht zwingend – durch Massenmedien vermittelt sind. Die bewusste Wahl dieses Begriffs signalisiert dabei nicht nur, dass zu den Gegenständen des Fachs beispielsweise auch Kommunikationsprozesse gehören, die mit dem Begriff ‚Massenkommunikation‘ nicht mehr einzufangen sind, so z. B. viele Bereiche interner und externer Kommunikation von Unternehmen und anderen Organisationen.“¹⁸

Durch die Verwendung des Begriffs wird betont, dass es die Kommunikationsprozesse sind, die den Kern des Faches bilden, weniger „die Beschaffenheit von Medien.“ Diese sind „maßgeblicher Teil und Akteur öffentlicher Kommunikationsprozesse und -strukturen. Das Fach ist aber nicht auf die Betrachtung von Medien allein fokussiert oder gar reduzierbar.“¹⁹

Ein solches Verständnis von Kommunikationswissenschaft liegt auch dieser Magisterarbeit zugrunde. Die Erinnerungsinitiativen suchen Öffentlichkeit für ihr Anliegen, denn Erinnern ohne Rezipienten wäre reiner „Selbstzweck“, Erinnerungen entstehen zumeist „mit der Absicht, diese zu kommunizieren.“²⁰ Die Fragen, welche Kommunikationsprozesse durch die Erinnerungsinitiativen losgelöst werden, welche Medien sie für die soziale Vermittlung von Erinnerung auswählten und welche Strategien der Öffentlichkeitsherstellung sie dafür einsetzen, sind das zentrale Anliegen dieser Arbeit.

1.2. Forschungsinteresse

Nach diesem kurzen Exkurs zur Einordnung der Arbeit in die Kommunikationswissenschaft zurück zum Forschungsproblem: Zunächst interessieren die unterschiedlichen Formen der Erinnerung, sprich, welche orts- und situationsgerechten Erinnerungsformen die Erinnerungsinitiativen wählen, um ihre Anliegen zu vermitteln. Darauf aufbauend stellt sich die Frage, wie die Initiativen Öffentlichkeit herstellen und welche Rolle die etablierten Medien in diesem Prozess spielen. Der erste Schwerpunkt verlangt einen breit gefassten Medienbegriff für das Forschungsvorhaben, der interpersonelle Kommunikation einschließt. Auf der zweiten Ebene wird auch die gesellschaftlich-politische Funktion der Massenmedien

¹⁸ Ebd.

¹⁹ Ebd.

²⁰ Lichtblau, Albert: Topographie und Erinnerung. In: Lappin, Eleonore / Lichtblau, Albert: Die „Wahrheit der Erinnerung. Jüdische Lebensgeschichten, Innsbruck/Wien/Bozen, 2008, S. 98 - 116, S. 111.

(Herstellen von Öffentlichkeit, Artikulationsfunktion, politische Sozialisations- und Bildungsfunktion, Kritik- und Kontrollfunktion)²¹ tragend, aber auch der Blick auf alternative Formen der Öffentlichkeitsherstellung gelenkt.

Zunächst wird auf die forschungsleitenden Fragen eingegangen, in einem weiteren Schritt wird der Aufbau der Arbeit erläutert.

1.2.1. Fragestellungen

Drei zentrale Anliegen stehen im Fokus der Arbeit. Damit wurden die Forschungsfragen entsprechend in drei zentrale und jeweils weiterführende Fragen gegliedert, die sich wiederum auf zwei Ebenen – der Projektebene und der Ebene der Erinnerungslandschaft – an die Thematik annähern.

Projektebene

Frage 1: In welcher Form vermitteln und kommunizieren die Erinnerungsinitiativen ihre Anliegen?

- Welche Formen der Gestaltung und der sozialen Vermittlung von Erinnerung werden eingesetzt und welche Medien kommen dabei zum Einsatz?
- Welche Gemeinsamkeiten und Unterschiede gibt es innerhalb der Erinnerungsprojekte?

Frage 2: Mit welchen Strategien schaffen die Erinnerungsinitiativen Öffentlichkeit für ihr Anliegen?

- Mithilfe welcher alternativen Strategien wird versucht, Öffentlichkeit herzustellen?
- Welchen Beitrag leisten die etablierten (Massen-)Medien für die Vermittlung?

Ebene der Erinnerungslandschaft

Frage 3: Welchen Raum nehmen lokale Erinnerungsinitiativen in der österreichischen Erinnerungslandschaft ein?

- Wie positionieren sich die Initiativen im Kontext institutionalisierter bzw. staatlicher Erinnerungskultur?
- Nehmen die Initiativen auf eine ritualisierte Form der Erinnerung (Gedenktage und Gedenkjahre) Bezug?

²¹ Vgl. Burkart, Roland: Kommunikationswissenschaft. Grundlagen und Problemfelder. Umriss einer interdisziplinären Sozialwissenschaft. Wien/Köln/Weimar, 2002, S. 390ff.

1.3. *Aufbau der Arbeit*

Erinnerungstheoretische Ansätze liefern das theoretische Fundament der Arbeit. (→ 2.1. Erinnerungstheorien) Dabei soll vor allem in Begrifflichkeiten wie „kollektives Gedächtnis“ (Maurice Halbwachs), „kulturelles Gedächtnis“ (Jan und Aleida Assmann) und „Gedächtnisorte“ (Pierre Nora) Klarheit gebracht werden. Ein Abschnitt umreißt den Umgang mit der NS-Vergangenheit Österreichs in der Zweiten Republik, um den gesellschaftspolitischen Kontext im Blick zu halten, auch um festzustellen, wie und nach welchen Kriterien sich öffentliches Gedenken gestaltet (→ 2.2. Gesellschaftliche Rahmenbedingungen). Zunächst wird die spezifisch österreichische Erinnerungspolitik erläutert und dann konkret die Praxen des Erinnerns anhand der österreichischen Denkmallandschaft dargelegt. Dem Phänomen Geschichtswerkstätten und Erinnerungsinitiativen ist ein eigenes Kapitel gewidmet, sie werden einerseits in ihrer historischen Entwicklung als auch in ihrer gegenwärtigen Form anhand von Beispielen dargestellt (→ 2.2.3. Erinnerungsinitiativen und Geschichtswerkstätten). Der kommunikationswissenschaftliche Aspekt des Forschungsvorhabens wird in einem eigenen Kapitel betont, dabei wird besonders auf die Klärung des Begriffs „Öffentlichkeit“ Wert gelegt (→ 2.4. Öffentlichkeit).

Neben der ausführlichen Literaturstudie werden im empirischen Teil (→ 3. EMPIRISCHER TEIL) die Ergebnisse der ExpertInneninterviews mit den InitiatorInnen der Projekte besprochen. Die Interviews sollen Aufschluss über die Intention, die Formen der Vermittlung und die Strategien zur Öffentlichkeitsherstellung geben. In einem ersten Schritt wird die Methode des qualitativen ExpertInneninterviews zur Datenerhebung und der strukturierenden Inhaltsanalyse als Auswertungsverfahren (→ 3.1 Darlegung der Methode) erläutert. Im darauf folgenden Kapitel werden die ausgewählten Initiativen in ihrer Entstehungsgeschichte und in ihrer Erinnerungsarbeit beschrieben (→ 3.2. Die Erinnerungsinitiativen). In einem weiteren Schritt wird die Analyse der Gespräche dargelegt, Schlussfolgerungen gezogen und die Forschungsfragen beantwortet (→ 3.3. Analyse: Erinnern als Kommunikationsprozess).

2. THEORETISCHER TEIL

2.1. *Erinnerungstheorien*

Jede Gegenwart gestaltet sich durch die Vorbedingungen, die in der Vergangenheit gesetzt wurden²², denn: „Es gibt keinen voraussetzungslosen Anfang, weder für einzelne Menschen noch für Gesellschaften. [...] Man kann an mehr oder minder willkürlichen Punkten beginnen, eine Geschichte zu erzählen, doch immer nimmt die Geschichte Voraussetzungen in Anspruch.“²³ Vergangenheit entsteht also dadurch, dass man sich in der Gegenwart auf sie bezieht. Mit Hilfe von Erinnerungen wird Vergangenheit im *Jetzt* rekonstruiert.²⁴ Jede Erinnerungskultur bedeutet eine gruppenbezogene „Einhaltung einer sozialen Verpflichtung“ – damit geht alles um die zentrale Frage: „Was darf nicht vergessen werden?“²⁵

Die Begriffe Gedächtnis und Erinnerung haben in den verschiedensten wissenschaftlichen Disziplinen Konjunktur: Von der Psychologie, der Kognitions- und Neurowissenschaft, über die Sozial- und Geschichtswissenschaften, die Altertumswissenschaft, Religionsgeschichte, bis hin zu Kunst und Literaturwissenschaft.²⁶ Insbesondere in den Kulturwissenschaften gibt es wenig, zu dem in einem ähnlichen Ausmaß geforscht und veröffentlicht wurde, „wie zu der Frage, wie Gesellschaften mit ihrer Vergangenheit in ihrer Gegenwart umgehen.“²⁷

Im Folgenden sollen die wichtigsten Gedächtnistheorien vorgestellt werden, auf deren Verständnis diese Arbeit aufbaut. Angefangen mit Maurice Halbwachs, der in den zwanziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts einen wesentlichen Grundstein für die heutigen Erinnerungstheorien gelegt hat und festhielt, dass das Gedächtnis ein soziales Phänomen ist, über die Ansätze von Jan und Aleida Assmann, deren Überlegungen zum „kommunikativen“ und „kulturellen“ Gedächtnis insbesondere im deutschsprachigen Raum dominieren, über Pierre Nora und seine These von „Gedächtnisorten“ bis hin zu weiterführenden Erläuterungen von Jennifer Jordan, deren Überlegungen insbesondere im Zusammenhang mit Erinnerungsinitiativen als hilfreich erweist.

²² Vgl. Zierold, 2006, S. 1.

²³ Ebd., S. 1.

²⁴ Vgl. Assmann, Jan: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen, München, 1992, S. 31.

²⁵ Vgl. ebd., S. 30.

²⁶ Vgl. Zierold, 2006, S. 5.

²⁷ Ebd., o. A.

2.1.1. Das „kollektive Gedächtnis“, Maurice Halbwachs

Der französische Soziologe Maurice Halbwachs, heute oft als „Vater der sozialen Gedächtnisforschung“ bezeichnet, prägte den Begriff „kollektives Gedächtnis“ (*mémoire collective*) und beschrieb das Gedächtnis als ein soziales Phänomen.²⁸ Die wichtigsten Impulse für nachfolgende Forschungen setzten Halbwachs' Erläuterungen durch die Zusammenführung von Gedächtnis und sozialer Gruppe.²⁹ Seine zentrale These ist, dass Gedächtnis stets einen sozialen Ursprung hat³⁰: Nach Halbwachs kann ein Mensch für sich alleine keine Erinnerungen erleben, weil Erinnerungen „erst durch Kommunikation, d.h. im sprachlichen Austausch mit Mitmenschen, aufgebaut und verfestigt werden.“³¹ Erinnerungen entstehen also nur durch Interaktion und Kommunikation im Gefüge der sozialen Gruppe³², denn „wir erinnern nicht nur, was wir von anderen erfahren, sondern auch, was uns andere erzählen und was uns von anderen als bedeutsam bestätigt und zurückgespiegelt wird.“³³ Halbwachs hält fest, dass jede soziale Gruppe „kollektive“ Gedächtnisse (*mémoire collective*) ausbildet, also etwa Familien, religiöse Gruppierungen, selbst soziale Klassen.³⁴ Damit betont er einerseits „die Konstruktivität von Gedächtnis und Erinnerung“ und andererseits die „zentrale Rolle dieser Konstruktivität im Hinblick auf die Möglichkeit von Identitätsstiftung.“³⁵

In diesem Kontext entwickelte Halbwachs das Konzept der „sozialen Rahmen“ (*cadres sociaux*), die er für den Aufbau und die Bindung der Erinnerung verantwortlich macht, womit Phänomene wie Erinnern und Vergessen erklärt werden können. Fehlen die Bezugsrahmen in der Gegenwart, kann Vergangenheit nicht rekonstruiert werden und sie wird damit vergessen.³⁶ Er notiert: „Es gibt kein mögliches Gedächtnis außerhalb derjenigen Bezugsrahmen, deren sich die in der Gesellschaft lebenden Menschen bedienen, um ihre Erinnerungen zu fixieren und wiederzufinden.“³⁷

Für die Kommunikationswissenschaft relevant sind in diesem Zusammenhang vor allem folgende Überlegungen Zierolds, der in diesem Aspekt auf Halbwachs aufbaut und betont, dass individuelle Erinnerung nicht ohne soziale und auch mediale Aspekte verständlich wird: „Erinnerungselaborationen erfolgen in Anwendung eines

²⁸ Vgl. Assmann, Jan, 1992, S. 34f; Vgl. Zierold, 2006, S. 65.

²⁹ Vgl. Assmann, Jan, 1992, S. 46.

³⁰ Vgl. Zierold, 2006, S. 66.

³¹ Assmann, Aleida, 2006, S. 25.

³² Vgl. Assmann, Jan, 1992, S. 36.

³³ Ebd.

³⁴ Vgl. Zierold, 2006, S. 66.

³⁵ Ebd., S. 67.

³⁶ Vgl. Assmann, Jan, 1992, S. 36.

³⁷ Halbwachs, Maurice: Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen, Berlin/Neuwied, 1966, S. 121.

Kulturprogramms, das in (Medien-)Sozialisation erworben wurde. Medienangebote können hier darüber hinaus nicht nur als ‚Füllmaterial‘ [...] [Anm. d. Verf.: für die Leerstellen in den Erzählungen] dienen, sondern als Anlässe, überhaupt Erinnerungsprozesse in Gang zu setzen.“³⁸ Zierold verweist auf die „Sozialität aller Erinnerungsprozesse“ und betont damit die Relation jeder Erinnerung mit Medien und Kultur.³⁹

„Dies gilt im privaten Bereich, man denke nur an Kindheitsfotos oder Tagebucheintragen, die als Erinnerungsanlässe genutzt werden können und dann zugleich die Erinnerungselaboration als deren Voraussetzungen prägen. Gleiches gilt für den massenmedialen Bereich, wenn Medienangebote zum Beispiel über ihre Thematisierungsfunktion bestimmte historische Themen als relevant und erinnerungswürdig einstufen und damit zu Erinnerungsanlässen werden können. Insofern sind Gedächtnis und Erinnerungen nie rein individuelle, sondern stets auch soziale und (medien)kulturelle Phänomene.“⁴⁰

Die Grundannahme von Halbwachs, dass Gedächtnis und Erinnerung stets konstruiert werden, ist aus heutiger Sicht bemerkenswert. Unter dem Titel „Die Rekonstruktion der Vergangenheit“ führt er aus, dass alle Erinnerungen im Hinblick auf gegenwärtige Bezugsrahmen stattfinden.⁴¹ Er endet mit dem Resümee, dass nur das erinnert werden könne, „was die Gesellschaft in jeder Epoche mit ihren gegenwärtigen Bezugsrahmen rekonstruieren kann.“⁴² Dadurch zeigt er die Relation von Erinnerung und Gegenwart auf und beschreibt Erinnerung als ein stets subjektives und interessengebundenes Phänomen.⁴³ Halbwachs führt aus, ...

„... daß das gesellschaftliche Denken wesentlich ein Gedächtnis ist, und daß dessen ganzer Inhalt nur aus kollektiven Erinnerungen besteht, daß aber nur diejenigen von ihnen und nur das an ihnen bleibt, was die Gesellschaft in jeder Epoche mit ihren gegenwärtigen Bezugsrahmen rekonstruieren kann.“⁴⁴

Der Verweis, dass Vergessen ein „Fehlen geeigneter Erinnerungsanlässe bzw. geeigneter aktueller Sinn-Rahmen“ zugrunde liegt, deutet darauf hin, dass Halbwachs die „Politizität von Erinnerungskonstruktionen in der jeweiligen Gegenwart“ früh erkannte.⁴⁵

³⁸ Zierold, 2006, S. 57.

³⁹ Vgl. ebd., S. 58.

⁴⁰ Ebd., S. 57.

⁴¹ Vgl. Halbwachs, 1966, S. 125ff.

⁴² Ebd., S. 390.

⁴³ Vgl. Zierold, 2006, S. 66f.

⁴⁴ Halbwachs, 1966, S. 390.

⁴⁵ Zierold, 2006, S. 67.

Halbwachs wurde 1945 im Konzentrationslager Buchenwald ermordet⁴⁶ und konnte sein Werk zum „kollektiven Gedächtnis“ nie abschließen, wodurch sein Konzept nur fragmentarisch erhalten ist und manche Aspekte ungeklärt blieben. Kritik an seiner Gedächtnistheorie bezieht sich daher zumeist auf undifferenzierte Ausführungen und ein zu wenig ausgearbeitetes Konzept⁴⁷ und äußert sich insbesondere auf die Vagheit des Begriffs „kollektives Gedächtnis“. ⁴⁸ So bleibt beispielsweise die Trägerschaft dieses Gedächtnisses ungeklärt. ⁴⁹

Im deutschsprachigen Raum haben Jan und Aleida Assmann Halbwachs' Grundannahmen zum „kollektiven Gedächtnis“ weiter ausgearbeitet und trugen damit wesentlich zur Wiederentdeckung seines Entwurfs bei.⁵⁰ Sie versuchten die fehlende begriffliche Schärfe zu optimieren und erweiterten seine Überlegungen um zwei Begriffe – das „kommunikative“ und das „kulturelle Gedächtnis“. ⁵¹ Ihre Ausführungen werden im Folgenden vorgestellt.

2.1.2. Das „kommunikative“ und das „kulturelle Gedächtnis“, Jan und Aleida Assmann

Die zentrale Bezugnahme von Jan und Aleida Assmanns Ansätzen gründet auf Halbwachs' Überlegungen zur Konstruiertheit von Vergangenheit.⁵² So betonen auch die Ausführungen von Jan Assmann, dass Vergangenheit, „überhaupt erst dadurch [entsteht], daß man sich auf sie bezieht.“⁵³

Mit dem Begriff „Erinnerungskultur“ beschreibt Jan Assmann „die verschiedenen Arten einer solchen Bezugnahme auf Vergangenheit, d. h. einer Rekonstruktion von Vergangenheit in Erinnerung“⁵⁴ innerhalb sozialer Gruppen. In Abgrenzung zur Gedächtnisleistung einzelner Individuen beschreibt er Erinnerung als ein soziales Phänomen und darüber hinaus als „soziale[] Verpflichtung“. ⁵⁵ Im Zentrum jeder

⁴⁶ Anm.: Halbwachs blieb während der Besetzung Frankreichs durch die Nationalsozialisten in Paris und arbeitete als Professor am Collège de France, 1944 wurde er bei einem Racheschlag gegen die Resistance, der einige seiner Freunde und seine Söhne angehörten, verhaftet und schließlich mit einem seiner Söhne nach Buchenwald deportiert, wo er im Februar 1945 starb. Sein letztes Werk ist nur fragmentarisch erhalten: *La Mémoire collective*. Vgl. Einleitung, Maurice Halbwachs 1877 - 1945. In: Halbwachs, Maurice: Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen, Berlin/Neuwied, 1966, S. 17f.

⁴⁷ Vgl. Zierold, 2006, S. 67.

⁴⁸ Vgl. Assmann, Aleida, 2006, S. 29.

⁴⁹ Vgl. Zierold, 2006, S. 66.

⁵⁰ Vgl. ebd., S. 67.

⁵¹ Vgl. Assmann, Aleida, 2006, S. 60.

⁵² Vgl. Assmann, Jan 1992, S. 47.

⁵³ Zierold, 2006, S. 68.

⁵⁴ Ebd.

⁵⁵ Assmann, Jan, 1992, S. 30.

Erinnerungskultur steht folglich die Frage „Was dürfen wir nicht vergessen?“⁵⁶ Diese Bezugnahme auf die Vergangenheit offenbart, dass Erinnerungskultur immer mit „Gedächtnis, das Gemeinschaft stiftet“ zu tun hat.⁵⁷

Bei Jan und Aleida Assmann ersetzt die Bezeichnung „Gedächtnis“ den Begriff „Tradition“. Die leitende Frage im Zusammenhang mit Gedächtnis lautet für sie: „Auf welche Weise und mit welcher Absicht wird ein für eine Gruppe als Gemeinschaft relevantes Wissen von einer Generation auf die nächste übermittelt?“⁵⁸ „Gedächtnis“ ist für sie nicht nur ein Phänomen das aufgrund neuronaler oder psychischer Prozesse erläuterbar wäre:

„Das Gedächtnis entsteht nicht nur in, sondern vor allem zwischen den Menschen. [...] Es entfaltet sich in Kommunikation und Gedächtnismedien, die solcher Kommunikation ihre Wiedererkennbarkeit und Kontinuität sichern. Was und wie erinnert wird, darüber entscheiden neben den technischen Möglichkeiten der Aufzeichnung und Speicherung auch die Relevanzrahmen, die in einer Gesellschaft gelten.“⁵⁹

Jan und Aleida Assmann erweitern damit aufbauend auf Halbwachs den Begriff des „kollektiven Gedächtnis“, differenzieren die Terminologie und bringen zwei neue Begriffe ein: das „kommunikative“ und das „kulturelle Gedächtnis“. Das „kommunikative Gedächtnis“ birgt Erinnerungen, die sich auf die jüngere Vergangenheit beziehen, und damit Erinnerungen auf die alle Zeitgenossen gemeinsam zurückgreifen. Charakteristisch dafür ist das so genannte „Generationen-Gedächtnis“. Sind seine Repräsentanten verschieden, entsteht ein neues Gedächtnis.⁶⁰ Zumeist geschieht dieser Übergang unbemerkt. Problematisch wird dies nur, wenn die moralische Verpflichtung zur Erinnerung ins Spiel kommt:

„Historisch signifikant wird das unmerkliche Absterben eines Gedächtnis-Abschnitts erst, wenn damit bleibende Erfahrungen verbunden sind, die dauerhaft sicher zu stellen sind. Das ist der Fall der Greuel der NS-Zeit. Nach diesen Jahrzehnten wird jene Generation ausgestorben sein, für die Hitlers Judenverfolgung und -vernichtung Gegenstand persönlicher traumatischer Erfahrung ist. Was heute z.T. noch lebendige Erinnerung ist, wird morgen nur noch über externe Speicher-Medien vermittelt sein.“⁶¹

Der Wandel von einem „kommunikativen“ in ein „kulturelles Gedächtnis“ führt zu einer Vielzahl von schriftlicher Erinnerungsarbeit von Seiten der Betroffenen und zu einer

⁵⁶ Vgl. ebd.

⁵⁷ Vgl. ebd.

⁵⁸ Assmann, Aleida / Assmann, Jan: Das Gestern im Heute. Medien und soziales Gedächtnis. In: Merten, Klaus / Schmidt, Siegfried J. / Weischenberg, Siegfried (Hg.): Die Wirklichkeit der Medien. Einführung in die Kommunikationswissenschaft, Opladen, 1994, S. 117.

⁵⁹ Ebd., S. 114.

⁶⁰ Vgl. ebd., S. 119.

⁶¹ Ebd., S. 120.

verstärkten Sammlerarbeit von Archiven.⁶² Für den Übergang selbst machen Jan und Aleida Assmann die Medien verantwortlich:

„Medien sind die Bedingung der Möglichkeit dafür, daß spätere Generationen zu Zeugen eines längst vergangenen und in seinen Einzelheiten vergessenen Geschehens werden können. Sie erweitern drastisch den Radius der Zeitgenossenschaft. Durch Materialisierung auf Datenträgern sichern die Medien den lebendigen Erinnerungen einen Platz im kulturellen Gedächtnis. Das Photo, die Reportage, die Memoiren, der Film werden in der großen Datenbank objektiver Vergangenhait archiviert.“⁶³

Die beiden argumentieren mit einem sehr breit gefassten Medienbegriff, dass die aktuelle Erinnerung nicht automatisch abgerufen werden kann, hierfür wären „Medien zweiten Grades“ notwendig, die dafür verantwortlich sind, gespeicherte Inhalte zu aktivieren. Während sie Medien ersten Grades als „Dokumente“ bezeichnen, deklarieren sie Medien zweiten Grades als „Monumente“: „Dokumente beruhen auf Kodifikation und Speicherung von Information, Monumente beruhen auf Kodifikation und Speicherung plus *sozial bestimmtem und praktiziertem Erinnerungswert*.“⁶⁴

Das „kommunikative Gedächtnis“ beschreiben Jan und Aleida Assmann als „mündlich-kommunikativ“, allerdings stellen sie fest, dass diese Form des Gedächtnisses auch in auf Schriftlichkeit basierenden Gemeinschaften zutrifft. „Die Rekonstruktion dieses im engeren lebensweltlichen Horizont fundierten Gedächtnisses bildet den Gegenstand der Oral History [...], welche Methoden entwickelt hat, um das vergangene Alltagswissen als historische Quelle zu erschließen.“⁶⁵ Im Gegensatz zum „kommunikativen Gedächtnis“ ermöglicht das „kulturelle Gedächtnis“ „identitätsbildende Kommunikation“ über einen Zeitverlauf hinweg, wodurch wir niemals nur Angehörige unseres eigenen Zeitabschnitts sind.⁶⁶ Die Funktion des „kulturellen Gedächtnisses“ ist es, „Erfahrungen und Wissen über die Generationenschwellen zu transportieren und damit ein soziales Langzeitgedächtnis auszubilden.“⁶⁷ Das Fundament für das „kulturelle Gedächtnis“ ist der Transfer der Erinnerungen auf materielle Datenträger. „Ohne Kodifizierung in Zeichen und Symbolen, ohne Formung in Texten und Bildern gibt es kein kulturelles Gedächtnis.“ „Repräsentationen“ werden damit zum Fundament dieses „kulturellen Gedächtnisses“.⁶⁸

⁶² Vgl. ebd.

⁶³ Ebd.

⁶⁴ Ebd., S. 120f.

⁶⁵ Ebd., S. 121.

⁶⁶ Vgl. Assmann, Aleida, 2006, S. 60.

⁶⁷ Ebd., S. 57.

⁶⁸ Ebd., S. 235.

Innerhalb des „kollektiven Gedächtnisses“ wird zwischen dem „Speicher- und dem Funktionsgedächtnis“ unterschieden. Das „Speicher-Gedächtnis“ ist charakterisiert durch ein ungeordnetes Reservoir an verschiedensten Komponenten, die dem einzelnen Individuum oder dem Kollektiv zwar inne wohnen, über die aber nicht einfach verfügt werden kann.⁶⁹ Diejenige Dimension des Gedächtnisses, die hingegen tatsächlich *bewohnt* wird, bezeichnen Jan und Aleida Assmann als „Funktions-Gedächtnis“⁷⁰:

„Es handelt sich dabei um ein Stück angeeignetes Gedächtnis, wie es aus einem Prozeß der Auswahl, der Verknüpfung, der Sinnkonstruktion – oder, mit Halbwachs zu sprechen: der Rahmenbildung hervorgeht. Die strukturlosen, unzusammenhängenden Elemente treten ins Funktions-Gedächtnis als komponiert, konstruiert, verbunden ein. Aus diesem konstruktiven Akt geht Sinn hervor, eine Qualität, die dem Speicher-Gedächtnis abgeht.“⁷¹

Das „Funktions-Gedächtnis“ ist also als eine Konstruktion zu verstehen, die stets an das Subjekt, und damit an „Kollektive“, „Institutionen“ und „Individuen“, geknüpft ist, nämlich „durch selektives und bewusstes Verfügen über Vergangenheit.“⁷² Im Gegensatz zum „Funktions-Gedächtnis“ stärkt das „Speicher-Gedächtnis“ Identität nicht.⁷³

Der Fokus Jan Assmanns lag vor allem auf frühen Hochkulturen, die Untersuchungen von Aleida Assmann reichen von der Antike bis hin zur Gegenwart. Zierold bemängelt aus kommunikationswissenschaftlicher Sicht, dass in ihren Ausführungen vielfach über den Übergang von Mündlichkeit zu Schriftlichkeit gesprochen werde, moderne Medienentwicklungen jedoch nur ansatzweise miteinbezogen werden: „Eine Untersuchung des Zusammenhangs von Gedächtnis und anderen Medien als Schrift oder Buchdruck, insbesondere der Möglichkeiten sozialer Formen von Erinnerung unter den Bedingungen audio-visueller Medien, erfolgt [...] nur fragmentarisch.“⁷⁴

Im Folgenden wird ein weiteres theoretisches Konzept über soziale Formen von Gedächtnis vorgestellt. Es kann alternativ oder ergänzend zu den Konzepten von Jan und Aleida Assmann betrachtet werden. Im Anschluss an dieses Unterkapitel wird auf Gedenktage und Gedenkjahre als spezielle Gedächtnisorte eingegangen und die Problematik der vermeintlichen Authentizität von Orten angesprochen.

⁶⁹ Vgl. Assmann, Aleida / Assmann, Jan, 1994, S. 122.

⁷⁰ Vgl. ebd., S. 121f.

⁷¹ Ebd.

⁷² Ebd., S. 123.

⁷³ Vgl. ebd.

⁷⁴ Zierold, 2006, S. 73.

2.1.3. „Gedächtnisorte“, Pierre Nora

Der französische Historiker Pierre Nora schuf in den achtziger Jahren den Begriff „Gedächtnisort“ (*lieux de mémoire*). Diese Erinnerungsorte fungieren zur „symbolischen Vergegenwärtigung von Ereignissen und Personen, die zum Zweck der Schaffung oder Erhaltung von Gruppenidentitäten gehalten werden.“⁷⁵ „Gedächtnisorte“ werden nicht auf geografische Orte reduziert. Nora betrachtet Gebäude und Denkmäler, aber auch Begräbnisse, Straßennamen, Rituale oder Texte als Ort.⁷⁶ „Gedächtnisorte“ können nach Nora in dreierlei Hinsicht charakterisiert werden: materiell, symbolisch und funktional, lediglich die Ausprägungen variieren. Ein Gedächtnisort wird erst dann zu einem solchen, wenn er von einer „symbolischen Aura“ umhüllt ist.⁷⁷

„Auch ein rein funktionaler Ort wie ein Schulbuch, ein Testament, ein Kriegsveteranenverein gehört nur dann zu dieser Kategorie, wenn er Gegenstand eines Rituals ist. Auch eine Schweigeminute, die das extremste Beispiel einer symbolischen Bedeutung zu sein scheint, ist materieller Ausschnitt einer Zeiteinheit und dient gleichzeitig dazu, periodisch eine Erinnerung wachzurufen. Stets existieren die drei Aspekte neben und miteinander. [...] Was sie konstituiert, ist ein Wechselspiel von Gedächtnis und Geschichte, eine Interaktion zwischen beiden Faktoren [...].“⁷⁸

Nora unterscheidet grundsätzlich zwischen Gedächtnis und Geschichte. Geschichte charakterisiert er als „stets problematische und unvollständige Rekonstruktion dessen, was nicht mehr ist“⁷⁹, sie fordert „Analyse und kritische Argumentation“, sie ist universal.⁸⁰ Im Gegensatz dazu beschreibt er Gedächtnis als „ein stets aktuelles Phänomen, eine in ewiger Gegenwart erlebte Bindung“⁸¹, von „lebendigen Gruppen“ getragen und damit pausenlos in Veränderungsprozessen, „der Dialektik des Erinnerns und Vergessens offen [...]“.⁸² „Gedächtnisorte“ sind für Nora „als Phänomene des Übergangs“⁸³ zwischen Gedächtnis und Geschichte angesiedelt und entstehen dadurch, weil Gedächtnis niemals spontan ist. Aus diesem Grund benötigen Gesellschaften Archive, Jahrestage und Feiern.⁸⁴

„Ohne die Wacht des Eingedenkens fegte die Geschichte sie bald hinweg. Wäre aber das, was sie verteidigen, nicht bedroht, so brauchte man sie

⁷⁵ Brix, Emil: Kontinuität und Wandel im öffentlichen Gedenken, In: Brix / Stekl, 1997, S. 13 - 21. S. 16.

⁷⁶ Vgl. Zierold, 2006, S. 74; vgl. auch Nora, 1990, S. 26ff.

⁷⁷ Vgl. Nora, Pierre: Zwischen Geschichte und Gedächtnis, Berlin, 1990, S. 26.

⁷⁸ Ebd.

⁷⁹ Ebd., S. 12f.

⁸⁰ Vgl. ebd., S. 13.

⁸¹ Vgl. ebd.

⁸² Ebd., S. 12.

⁸³ Zierold, 2006, S. 74.

⁸⁴ Vgl. Nora, 1990, S. 17.

nicht zu konstruieren. Lebte man die in ihnen eingeschlossenen Erinnerungen wirklich, so wären sie unnütz. Und bemächtigte nicht umgekehrt die Geschichte sich ihrer, um sie zu verformen, zu verwandeln, sie zu kneten und erstarren zu lassen, so würden sie nicht zu Orten für das Gedächtnis. Es ist dieses Hin und Her, das sie konstituiert, Augenblicke für die Geschichte, die der Bewegung der Geschichte entrissen wurden, aber ihr zurückgegeben werden.“⁸⁵

Im Unterschied zur individuellen Erinnerung werden Prozesse auf kollektiver und institutioneller Ebene durch eine gezielte und geregelte Erinnerungs- bzw. Vergessenspolitik bestimmt.⁸⁶ Festtage und Riten gewährleisten durch regelmäßige Wiederholung für „die Vermittlung und Weitergabe des identitätssichernden Wissens und damit [...] die Reproduktion der kulturellen Identität.“⁸⁷ Diese rituelle Wiederholung sichert die räumliche und zeitliche Verbundenheit der Gruppe.⁸⁸ „Kollektive Identität“ im Sinne sozialer Zugehörigkeit entsteht Assmann zufolge „auf der Teilhabe an einem gemeinsamen Wissen und einem gemeinsamen Gedächtnis, die [...] [durch] die Verwendung eines gemeinsamen Symbolsystems vermittelt wird.“⁸⁹ Nachdem in der Magisterarbeit auch geklärt werden soll, welche Rolle Gedenktage und Gedenkjahre für die Erinnerungsinitiativen spielen, soll im Folgenden näher auf diesen spezifischen „Gedächtnisort“ eingegangen werden.

2.1.3.1. Gedenktage und Gedenkjahre

Die österreichischen Historiker Emil Brix und Hannes Stekl beziehen sich auf die Überlegungen von Nora, sowie Jan und Aleida Assmann. Sie beschreiben in ihrer Publikation eine für die vorliegende Arbeit wesentliche Form der ritualisierten Vergegenwärtigung der Vergangenheit: öffentliche Gedenktage.⁹⁰ Diese bilden einen bedeutenden Bestandteil des „kulturellen Gedächtnisses“ einer Gesellschaft⁹¹, sie besitzen eine einheitsstiftende Funktion und bezwecken die emotionale Identifikation ihrer Mitglieder:

„Man begegnet ihnen entweder in Form von Anniversarien, den jährlich wiederkehrenden Erinnerungsfeiern, oder von Jubiläen, den Feiern anlässlich einer ‚runden‘ Zahl von Jahren. Beide thematisieren bzw. verinnerlichen Gemeinsamkeiten bzw. Schlüsselereignisse der Vergangenheit, welche die Ursprünge der gesellschaftlichen Ordnung präsent machen, Werte ihrer Historizität entkleiden und auf Ziele der

⁸⁵ Ebd.

⁸⁶ Vgl. Assmann, Aleida: Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses. München 1999a, S. 15.

⁸⁷ Assmann, Jan, 1992, S. 57.

⁸⁸ Vgl. ebd.

⁸⁹ Ebd., S. 139.

⁹⁰ Brix / Stekl, 1997, S. 9.

⁹¹ Stekl, Hannes: Öffentliche Gedenktage und gesellschaftliche Identitäten. In: Brix / Stekl, 1997, S. 91 - 116, S. 91.

*Gegenwart ausrichten sowie das kollektive Selbstwertgefühl der Adressaten positiv bestimmen. Dadurch sind sie in bestimmter Weise für die Stabilität von sozialen Gruppen bzw. politischen Systemen von großer Bedeutung.*⁹²

Öffentliche Gedenktage sind damit „wichtige Austragungsorte des Kampfes um die Inhalte des kollektiven Gedächtnisses“.⁹³ Die Form und Wirkung dieser Gedenktage sind von den herrschenden gesellschaftlichen Gegebenheiten abhängig. Die Analyse solcher Feierlichkeiten kann historische Wandlungsprozesse deutlich machen,⁹⁴ denn dadurch, dass sie Traditionszusammenhänge immer wieder neu herstellen, ermöglichen sie Aussagen über die Gegenwart.⁹⁵ So spiegeln die Inszenierungen und Rituale der Gedenktage in der Zweiten Republik „historische Bruchlinien der österreichischen Nation“ wider.⁹⁶ (→ 2.2. gesellschaftliche Rahmenbedingungen) Die Inszenierung und Ritualisierung lässt sich auf verschiedenen Ebenen betrachten: Über die „Orte der Festlichkeiten“ (z. B. wie öffentlich ist der Veranstaltungsort), die „Anknüpfung an religiöse Formen“ (z. B. Rückbindung an Tradition und Brauchtum, Rituale wie Ansprachen, Umzüge, Musik, Gesang, Gedichte, usw.), die „Symbolik und Formensprache“ und durch die Beteiligten (Anzahl, die soziale Herkunft, aktive oder passive Teilhabe).⁹⁷

*„Gedenktage und Gedenkjahre sind Formen einer öffentlichen Erinnerung an Ereignisse, Personen oder datierbare Sachverhalte, denen eine gesellschaftliche, nationale, übernationale oder gar universalhistorische Bedeutung zugemessen wird. Sie können vom Staat als politische Gedenktage, aber auch unterhalb der staatlichen Ebene organisiert und inszeniert werden.“*⁹⁸

Betrachtet man die gegenwärtige Flut an Gedenktagen und „Jubiläumswellen“ könnte man daraus schließen, dass Gedenktage und Gedenkjahre charakteristisch für die Neuzeit wären, sie haben hingegen eine viel länger zurückreichende Tradition.⁹⁹

Ist die Rede von Gedenktagen, meint man damit zumeist „die staatlich eingerichteten, verordneten oder auch nur geförderten, inszenierten feierlichen Handlungen anlässlich von politischen Gedenktagen.“¹⁰⁰ Nicht unwesentlich ist dabei die Differenzierung

⁹² Ebd.

⁹³ Brix / Stekl 1997, S. 10 - 11.

⁹⁴ Vgl. Brix, 1997, S. 16.

⁹⁵ Brix / Stekl, 1997, S. 9.

⁹⁶ Vgl. Breuss, Susanne / Liebhart, Karin / Pribersky, Andreas: Rituale des nationalen Gedenkens. Die Schweiz, Frankreich, Österreich und Deutschland im Vergleich. In: Brix / Stekl, 1997, S. 395 - 417, S. 403.

⁹⁷ Vgl. Brix, Emil / Stekl, Hannes: Vorwort. In: Dies., 1997, S. 9 - 11, S. 10.

⁹⁸ Bergmann, Klaus: Gedenktage, Gedenkjahre und historische Vernunft. In: Horn, Sabine / Sauer, Michael (Hg.): Geschichte und Öffentlichkeit. Orte – Medien – Institutionen, Stuttgart, 2009, S. 24 - 31, S. 24.

⁹⁹ Vgl. ebd., S. 24f.

¹⁰⁰ Ebd., S. 26.

zwischen gegenwärtigen und historischen Gedenktagen und Jubiläen.¹⁰¹ Ein Beispiel für eine junge Entwicklung ist die Einführung eines nationalen Holocaustgedenktag in Deutschland im Jahr 1996, der jährlich am 27. Jänner an die Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz-Birkenau erinnern soll.¹⁰² Im November 2005 wurde dieser Tag von den Vereinten Nationen zum internationalen Gedenktag erklärt. Während sich der 27. Jänner in Deutschland und in anderen Ländern bereits als Gedenktag etabliert hat, scheint er in der österreichischen Erinnerungskultur noch wenig Nachklang hinterlassen zu haben. Österreich entschied sich 1997 für den 5. Mai, den Tag der Befreiung des Konzentrationslagers Mauthausen, als nationalen Gedenktag für den Holocaust.¹⁰³ Wie Heidemarie Uhl kritisch bemerkt, geschah dieser Beschluss auch in einer gewissen Abgrenzung zu Deutschland, das ein Jahr zuvor den 27. Jänner festgelegt hatte. „Insofern ist die Wahl des 5. Mai auch ein Ausdruck nationaler Befindlichkeit.“¹⁰⁴

Neben den „offiziellen“ Gedenkfeierlichkeiten gibt es auch eine große Zahl von Gedenktagen und Jubiläen, die nicht staatlich getragen sind, die jedoch ebenfalls einem „Bedürfnis nach historischer Selbstvergewisserung und gemeinsamer Zukunftsperspektive“ entspringen.¹⁰⁵ Die Erinnerung an als relevant erachtete Ereignisse oder Personen im Ausdruck von Gedenktagen und Gedenkjahren geht also von unterschiedlichen Trägern aus:

„Sie kann als kollektive Erinnerung von staatlicher Seite und herrschenden Schichten erwünscht, durch Gesetz festgeschrieben und institutionalisiert wie ritualisiert sein. Oder sie kann als kollektive Erinnerung von Gruppen, Schichten, Klassen, Gemeinschaften oder Vereinen auftreten, die der Bildung einer auch historisch unterfütterten gemeinsamen Identität dient.“¹⁰⁶

Staatliche Gedenktage besitzen in erster Linie eine politische Funktion und dienen „der Bestätigung und Bewahrung bestehender Verhältnisse.“¹⁰⁷ Indem sie Traditionen herstellen und darstellen, suchen sie die Loyalität der Bürger gegenüber dem herrschenden System mit dem Ziel eines möglichst homogenen Geschichtsbewusstseins.¹⁰⁸ In diesem Prozess spielt der Akt des Wiederholens eine wesentliche Rolle. Aber auch Gedenktage und Gedenkjahre, die nicht von staatlicher Hand geplant

¹⁰¹ Vgl. ebd.

¹⁰² Vgl. ebd.

¹⁰³ Vgl. Uhl, Heidemarie: Holocaust-Gedenktag: Zeichen für Wandel der Erinnerung, 25. Jänner 2008, <http://ecards.orf.at/uhl/150604.html>; vgl. United Nations (UN): *Remembrance and beyond*, <http://www.un.org/holocaustremembrance/> (abgerufen am 3. Februar 2010).

¹⁰⁴ Ebd.

¹⁰⁵ Bergmann, 2009, S. 26f.

¹⁰⁶ Ebd., S. 27.

¹⁰⁷ Ebd.

¹⁰⁸ Vgl. ebd., S. 28.

sind, haben ebenfalls – abhängig von ihrer Trägerschaft – eine politische Funktion. Diese kann „bestandskritisch“, oder „integrationsfördernd“ sein (z. B. initiiert durch Städte, Vereine, oder andere Gemeinschaften). Auch hier steht die „Nutzbarmachung von Geschichte“¹⁰⁹ im Vordergrund.

Anlässlich von Gedenktagen „werden Sinne und Gefühle nicht nur durch die erzählte Geschichte gezielt angesprochen, sondern auch durch die äußere Gestaltung.“¹¹⁰ Um gemeinschaftliche Identität und Integration bemüht, wird Geschichte in Ritualen hochgradig emotionalisiert und instrumentalisiert:

„Bei staatlichen Gedenktagen durch Machtdemonstrationen, getragene, feierliche Musik, pathetische Sprache, die unvermeidlichen Fahnen und Lorbeerbäume, bei nichtstaatlichen Gedenktagen durch all die symbolischen Handlungen, Gestaltungen, Ermahnungen und traditionellen Formen der Selbstdarstellung, die der Gemeinschaft, der Gruppe, der Partei oder den anderen gedenkenden Einrichtungen seit langem vertraut und eigentümlich sind.“¹¹¹

Gedenktage müssen nicht zwingend zu *Denktagen* werden und Anstoß zur Auseinandersetzung mit der Vergangenheit geben, hält Klaus Bergmann in diesem Zusammenhang fest.¹¹² Er merkt jedoch für Deutschland an, dass Gedenktage zur deutschen Geschichte heute sensibler und kritischer begangen werden, als in vergangener Zeit, was er im gegenwärtigen Umgang mit dem Holocaustgedenktag manifestiert sieht. Er hält fest, dass auch kritisches Gedenken Gefahr laufen kann, zu erstarren und nur mehr in ritualisierter Form wiederholt zu werden.¹¹³ Bergmann geht weiters darauf ein, dass Gedenktage und Gedenkjahre in der heutigen „Medien- und Warengesellschaft“ auch ökonomische Regeln zu befolgen zu haben, Geschichte sei zu einem Verkaufsfaktor geworden (z. B. Verlage: Bücherverkauf, Fernsehsender: Einschaltquoten und Werbung, Presse: Auflagen und Anzeigengeschäft, Tourismus etc.).¹¹⁴

Diesen Bogen zur Ökonomie spannt auch die österreichische Historikerin Heidemarie Uhl. Sie bezieht sich in ihren Überlegungen auf den Entwurf von Georg Franck.¹¹⁵

¹⁰⁹ Ebd.

¹¹⁰ Ebd., S. 29.

¹¹¹ Ebd.

¹¹² Vgl. ebd., S. 29f.

¹¹³ Vgl. ebd., S. 30.

¹¹⁴ Vgl. ebd.

¹¹⁵ Anm.: Franck vergleicht in seinem kulturphilosophischen Ansatz die knappe Ressource Aufmerksamkeit mit der Ökonomie des Geldes. Er beschreibt, wie jedes Individuum bestrebt ist, Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, auf ähnliche Weise funktioniert für ihn auch das „Geschäft mit der Aufmerksamkeit“. Er vergleicht dabei die Währungsfunktion des Geldes mit der der Aufmerksamkeit: bei beiden handelt es sich um knappe Ressourcen (S. 67). Beim einen ist Geld das Rationierungsmittel, beim anderen geht es um begrenzte Wahrnehmungskapazitäten. Franck stellt die Frage, ob die Ökonomie des Geldes in modernen Gesellschaften durch eine Ökonomie der Aufmerksamkeit abgelöst wird und sich damit eine neue Art von Währung herausbildet (S. 49).

Sie sagt, dass gerade in Zusammenhang mit der Ausverhandlung von Erinnerungsthemen...

„... die Frage nach dem Zusammenhang zwischen kollektivem Gedächtnis und den Logiken medialer Aufmerksamkeit an Relevanz [gewinnt]: Geht man von Jan Assmanns Definition von kulturellem Gedächtnis als ‚kollektiv geteiltem Wissen‘ aus, so sind Medien im Hinblick auf die Formierung dieses spezifischen Wissens von elementarer Bedeutung, sowohl was die verdichteten Phasen der Auseinandersetzung mit dem ‚heißen‘ Gedächtnis einer Gesellschaft betrifft als auch die Tradierung jenes unhinterfragten impliziten Wissens, das die cultural patterns eines Kollektivs reproduziert und tradiert.“¹¹⁶

Diese Überlegungen bezieht Uhl auf die wiederkehrenden Erinnerungsanlässe des „Anschluss“-Gedenkens und der ihrem Ermessen nach zu erwartenden „Resonanz in Medienberichten“ in Print-Medien, Hörfunk-Sendungen bis hin zu Fernsehdokumentationen.¹¹⁷ Ein enormes mediales Interesse am „Anschluss“ gab es vor allem im Gedenkjahr 1988, als zum ersten Mal „gerade auch im medialen Diskurs, eine breite Auseinandersetzung mit ‚Anschluss‘ und NS-Herrschaft in Österreich stattgefunden hat.“¹¹⁸ Damals ging es vor allem um die Auswirkungen der Waldheim-Debatte. Die Aussage des Präsidentschaftskandidaten zur „Pflichterfüllung“ in der Wehrmacht „war unvereinbar mit der Sichtweise der offiziellen Opferthese.“¹¹⁹ (Mehr dazu unter Kapitel 2.2.1. Österreichische Erinnerungspolitik) So hatten die Bilder der jubelnden Menschen am Heldenplatz im Gedenkjahr 1988 erstmals eine breite Medienpräsenz,¹²⁰ damals noch ein Novum. Für die Gegenwart konstatiert Uhl einen gewissen Alltag im Umgang mit diesem Gedenken:

„Zwei Jahrzehnte nach 1988 verbindet sich mit dem ‚Anschluss‘-Gedenken offenkundig jene Routine, mit der Jahrestage mittlerweile ihren Fixplatz im Haushalt der medialen Aufmerksamkeit eingenommen haben, aber auch ihr Ablaufdatum, sobald dieses Zeitfenster wieder geschlossen ist.“¹²¹

Für Uhl spielt sich der „Kampf um die Erinnerung“ – und damit um die „Repräsentationen des kulturellen Gedächtnisses“ – in Gesellschaften der Gegenwart zu einem Gutteil in den Massenmedien ab. Dabei können die Medien in zweierlei Hinsicht betrachtet werden: „Der mediale Aufmerksamkeitsfaktor der Konfrontationen

Vgl. Franck, Georg: Die Ökonomie der Aufmerksamkeit. Ein Entwurf, München, 1998. Anm.: Sein Ansatz ist in der Kommunikationswissenschaft umstritten.

¹¹⁶ Uhl, Heidemarie: 1938 – 1988 – 2008. Gedenkjahre und die Logik medialer Aufmerksamkeit, In: Verein Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AHK) (Hg.): *medien & zeit*, 1/2009, Jg. 24, Wien, 2009, S. 4 - 7, S. 4.

¹¹⁷ Vgl. Uhl, 2009, S. 4.

¹¹⁸ Ebd.; Anm.: Heidemarie Uhl liefert in ihrer 1992 veröffentlichten Publikation eine eingehende Analyse der Berichterstattung zum Gedenkjahr 1988. Uhl, Heidemarie: Zwischen Versöhnung und Verstörung. Eine Kontroverse um Österreichs historische Identität fünfzig Jahre nach dem „Anschluß“, Wien, 1992.

¹¹⁹ Ebd., S. 5.

¹²⁰ Vgl. ebd.

¹²¹ Ebd., S. 6f.

mit den Tabus einer ‚unbewältigten Vergangenheit‘ und die damit verbundenen Medienereignisse sind einerseits Indikatoren für die Fieberkurven gesellschaftlicher Erinnerung, zugleich bewirken sie eine Abkühlung des heißen Konfliktgedächtnisses.“¹²² Für Uhl markiert also die Waldheim-Debatte den entscheidenden Schnitt: Die Frage von Österreichs Umgang mit seiner nationalsozialistischen Vergangenheit gelangte nach langer Zeit des Schweigens auf die öffentliche Agenda. Heute sind Gedächtnis und Erinnern ihres Erachtens nicht nur etabliert, die Gedächtniskultur folge auch zunehmend einer Medienlogik, das heißt sie steht unter Konkurrenzdruck und kämpft um die knappe Ressource Aufmerksamkeit. Uhl sieht Gedenktage und Gedenkjahre als Indikator für diese Entwicklung. Interessant verbleibt für die vorliegende Arbeit zu fragen, ob sich Gedenkinitiativen auch nach diesen „Aufmerksamkeitsfenstern“ richten, oder in ihrer Erinnerungsarbeit bewusst gegensteuern.

2.1.3.2. Das Gedächtnis der Orte

„Menschen lagern ihre Erinnerung nicht nur in Zeichen und Gegenstände aus, sondern auch in Orte, in Zimmer, Innenhöfe, Städte, öffentliche Plätze und Landschaften“¹²³, schreibt Aleida Assmann in einem Kapitel über „Gedächtnisorte“ in „Der lange Schatten der Vergangenheit“. Damit wird deutlich, dass „Gedächtnisorte“ im Sprechen über Erinnerung vielfach auch mit real existierenden, konkreten Orten verbunden werden. Dabei muss festgehalten werden, dass diese Orte nicht für sich alleine als Erinnerungsanlass wirken. James Young beschreibt, dass Menschen oft davon sprechen, an bestimmten historischen Orten „intuitiv“ die „unsichtbare Aura“ der Vergangenheit zu fühlen. Tatsächlich werde diese Vergangenheit für diese Menschen jedoch nur gegenwärtig, wenn sie bereits mit der Geschichte dieses Ortes bekannt sind, oder tatsächlich eine eigene „visuelle Erinnerung“ daran binden,¹²⁴ denn ...

„... ohne das historische Bewusstsein ihrer Besucher bleiben solche Orte gegenüber ihrer Vergangenheit grundsätzlich gleichgültig, ganz und gar amnestisch. Sie ‚wissen‘ nur, was wir wissen, sie ‚erinnern‘ lediglich, was wir erinnern.“¹²⁵

Erinnerung entfaltet sich, so argumentiert Young, nicht aus dem Ort selbst heraus, „sie entsteht vielmehr als Projektion des geistigen Auges auf den betreffenden Ort.“¹²⁶

¹²² Ebd., S. 7.

¹²³ Assmann, Aleida: Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik, München, 2006, S. 217.

¹²⁴ Young, James E.: Nach-Bilder des Holocaust in zeitgenössischer Kunst und Architektur, Hamburg, 2002, S. 76.

¹²⁵ Ebd.

¹²⁶ Ebd.

Gedenkorte erfordern damit auch das „historische Bewusstsein ihrer Besucher.“¹²⁷ Wie Nora beschrieben hatte, fehlt den Orten die Fähigkeit, etwas im Gedächtnis festzuhalten, ohne bewusste Akte des Erinnerns sind die Gebäude, Straßen oder Ruinen lediglich Bauwerke innerhalb der Stadt.¹²⁸

Young beschreibt in „Nach-Bilder“ die künstlerische Auseinandersetzung mit dem Holocaust in zeitgenössischer Architektur und Kunst, beispielsweise wie der Künstler Shimon Attie zwischen 1991 und 1996 mit „Vor-Ort-Installationen“ versuchte, in europäischen Städten jüdische Vergangenheit wieder zurück ins Bewusstsein zu holen.¹²⁹ Er stellte unter dem Titel „Sites Unseen“ den gegenwärtigen Orten „Stätten einer heute unsichtbaren jüdischen Vergangenheit“ mittels Projektionen von historischen Fotografien gegenüber, in der Hoffnung, dass diese Bilder mit den Orten in Verbindung treten, indem sie die Menschen nicht mehr loslassen, die diese Projektionen gesehen haben.¹³⁰ Seine Intention war es, diese Orte jüdischer Vergangenheit und jüdischen Lebens – beispielsweise über Bilder von Juden und Jüdinnen in Alltagshandlungen, am Fenster sitzend, sich unterhaltend etc. – zu bewahren, „wenn auch nur in den Augen der Betrachter“ seiner künstlerischen Projektionen¹³¹, in Form von verinnerlichten „Nachbildern“ sobald die Projektoren ausgeschaltet sind,¹³² in der Hoffnung, „die Installationen selbst würden überflüssig werden, sobald andere erst einmal zu Zeugen seiner memorialen Projektionen geworden wären.“¹³³ Jede dieser Projektionen war für sich gewissermaßen ein „Neuentwurf der Vergangenheit, eine Neumarkierung ihres Bezugs zu dem betreffenden Ort.“¹³⁴ Anhand dieses Projektes erläutert Young, dass Gedenkakte zumeist eben „diese Kluft zwischen dem vergangenen Ereignis und seinem heutigen Erinnern daran“¹³⁵ offenbaren.

Aleida Assmann betont, dass das Sprechen von einem „Gedächtnis der Orte“ bequem ist, aber gleichermaßen auch suggestiv, denn diese Wendung täuscht vor, „daß die Orte selbst zu Subjekten, [und damit zu] Trägern der Erinnerung werden können und womöglich über ein Gedächtnis verfügen, das weit über das der Menschen hinausgeht.“¹³⁶ Sie erklärt diese neue Bedeutung eines Gedächtnisses der Orte in der Gegenwart mit den Ereignissen der jüngeren deutschen Geschichte:

¹²⁷ Ebd.

¹²⁸ Vgl. Young, 2002, S. 76; Nora, 1990, S. 26f.

¹²⁹ Vgl. Young, 2002, S. 76.

¹³⁰ Vgl. ebd., S. 76ff.

¹³¹ Vgl. ebd.

¹³² Vgl. ebd., S. 85ff.

¹³³ Ebd., S. 79.

¹³⁴ Ebd., S. 80.

¹³⁵ Ebd., S. 81.

¹³⁶ Assmann, Aleida, 1999b, S. 59.

„Die vom Hitlerstaat organisierte, industriemäßig durchgeführte Vernichtung der europäischen Juden hat überall in Europa weiße Flecken auf der Landkarte hinterlassen. Zentren jüdischen Lebens und jüdischer Kultur sind zusammen mit den Menschen vernichtet und ausradiert worden. Auf ein Gedächtnis der Orte ist – wie sich dabei herausstellt – ohne flankierende Maßnahmen wenig Verlaß; eher müsste man hier von einem ‚Vergessen der Orte‘ sprechen. [...] Neues Leben und neue Nutzung lassen bald kaum noch die Narben erkennen. [...] Im Gegenteil bedarf es ungeahnter Anstrengungen, die Lücke, die Leerstelle als Spur der Vernichtung zu bewahren.“¹³⁷

Damit wird offensichtlich, dass sich ein Ort nur dann mit Erinnerungen auflädt, wenn sich Menschen dafür finden, die sich dieser Erinnerungen annehmen.¹³⁸ Woran und an was erinnern also die Orte, wenn deutlich wird, dass die Vorstellung eines selbständigen Gedächtnisses der Orte problematisch ist? Orte, die abgekoppelt von „menschlichen Riten, Gedächtnissen, Interessen, Deutungen“ sind, erzählen von sich aus nichts: „Kein Gedächtnis der Orte [...] ohne bestimmte Formen einer kulturellen Mnemotechnik.“¹³⁹

Was bedeuten all diese Überlegungen zu Gedenkortern für die Vermittlung von Erinnerung, was heißt dies beispielsweise für die Pädagogik, wenn der normative Anspruch herrscht, aus der Vergangenheit zu lernen? Das Bewusstsein über die Orte kann Aufschluss über die gegenwärtigen Vergangenheitsdiskurse geben. Wenn beispielsweise in idyllischen Landstrichen vergessene Nebenlager von Konzentrationslagern wieder „entdeckt“ werden oder sich die Verantwortlichen von Krankenhäusern und Pflegeheimen an die nationalsozialistische Euthanasie-Vergangenheit der Einrichtung erinnern. Doch die Orte sprechen – wie bereits eingehend behandelt – nicht für sich selbst: sie haben nur die „Kraft, die im Vorstellungsvermögen der Besucher liegt und die daran gebunden ist, ob sich Menschen von den dort erzählten Geschichten berühren lassen. Jedenfalls geben sie mannigfachen Anlass zum Sprechen, zum Abgleich der vielen Geschichten [...].“¹⁴⁰ Dadurch, dass ihnen keine Erklärungskraft innewohnt, müssen „Gedächtnisorte“ daher erst in einen Kontext gesetzt werden, damit sie das Potential entwickeln, Ausschnitte von Geschichte zu erzählen.¹⁴¹

¹³⁷ Ebd., S. 74.

¹³⁸ Vgl. ebd.

¹³⁹ Ebd., S. 76.

¹⁴⁰ Dreier, Werner / Fuchs, Eduard: Einleitung. In: Verein für Geschichte und Sozialkunde (Hg.): Historische Sozialkunde, Geschichte – Fachdidaktik – Politische Bildung. Lernorte – Gedächtnisorte – Gedenkstätten, 33. Jg./Nr. 4, Wien, 2003, S. 2 - 3, S. 2.

¹⁴¹ Vgl. ebd.

2.1.4. Erinnerungsprozesse

Jennifer Jordan analysiert in ihrer Arbeit *Structures of memory. Understanding Urban Change In Berlin And Beyond* Erinnerungsprozesse und hinterfragt am Beispiel der deutschen Hauptstadt, warum manche Orte zu Erinnerungsorten werden, während andere in Vergessenheit geraten. Sie bringt unter anderem die Komponenten „Ort“ und „AkteurInnen“ in Verbindung und betont, dass der Anstoß zu Erinnerungszeichen oft von zivilgesellschaftlichen Initiativen ausgeht. Ihre theoretischen Ausführungen bringen auch Impulse für die vorliegende Arbeit.

Jordan fragt einleitend, wie es dazu kommt, dass manche Orte, die beispielsweise in Verbindung mit Verfolgung oder Widerstand in der NS-Zeit stehen, von der Bevölkerung – mit der Ausnahme von einigen AugenzeugInnen oder WissenschaftlerInnen – einfach vergessen werden, während andere zu Schauplätzen öffentlicher Zeremonien werden, Museen beheimaten, oder zumindest eine Form der dauerhaften Kennzeichnung finden.¹⁴² Für ihre Analyse der gegenwärtigen Berliner Erinnerungslandschaft vergleicht sie Projekte, die erfolgreich einen Platz in der offiziellen Erinnerungslandschaft eingenommen haben, mit jenen die gescheitert sind und fragt nach den Gründen des Misserfolgs.¹⁴³

Ihre Analyse ergab, dass vier beobachtbare Faktoren an diesem Prozess beteiligt sind: zum einen Landnutzung (*land use*), Landbesitz (*land ownership*), die Resonanz des Ortes mit einer breiteren – oft internationalen – Öffentlichkeit (*the resonance of the site's meaning with a broader, often international, public*) und die Anwesenheit oder Abwesenheit von „Erinnerungs-UnternehmerInnen“¹⁴⁴, d.h. jemandem, der im Interesse der Erinnerung Einfluss nimmt.¹⁴⁵ Insbesondere die letzten zwei Punkte erscheinen für die vorliegende Arbeit als wesentlich.

Ihre Arbeit¹⁴⁶ soll einen theoretischen Rahmen bieten, der konkrete Prozesse von Denkmalssetzungen beleuchtet, der aber auch für die Analyse von der Schaffung von

¹⁴² Vgl. Jordan, Jennifer A.: *Structures of Memory: Understanding Urban Change in Berlin and Beyond*, Stanford, 2006, S. 1.

¹⁴³ Vgl. ebd.

¹⁴⁴ Anm.: Der Begriff *memorial entrepreneurs* lässt sich nicht frei übersetzen; auch in der deutschen Sprache scheint es kaum einen adäquaten Wort zu geben, das die einzelnen Mitglieder von Erinnerungsinitiativen umschreibt, im Folgenden wird die Verfasserin den Begriff „ErinnerungsarbeiterInnen“ verwenden.

¹⁴⁵ Vgl. ebd., S. 1f.

¹⁴⁶ Anm: Jordan versucht in ihrer Analyse Erinnerungsprozesse nachvollziehbar zu machen und kombiniert Archivrecherche, Interviews (mit Personen die in diese Prozesse verwickelt sind), Sekundärquellen (Kataloge von Gedenkstätten und Gedenkort, Lokalgeschichte etc.) und die Suche in Zeitungsdatenbanken. Die Kombination dieser Materialien half ihr zu verstehen, wie offizielle VertreterInnen, KünstlerInnen, AktivistInnen, ArchitektInnen und andere aktiv an der Konstruktion von Erinnerungsorten arbeiten. Vgl. ebd., S. 16f.

Erinnerungsorten in anderen Settings gelten soll¹⁴⁷: „This schema can serve as one approach for exploring how polities, communities, neighborhoods, and states impose their visions of the past and of the future on the built environment.“¹⁴⁸ Mit ihrem Buch stellt sie eine Reihe von Leitfragen, die das dynamische Wechselspiel von Erinnerung, Märkten und Politik in Städten und Gemeinden weltweit aufzeigen soll.¹⁴⁹ Damit möchte Jordan beispielsweise Antworten darauf finden, wie und auf welche Weise Gruppen kollektive Erinnerung in der Landschaft verankern oder wie ein bestimmtes Gebäude zunächst nur für einige ZeitzeugInnen bedeutungsvoll und dann plötzlich zu einem bedeutsamen lokalen oder nationalen Element für die kollektive Erinnerung werden kann.¹⁵⁰ Dabei betont sie, dass kollektive Erinnerung stets innerhalb ökonomischer, materieller und politischer Grenzen agiert, ebenso wichtig ist das politische, kulturelle und ökonomische Klima.¹⁵¹

Diesen Handlungsspielraum zeigt Jordan anhand eines Beispiels auf, das ihre Thesen verdeutlichen soll. Es handelt sich um eine kleine Werkstatt im Zentrum von Berlin, in der ein Mann namens Otto Weidt in den Jahren 1941 und 1943 versuchte, das Leben seiner zumeist blinden jüdischen Angestellten zu retten. Jeder der oben genannten Faktoren wurde tragend, als sich die verlassenen Räume Jahrzehnte später von einem leerstehenden Gebäude zu einer international anerkannten Ausstellung und einem Ort der Erinnerung, an Weidt und die Menschen die er zu retten versuchte, entwickelten.¹⁵² In den späten achtziger Jahren gab es bereits erste Bemühungen um eine Gedenktafel, die auf die Werkstatt und Otto Weidt hinweisen sollte. Dies gelang jedoch erst nach dem Mauerfall, Ende der neunziger Jahre. Der Ort verdankte seine Wiederentdeckung einer Gruppe engagierter ErinnerungsarbeiterInnen. Die Idee einer Ausstellung kam auf, schließlich wurde sie 1999 – in Kooperation mit einer Gruppe von StudentInnen – in den Räumlichkeiten der ehemaligen Werkstatt errichtet. Dabei war ein sicherlich nicht unwesentlicher Faktor jener, dass die Räume zu dieser Zeit leer standen und nicht benutzt wurden, allerdings hält Jordan fest, dass die Ausstellung niemals realisiert worden wäre, wenn sich keine Menschen gefunden hätten, die sich dafür eingesetzt haben.¹⁵³ Diese scheinbar logische Konsequenz ist ein wesentlicher Faktor innerhalb dieser Erinnerungsprozesse – relevant auch für die vorliegende Arbeit – worauf an späterer Stelle explizit eingegangen werden soll.

¹⁴⁷ Vgl. ebd., S. 2.

¹⁴⁸ Ebd., S. 176.

¹⁴⁹ Vgl. ebd., S. 2.

¹⁵⁰ Vgl. ebd.

¹⁵¹ Vgl. ebd.

¹⁵² Vgl. ebd.; Anm.: Museum Blindenwerkstatt Otto Weidt: <http://www.museum-bindenwerkstatt.de/>

¹⁵³ Vgl. ebd., S. 4.

„As word of the exhibition spread, this project increasingly resonated with a broader public, initially in small groups and book readings and Sunday brunches, but quickly spreading to local and national newspapers. These activities helped to begin the process of routing these spaces in official collective memory, in part by generating further resonance through newspaper reporting, the work of elected officials, and visits by highranking politicals [...] as well as other dignitaries.“¹⁵⁴

Ursprünglich sollte die Ausstellung lediglich vier Wochen andauern, heute ist sie immer noch geöffnet und zählt als offizielles Nebengebäude des Jüdischen Museums Berlin.¹⁵⁵ Einer der Faktoren, der die Ausstellung so langlebig machte, *„is it's powerful claim to authenticity, to having a direct connection to compelling historical events.“¹⁵⁶* Jordan schildert eine Begebenheit mit einer Frau die auf einer Lesung war, die die Ausstellung mit dem Anne Frank Haus in Amsterdam in seiner Authentizität und Kraft, Geschichte zu vermitteln, verglich: *„When you are really there, you feel it.“* Aber weder das Anne Frank Haus noch die kleine Werkstatt in einem Berliner Hinterhof hätten die Kraft, aus sich heraus über Generationen die Menschen rein aus ihrer Authentizität anzusprechen, ohne die Menschen, die über diese Orte schreiben, sich für sie engagieren und damit als lehrreiche und authentische Orte vergegenwärtigen:¹⁵⁷ *„The diverse activities of lobbying, fund-raising, letter-writing, long evening meetings after work, writing books, writing letters to the editor, talking, thinking, reading, mourning, and celebrating all contribute to the landscape of material memory in Amsterdam, in Berlin, and elsewhere.“¹⁵⁸*

Diese Art von Erinnerungsarbeit mit ihren mannigfaltigen Ausprägungen beweist erneut, dass kein Ort für sich selbst spricht,¹⁵⁹ wodurch Parallelen zu Nora offensichtlich werden. Wie der Historiker Rudy Koshar beobachtete: *„Objectively considered, such historical sites are mere constructions of stone, brick, concrete, and steel. Their meanings derive from public action [...]“¹⁶⁰*

Eine der Schlüsselfragen der gegenwärtigen Erinnerungspraxis in Bezug auf Repräsentation und Vermittlung ist die Frage der Authentizität:

„Authenticity can be very powerful. [...] Relics of human suffering and material damage clearly do transform the experience of a place, and places with such visible scars may seem to speak for themselves. But for those who did not experience the original events, and who encounter such

¹⁵⁴ Ebd., S. 6.

¹⁵⁵ Vgl. ebd., S. 3.

¹⁵⁶ Ebd.

¹⁵⁷ Vgl. ebd.

¹⁵⁸ Ebd., S. 7.

¹⁵⁹ Vgl. ebd.

¹⁶⁰ Koshar, Rudy: From monuments to traces. Artifacts of German Memory, 1870 - 1990, Berkeley/Los Angeles/London, 2000, S. 9.

*sites when the most obvious evidence of destruction has been cleared, this intensity is largely created by people talking about a place, learning about it, researching its history, and conveying that history to other people, rather than by the site itself, especially in the middle of a dynamically changing city.*¹⁶¹

Denkmäler oder Ausstellungen wie die „Blindenwerkstatt“ kommen also nicht aufgrund einer innewohnenden Bedeutung oder durch eine „authentische“ Verbindung zur Vergangenheit zustande. Einzelne Orte können mit Bedeutungen aufgeladen und durch soziales Engagement zu Orten der kollektiven Erinnerung werden.¹⁶² In der Erinnerungslandschaft einer Stadt gibt es zwei „Pole der Erinnerung“: entweder wird alles vergessen, oder jeder Ort, der an die Verfolgung durch die Nationalsozialisten oder an Widerstandshandlungen erinnert, wird gekennzeichnet und erinnert. Letzteres ist in politischer, kultureller und materieller Hinsicht natürlich nicht durchführbar.¹⁶³ Dennoch offenbart diese Überlegung das Dilemma jeder Gesellschaft, was erinnert und was vergessen werden soll: *„A memorial landscape can only partially reflect actual events. At the same time, though, it is politically, and perhaps psychologically, impossible to forget entirely and to eradicate all traces of that past, and to refuse to construct new reminders of it.*“¹⁶⁴

Jordan erklärt, dass die Geschichten über Widerstand oder Verfolgung nicht aus sich selbst heraus zu „Denkmälern“ werden¹⁶⁵ und beschreibt die Prozesse, die ihren Beobachtungen zufolge bei Erinnerungsprojekten ablaufen: Zunächst benötigen die Geschichten beziehungsweise Orte FürsprecherInnen, deren Stimmen gehört werden müssen.¹⁶⁶ Eine Einzelperson oder eine Gruppe startet eine Kampagne, um den Ort in einen Gedächtnisort zu verwandeln. Abhängig davon ob und wann sich eine größere Aufmerksamkeit auf die Bestrebungen lenkt, werden die Handlungen entweder beschleunigt oder verlangsamt. Ein wachsender Kreis von UnterstützerInnen entwickelt sich, zumeist in Reaktion auf die aktiven Bemühungen der ErinnerungsarbeiterInnen, zur gleichen Zeit werden die Medien und offizielle VertreterInnen kontaktiert. ErinnerungsarbeiterInnen können Mitglieder des Stadt- oder Gemeinderates sein, BürgerInneninitiativen, Holocaust-Überlebende, ReiseführerInnen, UniversitätsprofessorInnen, oder einfach Personen mit historischem Interesse. Einige sind auch beruflich in ähnliche Tätigkeiten verwickelt, andere wiederum haben Berufe, die wenig mit Erinnerungskultur zu tun haben.¹⁶⁷ Zumeist

¹⁶¹ Jordan, 2006, S. 179f.

¹⁶² Vgl. ebd., S. 9.

¹⁶³ Vgl. ebd., S. 10.

¹⁶⁴ Ebd.

¹⁶⁵ Vgl. ebd., S. 11.

¹⁶⁶ Vgl. ebd.

¹⁶⁷ Vgl. ebd.

suchen die AktivistInnen auch die Vernetzung mit einem gut etablierten institutionellen Gefüge, die ebenfalls zur Erinnerungslandschaft beitragen: Vereine, Geschichtswerkstätten, Stadtteilmuseen, Universitäten, Denkmalämter, Einrichtungen zur politischen Bildung, Regierungen (national oder lokal), Verlagshäuser, pädagogische Einrichtungen, Tourismus, bestehende Gedenkstätten, Konferenzen, Reiseführer und Tageszeitungen. Die materiellen Spuren, die sie hinterlassen, sind Tafeln, Denkmäler oder Straßennamen.¹⁶⁸

„Second, the calls of memorial entrepreneurs must resonate with a broader public. After initially being meaningful only to a handful of people (generally intellectuals or those with firsthand experience of the events), memorial projects follow a trajectory of increasing visibility through use of the press, university courses, and/or voluntary organizations by memorial entrepreneurs to publicize the meaning of a site. [...] pressure on political representatives grows, and press coverage increases [...] Resonance is also a part of a circular cultural process.“¹⁶⁹

Das heißt, die Projekte müssen auch breitere Kreise ansprechen, um ins öffentliche Bewusstsein zu gelangen. Denn erst dann haben sie das Potential, die öffentliche Meinung ein Stück weit zu beeinflussen.¹⁷⁰ Eine kleine Gruppe enthusiastischer Menschen kann einen Ort so bekannt machen, bis ein Stadtrat/eine Stadträtin oder ein Ministerium davon Notiz nimmt und die Bemühungen unterstützt. Ein Projekt wie die Blindenwerkstatt kann die Grenzen des Lokalen sprengen und zu einer Berichterstattung in nationalen Zeitungen führen und Aufmerksamkeit auf staatlicher Ebene und selbst internationaler Ebene gewinnen.¹⁷¹

Neben der Unterstützung durch ErinnerungsarbeiterInnen und dem Echo, das ihre Arbeit erhält, gibt es aber auch pragmatische Faktoren wie Landbesitz und Landnutzung, die schließlich auch dafür verantwortlich sind, ob Gedenkarbeit erfolgreich wird „and whether resonance will actually result in memorialization.“¹⁷² Denn ist ein Grundstück oder Gebäude in Privatbesitz, kann der Staat nicht intervenieren und der Ort kann nicht entsprechend gekennzeichnet werden, wenn die BesitzerInnen das Vorhaben nicht unterstützen. Für Berlin konstatiert Jordan, dass die meisten Erinnerungszeichen, die seit den neunziger Jahren errichtet wurden, häufiger auf Staatsbesitz als auf Privateigentum stehen und die Orte vorher zumeist nicht genutzt wurden.¹⁷³ In einigen Fällen, in denen die EigentümerInnen die Kooperation verweigerten, versuchen die AktivistInnen die offiziellen Autoritäten dazu zu bewegen,

¹⁶⁸ Vgl. ebd.

¹⁶⁹ Ebd., S. 12.

¹⁷⁰ Vgl. ebd.

¹⁷¹ Vgl. ebd.

¹⁷² Ebd., 12f.

¹⁷³ Vgl. ebd., S. 13.

dass eine Tafel auf dem Gehsteig vor dem Gebäude auf öffentlicher Fläche platziert wird, wenn es nicht möglich war, eine solche am Gebäude anzubringen.¹⁷⁴

Der Vorrat an Gedenkzeichen in einer Stadt kann sichtbar machen, wie sich offizielle Stellen um die kollektive Erinnerung eines bestimmten Ortes kümmern. Die Anzahl, der Standort und der Inhalt solcher Zeichen hängen auch erheblich von weiteren Faktoren ab: neben engagierten Individuen, innerhalb oder außerhalb der offiziellen Führung sind Finanzierung und Förderung wesentliche Aspekte, die entscheidend sind, ob ein Denkmal errichtet oder eine Tafel installiert wird. Eine schlichte Gedenktafel aus Metall kann bereits mehrere tausend Euro kosten.¹⁷⁵ Kollektive Erinnerung entsteht also nicht von selbst, sondern entwickelt sich durch die beschriebenen Faktoren. Unterschiedliche Zielgruppen müssen angesprochen und überzeugt werden:

„Such memorials result from lengthy and often arduous negotiations involving residents, activists, multiple levels of elected and appointed government officials, survivors, the press, and in many cases a larger international public of survivors, artists, and even newspaper readers. The efforts of memorial entrepreneurs must be filtered through the government, and in almost all cases examined here, there are local, national, and international interests at stake.“¹⁷⁶

In nichtdemokratischen Gesellschaften ist Erinnerung eher ein *top-down* Prozess, von einer zentralen Elite abgestimmt, mit einer klaren Vorstellung, wie die Vergangenheit repräsentiert werden soll. Im Falle Berlins kamen die meisten Vorschläge für Erinnerungszeichen von BürgerInnen und zivilen Organisationen, selbst wenn sie in Folge durch offizielle Stellen geschleust wurden.¹⁷⁷

„In Berlin and elsewhere, patches of land have become meaningful through the repetition of stories, the persistence of various groups and individuals, and now the presence of an array of interpretive materials retelling these stories. The closer we look at memorial production, the more these symbolic sites fall apart into the countless individual stories of bureaucratic happenstance, individual engagement, and being in the right place at the right time.“¹⁷⁸

ErinnerungsarbeiterInnen produzieren und widerspiegeln also kollektive Erinnerung und kulturelle Vorstellungen von Orten und Geschichte(n) und sind gleichzeitig Antrieb und Produkt dieser Handlungen.¹⁷⁹

¹⁷⁴ Vgl. ebd.

¹⁷⁵ Vgl. ebd., S. 83.

¹⁷⁶ Ebd., S. 131f.

¹⁷⁷ Vgl. ebd., S. 176.

¹⁷⁸ Ebd., S. 177.

¹⁷⁹ Vgl. ebd.

Die Erinnerungslandschaft einer Stadt ist nicht ausschließlich das Produkt eines zugrunde liegenden Konsens', sondern auch Resultat öffentlicher Kontroversen und Debatten.¹⁸⁰ „*This past materializes into memorial spaces through a mixture of quiet consensus and passionate dispute.*“¹⁸¹ Wichtig sind die Prozesse, die die Orte erst sprechen lassen: „*Public book readings, impromptu question-and-answer sessions, chance meetings, and lifelong visions all combine to create such places of concentrated meaning in the cityscape. These are the deeply social ways that places do begin to speak.*“¹⁸²

Erinnerung wird kollektiv über lange Zeiträume hinweg produziert. Dieser kollektive Aspekt wird in der Erinnerungsarbeit deutlich: „*either the past has to be experienced firsthand or it has to be narrated in images, text, oral stories, stone markers, or other communicative forms that link not only past generations to the present (or vice versa) but also those who were not there to the original events.*“¹⁸³ So ist die gegenwärtige Berliner Erinnerungslandschaft ständig in Entwicklung mit kaum sichtbaren Erinnerungstafeln, neuen pädagogischen Zentren, überwachsenen Gedenksteinen und kontroversiellen neuen Erinnerungszeichen. Damit liegen aktive Erinnerung und Vergessen oft direkt nebeneinander.¹⁸⁴

Faktoren wie die Ernennung von Komitees, lange Besprechungen, öffentliche Streitereien, Reaktionen der Presse etc. hinterlassen alle ihre Spuren auf der Oberfläche der Stadt: „*Both plaques and larger memorial sites constitute a form of collective memory refracted through bureaucratic and political processes, the work of activists and historians, and the actions of passersby, who may steal plaques, ignore them, vandalize them, place flowers on them, read them closely, or hide them in their basements.*“¹⁸⁵ Die Gefahr besteht, dass diese Erinnerungsplätze nach all den Kontroversen rund um ihre Errichtung schließlich doch wieder in Vergessenheit geraten. „*As James Young and others point out, 'once created, memorials take on lives of their own.'* *Their creation is the subject of much supervision by artists, politicians, activists, and others. But in many cases, once they are built this supervision falls away. Even without political and economic upheaval [...], memorial sites do come in and out of public awareness [...].*“¹⁸⁶

¹⁸⁰ Vgl. ebd., S. 16.

¹⁸¹ Ebd., S. 18.

¹⁸² Ebd., S. 19.

¹⁸³ Ebd., S. 16.

¹⁸⁴ Vgl. ebd., S. 57.

¹⁸⁵ Ebd., S. 89.

¹⁸⁶ Ebd., S. 91.

Die meisten der von Jordan analysierten Gedenkkarte erforderten jahrelange Arbeit, was nicht zuletzt auf bürokratische Hürden zurückzuführen ist (Regierungsbudgets, Gesetzgebungsprozesse etc.).¹⁸⁷ Nach ihrer Kennzeichnung werden viele Gedenkkarte durch fortlaufende Erinnerungsarbeit, wie z. B. Unterstützungsnetzwerke, Schultouren oder Publikationsreihen, weiter begleitet.

„The reception of the meaning of a given project can also range from near apathy to passionate enthusiasm. [...] Memory shapes the landscape through the day-to-day practices of memorial construction, which range from international debates about art and history to the offices of local parks departments, the meticulous pages of property registries, and colorful land-use plans.“¹⁸⁸

Eins der neueren Projekte, das die gegenwärtige Erinnerungslandschaft Berlins mitprägt, ist eine Serie von Hunderten von Stolpersteinen, ein großangelegtes Kunstprojekt des Kölner Bildhauers Gunter Demnig, der bis heute über 500 Stolpersteine in Städten und Gemeinden in ganz Deutschland und anderen europäischen Ländern verlegt hat.¹⁸⁹ Wo die Erinnerungssteine gesetzt werden, wird nicht von Regierungsausschüssen bestimmt, sondern wird durch Demnig, SchülerInnen oder PatInnen recherchiert. Die Stolpersteine finden sich zumeist unmittelbar vor Gebäuden, in denen jüdische Menschen lebten oder arbeiteten. Viele Menschen finden die Steine in ihrer Einfachheit und in ihrer Unmittelbarkeit ansprechend, zum Beispiel in Kontrast zum monumentalen Holocaustmahnmal. Ein Kölner Hausbesitzer fühlte sich jedoch durch zwei Stolpersteine gestört, die der Künstler in den Gehsteig vor seinem Eigentum eingelassen hatte und zog 2003 vor Gericht, angeblich, weil die Steine den Wert seines Hauses reduzieren würden. Einwände gab es aber auch von offizieller Seite, z. B. im November 2003, als die Stadt München sich weigerte, Demnig die Erlaubnis zu geben, Stolpersteine in die Gehsteige der Stadt einzulassen. In Berlin hingegen wuchs die Anzahl von Stolpersteinen in den späten neunziger Jahren und um 2000 stetig. Zwischen 1996 und 2004 wurden alleine 350 Steine in Friedrichshain und Kreuzberg gesetzt. Das Ziel ist es, in diesen Bezirken für jeden der 2.000 Menschen, die durch die Nationalsozialisten ermordet wurden, Stolpersteine zu setzen.¹⁹⁰

Solche Erinnerungsprozesse sollen in der vorliegenden Arbeit ebenfalls dargestellt werden. Dabei liegt hier der Fokus – wie eingangs angekündigt – insbesondere auf den Ausdrucksformen und den Strategien, wie Öffentlichkeit hergestellt wird. Doch

¹⁸⁷ Vgl. ebd., S. 177f.

¹⁸⁸ Ebd., S. 179.

¹⁸⁹ Vgl. www.stolpersteine.com (abgerufen am 12. Februar 2010).

¹⁹⁰ Jordan, 2006, S. 191f.

zunächst wird im folgenden Kapitel die österreichische Erinnerungslandschaft in der Zweiten Republik nachgezeichnet, eine notwendige Basis, um gegenwärtige Erinnerungskultur und ihre Ausformungen zu verstehen.

2.2. Gesellschaftliche Rahmenbedingungen

2.2.1. Österreichische Erinnerungspolitik

In diesem Kapitel soll ein Überblick über den Umgang mit dem Nationalsozialismus in der Zweiten Republik geliefert werden. Denn die kulturellen Auseinandersetzungen von Erinnerungsinitiativen sind nur im Hinblick auf Entwicklungen des politischen und kulturellen Klimas verständlich. Diese Vorgeschichte ist notwendig, wenn man versucht, die Initiativen in der österreichischen Erinnerungslandschaft zu verorten. Die Verfasserin beruft sich dabei auf Erkenntnisse der österreichischen Politikwissenschaft und der Zeitgeschichte. Einen wesentlichen Beitrag dazu leistet Heidemarie Uhl, Historikerin in der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, die sich umfassend mit der österreichischen Geschichtspolitik und Erinnerungskultur beschäftigt. Anhand ihrer Ausführungen zur Transformation der österreichischen Gedächtnislandschaft nach 1945 soll auch ausgeführt werden, dass sich die Erinnerungs- und Gedächtniskultur stets modifiziert. Aussagen weiterer WissenschaftlerInnen ergänzen die Beschreibung. Im darauf folgenden Kapitel (→ 2.2.2. Die österreichische Denkmallandschaft) wird die Denkmallandschaft Österreichs beleuchtet und der Bogen zu gegenwärtigen Erinnerungsprojekten gespannt (→ 2.2.3. Erinnerungsinitiativen und Geschichtswerkstätten).

2.2.1.1. Der „Gründungsmythos“ der Zweiten Republik

Die Gründung der Republik durch eine provisorisch eingesetzte Regierung stand ganz im Zeichen der so genannten Moskauer Deklaration: Viele HistorikerInnen sehen in ihr die Basis für den „Gründungsmythos“¹⁹¹ der Zweiten Republik. Die Deklaration wurde am 30. Oktober 1943 von den alliierten Außenministern beschlossen und erleichterte es Österreich, sich selbst als Opfer zu stilisieren, denn damit wurde festgehalten, „daß Österreich das erste freie Land war, das der Angriffspolitik Hitlers zum Opfer fiel; daß die Besetzung Österreichs durch Deutschland als null und nichtig zu betrachten ist; daß Österreich allerdings für die Teilnahme am Krieg an der Seite Hitler-Deutschlands Verantwortung trägt, der es nicht entrinnen kann.“¹⁹² Der erste Punkt ermöglichte es,

¹⁹¹ Vgl. beispielsweise: Manoschek, Walter: „Aus der Asche dieses Krieges wieder auferstanden“ – Skizzen zum Umgang der Österreichischen Volkspartei mit Nationalsozialismus und Antisemitismus nach 1945. In: Bergmann, Werner / Erb, Rainer / Lichtblau, Albert (Hg.): Schwieriges Erbe. Der Umgang mit Nationalsozialismus und Antisemitismus in Österreich, der DDR und der Bundesrepublik Deutschland, Frankfurt, 1995, S. 49 - 64, S. 49; vgl. Botz, Gerhard: Geschichte und kollektives Gedächtnis in der Zweiten Republik. In: Kos, Wolfgang / Riegele, Georg (Hg.): Inventur 45/55, Wien, 1996, S. 51 - 85, S. 56.

¹⁹² Manoschek, 1995, S. 49.

die Aussage innenpolitisch zu instrumentalisieren und die eigene Vergangenheit zu bagatellisieren: „Der Nationalsozialismus wurde politisch exterritorialisiert und psychisch externalisiert.“¹⁹³

Die Unabhängigkeitserklärung vom 27. April 1945, die sich teilweise wörtlich auf die Erklärung der Alliierten bezieht, hält fest, dass Österreich „das erste freie Land“ war, „das der Hitlerschen Aggression zum Opfer gefallen ist.“ Der „Anschluss“ an Deutschland wurde als „Okkupation“ präsentiert, der Österreich militärisch aufgezwungen wurde.¹⁹⁴

„Die Zweite Republik Österreich baut auf einer einseitigen, verfälschenden, in diesem Sinn unwahren Sicht der historischen Realität auf: Österreich, so diese einseitige Deutung, war Opfer des nationalsozialistischen Deutschland; Opfer weil militärisch besetzt. Die Opferthese der Moskauer Deklaration, isoliert von der Mitverantwortungsthese in eben dieser Erklärung, wird zum wichtigsten Dokument dieser verfälschenden Einseitigkeit.“¹⁹⁵

Die Charakterisierung Österreichs als Opfer anstatt als Mitverantwortlicher wurde zu einer bedeutenden „Staatsdoktrin“ und wesentlich identitätsstiftend für den Nationenbildungsprozess und ermöglichte in vielen Aspekten eine „Selbstentlastung“.¹⁹⁶ Denn Österreich habe, so lautete die implizite Argumentation, durch den „Anschluss“ an Deutschland seine Handlungsfähigkeit verloren, könne nicht zur Verantwortung gezogen werden und auch nicht als rechtlicher Nachfolgestaat des „Dritten Reiches“ betrachtet werden.¹⁹⁷ Dieses politische Kalkül war für die „staatliche Wiedergeburt Österreichs“¹⁹⁸ äußerst vorteilhaft – seine Gründungsväter zielten vor allem darauf ab, die österreichische Mitverantwortung nicht festzuhalten und damit auch „konkrete Reparationsanforderungen der Alliierten und Wiedergutmachungsansprüche vor allem von jüdischen Opfern des NS-Regimes abzuwehren oder möglichst gering zu halten.“¹⁹⁹

Die Auseinandersetzungen im „Kampf um das Geschichtsbild“ der beiden politischen Lager rund um die Großparteien ÖVP und SPÖ zeigten die „integrative Wirkung dieser staatspolitischen Formel“, denn die Auseinandersetzungen der Zweiten Republik

¹⁹³ Sieder, Reinhard / Steinert, Heinz / Tálos, Emmerich: Wirtschaft, Gesellschaft und Politik in der Zweiten Republik. Eine Einführung. In: Dies. (Hg.): Österreich 1945 – 1995. Gesellschaft, Politik, Kultur, Wien, 1995, S. 9 - 32, S. 17.

¹⁹⁴ Vgl. Uhl, Heidemarie: Gedächtnisorte für die Opfer des NS-Regimes – Orte des Gedenkens, Orte der Reflexion über das Erinnern. In: Verein für Geschichte und Sozialkunde, 2003, S. 4 - 7, S. 6.

¹⁹⁵ Pelinka, Anton: Von der Funktionalität von Tabus. Zu den „Lebenslügen“ der Zweiten Republik. In: Kos / Riegele, 1996, S. 23.

¹⁹⁶ Vgl. Blänsdorf, Agnes: Die Einordnung der NS-Zeit in die eigene Geschichte. In: Bergmann / Erb / Lichtblau, 1995, S. 18 - 45, S. 21.

¹⁹⁷ Vgl. Manoschek, 1995, S. 49.

¹⁹⁸ Ebd.

¹⁹⁹ Botz, 1996, S. 55.

drehten sich weniger um die NS-Zeit, als um die Interpretation der Zeit zwischen den Jahren 1933 und 1938. An die Stelle der widersprüchlichen Interpretationen der Zwischenkriegszeit trat „ein homogenes, identitätsstiftendes Geschichtsbild“.²⁰⁰ Das Abschieben der Urheberschaft der nationalsozialistischen Verbrechen auf Deutschland und das fehlende Verantwortungsbewusstsein wurden „zu einem prägenden Element der politischen Kultur“ der Nachkriegszeit.²⁰¹ Daher erlangte das Hervorheben des „Österreichischen“ in den offiziellen Selbstdarstellungen gleiche Relevanz wie das Zurückweisung jeder Schuld.²⁰²

Nach der ersten Phase der Entnazifizierung und Verfolgung von NS-Verbrechen stellen die Jahre von 1947 bis 1949 eine „deutliche Zäsur im Umgang mit der NS-Vergangenheit“ dar, eine „Integrationspolitik“ in Richtung der ehemaligen NationalsozialistInnen nahm ihren Anfang.²⁰³ Inkonsequente Entnazifizierungsverfahren sollten 500.000 Minderbelastete möglichst rasch wieder in die österreichische Gesellschaft integrieren – schließlich stellten sie ein „attraktives Wählerpotential“ dar.²⁰⁴ Brigitte Bailer-Galanda, heute wissenschaftliche Leiterin des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstands (DÖW), argumentiert die Folgen für die Auseinandersetzung mit der jüngsten Vergangenheit so:

„Die Re-Integration der ehemaligen Nationalsozialisten zog weitreichende gesellschaftliche und bewußtseinsmäßige Konsequenzen nach sich. Sie verhinderte eine inhaltliche Auseinandersetzung mit dem nationalsozialistischen System und seiner Ideologie.“²⁰⁵

Laut Heidemarie Uhl gab es zu dieser Zeit zwei Varianten des Opfermythos: Zum einen das Bild der auferlegten Gewaltherrschaft, das von offizieller Seite und nach außen hin vermittelt wurde,²⁰⁶ andererseits die Variante, die vornehmlich auf „Integration“ abzielte, mit der der „Opferstatus“ auf die gesamte österreichische Bevölkerung angewendet werden konnte. Damit wurden auch diejenigen mit eingebunden, die zunächst keine Opfer waren – wie die ehemaligen National-

²⁰⁰ Manoschek, 1995, S. 50.

²⁰¹ Liebhart, Karin: Politisches Gedächtnis und Erinnerungskultur – die Bundesrepublik Deutschland und Österreich im Vergleich. In: Gehler, Michael / Böhler, Ingrid (Hg.): Verschiedene europäische Wege im Vergleich. Österreich und die Bundesrepublik Deutschland 1945/49 bis zur Gegenwart, Innsbruck, 2007, S. 468 - 490, 477f.

²⁰² Vgl. Uhl, Heidemarie: Vom Opfermythos zur Mitverantwortungsthese: NS-Herrschaft, Krieg und Holocaust im „österreichischen Gedächtnis“. In: Gerbel, Christian (Hg.): Transformationen gesellschaftlicher Erinnerung. Studien zur „Gedächtnisgeschichte“ der Zweiten Republik, Wien, 2005, S. 53.

²⁰³ Vgl. Uhl, Heidemarie: Vom Opfermythos zur Mitverantwortungsthese. In: Flacke, Monika (Hg.): Mythen der Nationen. 1945 – Arena der Erinnerung, Mainz am Rhein, 2004, S. 481 - 508, S. 484f.

²⁰⁴ Liebhart, 2007, 477f.

²⁰⁵ Bailer, Brigitte: Alle waren Opfer. Österreich im ersten Jahrzehnt der Zweiten Republik. In: Kos / Riegele, 1996, S. 181 - 200, S. 195.

²⁰⁶ Vgl. Uhl, 2004, S. 485.

sozialistInnen – die als verführt und getäuscht dargestellt wurden und sich durch die Entnazifizierung zu „Opfern“ gemacht sahen.²⁰⁷

Uhl argumentiert diese Metamorphose mit der Figur des „Heimkehrers“: Mit seiner Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft und durch die „emotional inszenierte Wiederaufnahme“²⁰⁸ in seiner Heimat und in seiner Familie wurde er als das *wahre* Opfer stilisiert. Solche Entwicklungen lassen sich auch in der Denkmallandschaft ablesen:

„Die Ablösung der Erinnerung an Gewaltherrschaft und Widerstand durch das Gedächtnis an die Gefallenen und zivilen Kriegsoffer als neues, integratives Geschichtsbild findet auch in der Denkmallandschaft ihren Niederschlag: Während Widerstandsdenkmäler außerhalb Wiens kaum noch politisch durchsetzbar waren – Denkmäler für die ‚Opfer des Faschismus‘ galten Mitte der 50er Jahre als Instrumente ‚kommunistischer Propaganda‘ – setzte um 1950 eine breite Bewegung für die Errichtung von Gefallenengedenkstätten ein.“²⁰⁹

Die Streichung der Klausel über die Mitverantwortung im Staatsvertrag wurde schließlich von Außenminister Figl durchgesetzt, womit „Österreichs Nachkriegsstatus als Opfer des Nationalsozialismus“²¹⁰ auch offiziell festgeschrieben wurde. Damit wird auf einen wesentlichen Bestandteil im staatsgründenden Dokument nicht mehr Bezug genommen.²¹¹ Die Unterzeichnung des Staatsvertrages steht auch für ein „Nebeneinander der beiden Befreiungsakte.“²¹² Die Befreiung durch die Alliierten und die anschließende Besatzungszeit wurden von vielen ÖsterreicherInnen als Unfreiheit wahrgenommen. Mit dem Staatsvertrag gelang es, einen großen Teil der Bevölkerung zu integrieren: „Im ‚Österreich ist frei‘ des 15. Mai 1955 konnten sie sich alle finden.“²¹³ Uhl bezeichnet dieses widersprüchliche Geschichtsverständnis seit Beginn der fünfziger Jahre als „*double speak*“ und begründet dies folgendermaßen:

„Nach außen stellte sich Österreich als ‚erstes Opfer‘ und – mit Hinweis auf den österreichischen Widerstand – als antinazistischer Staat dar. In Österreich selbst wurde die Erinnerung an den Widerstand, vor allem aber an die Verbrechen des NS-Regimes marginalisiert oder als ‚kommunistisch‘ diffamiert. Während bei den Verhandlungen um den Staatsvertrag die Forderung nach Streichung der Mitschuld-Klausel erhoben wurde [...], sprachen österreichische Politiker bei Kriegerdenkmalenthüllungen den ehemaligen Wehrmachtssoldaten ihren Dank für die Pflichterfüllung und Opferbereitschaft bei der Verteidigung der Heimat aus.“²¹⁴

²⁰⁷ Vgl. ebd.

²⁰⁸ Ebd., S. 485f.

²⁰⁹ Ebd., S. 489.

²¹⁰ Manoschek, 1995, S. 50.

²¹¹ Vgl. Pelinka, 1996, S. 23.

²¹² Ebd., S. 29.

²¹³ Ebd.

²¹⁴ Uhl, 2005, S. 64.

2.2.1.2. Zäsur in der Erinnerungspolitik

Die Debatte um die Kriegsvergangenheit des Präsidentschaftskandidaten und späteren Bundespräsidenten Kurt Waldheim und um seine umstrittene Aussage: „Ich habe im Krieg nichts anderes getan als Hunderttausende andere Österreicher, nämlich meine Pflicht als Soldat erfüllt“²¹⁵ gilt im zeitgeschichtlichen Kanon als *die* Zäsur in der österreichischen Erinnerungspolitik.²¹⁶ Das Jahr 1986 markiert damit den „Abschied vom Opfermythos.“²¹⁷ Uhl spricht von einer „Erosion der Opferthese“ und der „Bekennntnis zur österreichischen Mitverantwortung für die Verbrechen des NS-Regimes.“²¹⁸ Mit der Waldheim-Debatte begann die „Identität stiftende Erzählung“ von Österreichs Selbstbild als NS-Opfer zu bröckeln. Die lange hinausgezögerte Aufarbeitung der Mitverantwortung und das Konstrukt „Opfermythos“ wurde erstmals weitreichend hinterfragt.²¹⁹ Lange Zeit gab es keine öffentlichen Diskussionen, sieht man von den Protesten gegen die antisemitischen Aussagen des Universitätsprofessors Taras Borodajkewycz im Jahre 1965, die Kontroverse um Kreisky-Peter-Wiesenthal 1975, sowie der Reder-Frischenschlager-Affäre 1985 ab,²²⁰ die allerdings weniger nachhaltig verliefen und deshalb hier nicht näher erläutert werden. In der zwei Jahre dauernden Debatte um die Kriegsvergangenheit Kurt Waldheims „brach der latent gebliebene Konflikt um diese gegenwartsgeschichtliche Grundfrage des österreichischen nationalen Geschichtsbildes offen auf.“²²¹ Die Affäre hatte zur Folge, dass politische VertreterInnen erstmals „deutliche Worte der Distanzierung von der jahrzehntelang gültigen Selbstbeschreibung Österreichs“²²² finden mussten. Mit Franz Vranitzky rückte im Juli 1991 erstmalig ein Repräsentant des Staates in einer offiziellen Erklärung im Nationalrat von der einseitigen Opferthese ab.²²³ Er betonte, dass auch ÖsterreicherInnen Mittäter im System des Nationalsozialismus waren, und sprach von einer „Mitverantwortung für das Leid, das zwar nicht Österreich als Staat, wohl aber Bürger dieses Landes über andere Menschen und Völker gebracht haben.“²²⁴ Einige Jahre später, 1995, hielt Bundespräsident Thomas Klestil vor der Knesset, dem israelischen Parlament, eine ähnliche Rede. Diese Äußerungen deuten „auf eine Modifikation der Opferthese in Richtung ‚Mitverantwortungsthese‘ hin.“²²⁵

²¹⁵ Ebd., S. 73.

²¹⁶ Vgl. z. B. Uhl, 2005, S. 73; Liebhart, 2007, S. 279.

²¹⁷ Uhl, 2005, S. 77.

²¹⁸ Ebd., S. 73.

²¹⁹ Vgl. Botz, 1996, S. 65.

²²⁰ Vgl. Liebhart, 2007, S. 479.

²²¹ Botz, 1996, S. 65.

²²² Liebhart, 2007, S. 479.

²²³ Vgl. Botz, 1996, S. 65.

²²⁴ Uhl, 2005, S. 74.

²²⁵ Uhl, 2003, S. 7; Uhl, 2005, S. 50ff; Liebhart, 2007, S. 480.

„Die Anerkennung der Mitverantwortung impliziert, dass der Nationalsozialismus zur ‚eigenen‘ Geschichte gehört und dass die Zweite Republik eine zumindest moralische Verantwortung für den österreichischen Anteil an den Verbrechen des Nationalsozialismus und an der Ermordung und Vertreibung der jüdischen Bürger trägt.“²²⁶

In solchen und ähnlichen Erklärungen sehen ZeithistorikerInnen die Dokumentation einer Veränderung des offiziellen Geschichtsbilds, wofür sie einerseits die Waldheim-Debatte auf internationaler und österreichischer Ebene, aber auch fortschreitende Erkenntnisse der Zeitgeschichte verantwortlich machen.²²⁷

Die Opferthese wurde trotz all dieser Entwicklungen niemals völlig überholt, sie kehrt vielmehr in veränderter Form wieder und bestimmt den öffentlichen Diskurs noch immer mit.²²⁸ Dies lässt sich auch an dem als so genanntes „Gedankenjahr“ offiziell gefeierten Jubiläumsjahr 2005 ablesen, das für viele Kritiker „eine weitgehend unkritische Inszenierung der Erfolgsstory Zweite Republik“²²⁹ darstellt: Zentral war nicht das Jahr 1945, das für die Befreiung durch die Alliierten steht, das „offizielle Österreich setzte mit der gedächtnispolitischen Fokussierung auf das konsensorientierte Staatsvertragsjubiläum 1955, das im kollektiven Gedächtnis der Nation das Ende der alliierten Besatzung und damit erst die ‚endgültige Befreiung‘ markiert, einen anderen Schwerpunkt.“²³⁰ Im Gegensatz dazu gilt im europäischen Zusammenhang Auschwitz „als Synonym für den Holocaust, mittlerweile als *der* negative Bezugspunkt eines europäischen Gedächtnisses“, damit wird der entscheidende Einschnitt durch den Sieg der Alliierten und dem Ende der NS-Herrschaft markiert.²³¹

Es ist nicht nur das Erinnerte das Identität schafft, auch das was nicht erinnert wird, argumentiert Gerhard Botz: „Auch die ‚Gründungsmythen‘, ‚großen Tabus‘ und ‚Lebenslügen‘ der Zweiten Republik sind integrativer Teil der heutigen österreichischen Identität.“²³² Diese in Frage zu stellen erzwingt auch Veränderungen: „Alles, was den gegebenen Ist-Zustand des ‚bewohnten‘ kulturellen Gedächtnisses zu verändern geeignet ist, bedeutet zugleich eine Chance und eine Gefährdung für die hegemoniale kollektive Identität.“²³³ Darum sind solche Angriffe auf die Identität oftmals heftig umstritten.²³⁴ Erst in den achtziger Jahren drang man in die „Tabuzonen der Zweiten Republik“, begann „die ewige Unschuld“ zu hinterfragen und richtete den Blick auf die

²²⁶ Uhl, 2005, S. 74.

²²⁷ Vgl. Botz, 1996, S. 65.

²²⁸ Liebhart, 2007, S. 480.

²²⁹ Ebd.

²³⁰ Ebd., S. 481.

²³¹ Vgl. ebd., 480f.

²³² Botz, 1996, S. 74.

²³³ Ebd.

²³⁴ Vgl. ebd.

Involvierung Österreichs an den Verbrechen des nationalsozialistischen Staates. Opfergruppen wie Juden, Roma, Sinti, Homosexuelle blieben lange Zeit ausgeklammert und hatten keinen Platz in dem neu formulierten Harmoniebild „Wir Österreicher“ oder in der von den drei staatsgründenden Parteien beschworenen „Stunde Null“, die eine Zäsur suggerierte, in Wirklichkeit aber Kontinuitäten in unzähligen Bereichen kaschierte.²³⁵

Gesellschaftliche Tabus dienen auch dazu, Wunden abzudecken und haben damit eine gewisse Schutzfunktion.²³⁶ Es ist durchaus bezeichnend, dass ein Generationenwechsel zur Aufarbeitung der NS-Vergangenheit beitrug. „Die ‚Entlarver‘ der ‚Lebenslügen‘ gehören einer jüngeren Generation an“,²³⁷ die sich vehement gegen eine „Koalitionsgeschichtsschreibung“ und gegen die „Instrumentalisierung der Opferthese“ wandten.²³⁸

Die Geschichtspolitik des so genannten dritten Lagers (FPÖ und seine Abspaltung BZÖ) und antisemitische Sager sind bis heute Zeichen von „Gegenströmungen“. So würdigte Jörg Haider 1995 bei einer Zusammenkunft ehemaliger Mitglieder der Waffen-SS deren „Treue und Anständigkeit.“²³⁹

Mit der politischen Wende im Jahr 2000 mit der Koalition zwischen ÖVP und FPÖ in der Regierung, waren „geschichtspolitische Maßnahmen von geradezu staatspolitischer Notwendigkeit“, um gegen ein schlechtes Image im Ausland anzukämpfen. Dennoch erklärte Bundeskanzler Wolfgang Schüssel noch im November 2000 im Interview mit der *Jerusalem Post*, „...dass nicht nur ‚der souveräne österreichische Staat [...] das erste Opfer des Nazi-Regimes war‘, sondern dass auch ‚die Österreicher [...] das erste Opfer (waren).‘“²⁴⁰ Trotz solcher immer wieder kehrenden Ausreißer hält Uhl fest, dass die NS-Zeit heute offiziell als „historischer Bezugspunkt eines ‚negativen Gedächtnisses‘ (Reinhard Koselleck)“ gesehen wird. Dies findet auch Ausdruck in den symbolischen Zeichensetzungen und Repräsentationen des „kulturellen Gedächtnisses“. ²⁴¹ Auch Wolfgang Kos betont, dass ein allgemeingültiges „Misstrauen gegenüber der Unschuldsthese und eine Betonung von Mitverantwortung für die NS-Verbrechen, also die Bereitschaft zu selbstkritischer ‚Aufarbeitung‘“²⁴², heute die „offizielle“ Linie der Republik Österreich ist.

²³⁵ Vgl. Kos, Wolfgang: Vorwort. In: Kos / Riegele, 1996, S. 9 - 22, S. 14.

²³⁶ Vgl. Pelinka, 1996, S. 30.

²³⁷ Ebd.

²³⁸ Ebd.

²³⁹ Vgl. Uhl, 2005, S. 76.

²⁴⁰ Ebd.

²⁴¹ Vgl. ebd., S. 75.

²⁴² Kos, 1996, S. 14.

2.2.1.3. Wiedergutmachung für die Opfer des Nationalsozialismus

Durch die Argumentation, dass Österreich selbst Opfer des Nationalsozialismus geworden sei, wurde der Opferbegriff innerhalb kürzester Zeit inflationär verwendet und erweitert: „Binnen kurzem waren alle Opfer.“²⁴³ So galten schließlich sogar die Nationalsozialisten als Opfer der vermeintlich „rigiden Entnazifizierungsmaßnahmen“ der Alliierten. Innerhalb dieses Prozesses wurden die tatsächlichen Opfer von der Bildfläche verdrängt. „Sie, die an die verdrängte Schuld erinnert hätten, wurden aus dem kollektiven Gedächtnis ausgeklammert.“²⁴⁴ Durch diese „Bagatellisierung der Verbrechen österreichischer Täter“²⁴⁵ wurde gleichzeitig ihre problemlose Wiederaufnahme in die Gesellschaft sichergestellt. Mit der Zurückweisung der Mitverantwortung wurde gleichzeitig auch die Verpflichtung zu Entschädigungszahlungen von sich gewiesen. Denn es war, so lautete die Argumentation, schließlich nicht der Staat Österreich, der jemand geschädigt hätte.²⁴⁶ Für das Begleichen der Zahlungen war aus österreichischer Sicht Deutschland als „Täterrepublik“ verantwortlich.²⁴⁷

Während die „Freiheitskämpfer“, also diejenigen, die aufgrund politischen Widerstands verfolgt wurden, in den ersten Jahren als „eine positive Identifikation“ für das zu schaffende Selbstbewusstsein erwünscht waren, wurde die größte Opfergruppe, Jüdinnen und Juden, in der Gesellschaft und in den Medien marginalisiert.²⁴⁸ In Bezug auf Entschädigungszahlungen für Juden und Jüdinnen muss die in Österreich lange zurückzuverfolgende Tradition des Antisemitismus mitbedacht werden, der die „Durchsetzung der jüdischen Forderungen ebenfalls erschwerte.“²⁴⁹ Die schrittweise und langwierige Rückerstattung jüdischen Eigentums „erfolgte nicht aufgrund eines wie immer gearteten österreichischen Verantwortungsbewusstseins, sondern basierte auf der Londoner Erklärung der Alliierten vom Jänner 1943.“²⁵⁰ Die Rückforderungen trafen zeitlich mit den Bemühungen der Politik nach einem vorzeitigen Ende der Entnazifizierung zusammen.²⁵¹

²⁴³ Bailer, 1996, S. 185.

²⁴⁴ Ebd.

²⁴⁵ Ebd.

²⁴⁶ Vgl. ebd., S. 186f.

²⁴⁷ Vgl. Manoschek, Walter: Verschmähte Erbschaft. Österreichs Umgang mit dem Nationalsozialismus 1945 bis 1955. In: Sieder / Steinert / Tálos, 1995b, S. 94 - 106, S. 101.

²⁴⁸ Vgl. Bailer, 1996, S. 182.

²⁴⁹ Ebd., S. 186.

²⁵⁰ Manoschek, 1995b, S. 100.

²⁵¹ Vgl. Bailer, 1996, S. 188.

Ein Spiegel für den Umgang mit den Opfern des NS-Regimes ist das Opferfürsorgegesetz, das 1945 beschlossen und 1947 verabschiedet wurde und das nur die Opfer des politischen Widerstandes einkalkulierte.²⁵² Erst in den Jahren 1946 und 1947 wurden die so genannten „Rückstellungsgesetze“ beschlossen.²⁵³ Dementsprechend wurden nach 1945 nur politische Widerstandskämpfer entschädigt, Juden blieben zunächst von Leistungen ausgenommen, weil sie nicht den aufgestellten Kategorien entsprachen.²⁵⁴ Die Opfer hatten lange Zeit keine „Lobby“.²⁵⁵ Mit der Bekenntnis zur Mitverantwortung wurden schließlich auch Gesetze zur Wiedergutmachung festgelegt.²⁵⁶ Erst relativ spät, gegen Ende des Jahres 1995 wurde nach langen Parlamentsdebatten ein Fonds für die NS-Opfer eingerichtet,²⁵⁷ der „Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus“. Fünf Jahre später wurde mit dem Versöhnungsfonds eine Stelle für die Entschädigung der NS-ZwangsarbeiterInnen geschaffen.²⁵⁸ Viele andere Opfergruppen, wie Roma, Sinti oder Homosexuelle, erhielten jahrzehntelang keine Entschädigung – dies war erst mit dem Anerkennungsgesetz 2005 möglich.²⁵⁹

Als eine der letzten Opfergruppen wurden schließlich auch die Wehrmachtsdeserteure anerkannt, im Oktober 2009 beschloss der Nationalrat die Urteile gegen Wehrmachtsdeserteure und Opfer der Militärjustiz aufzuheben.²⁶⁰

2.2.1.4. Auseinandersetzung mit der Vergangenheit

Heute beurteilt man das wissenschaftliche Interesse am kollektiven Gedächtnis vor allem als Echo auf den sich wandelnden Umgang mit der Vergangenheit, der Anfang der achtziger Jahre einsetzte. Kritik richtete sich auf bestehende Praxisformen des Erinnerns und entbrannte zum Beispiel an problematischen „Gedächtnisorten“ (z. B. Ulrichsberg in Kärnten). Neue Gedenkstätten für die Opfer des Nationalsozialismus deuteten „auf eine neue Sensibilität gegenüber ‚Verdrängung‘, ‚Vergessen‘, und Ausblenden jenes historischen Geschehens“²⁶¹, in der Wissenschaft und in der öffentlichen Kommunikation.

²⁵² Vgl. ebd., S. 183.

²⁵³ Vgl. ebd., S. 184.

²⁵⁴ Vgl. Liebhart, 2007, S. 478.

²⁵⁵ Vgl. Bailer, 1996, S. 186.

²⁵⁶ Vgl. Uhl, 2003, S. 7.

²⁵⁷ Vgl. Liebhart, 2007, S. 478.

²⁵⁸ Vgl. Uhl, 2005, S. 76.

²⁵⁹ Vgl. Liebhart, 2007, S. 478.

²⁶⁰ Vgl. <http://www.pk-deserteure.at/index.php?id=25> (abgerufen am 30. Dezember 2009).

²⁶¹ Uhl, 2003, S. 4.

Uhl beschreibt in ihren Ausführungen eine „Transformation des kollektiven Gedächtnisses“ worunter sie eine „Neuorientierung im Hinblick auf den zentralen Stellenwert einer Erinnerungskultur an den Holocaust und die damit verbundenen öffentlichen Konflikte um die Beurteilung und Darstellung der ‚Vergangenheit‘“ versteht, die in Deutschland mit dem Historikerstreit und in Österreich mit der Waldheim-Debatte ihre Anfänge nahmen. Eine ähnliche Entwicklung ist in anderen europäischen Ländern und in den zerbrechenden ehemaligen Staaten unter sowjetischer Herrschaft festzustellen. Dort wurden „Debatten um die normativen historischen Bezugspunkte der Gesellschaft, insbesondere im Hinblick auf die Haltung zur Vertreibung und Ermordung der jüdischen Bevölkerung und anderer verfolgter Gruppen, zu einer Konstante der politischen Kultur und der öffentlichen Kommunikation.“²⁶² Vierzig Jahre nach Kriegsende haben die Nachkriegsmythen dieser Länder ihre ursprüngliche Funktion verloren. Die neue Generation war nicht mehr direkt von den Erfahrungen des Nationalsozialismus geprägt und stellte „Fragen nach dem Anteil des ‚eigenen‘ Kollektivs an den Verbrechen der NS-Gewaltherrschaft, nach dem Ausmaß an Kollaboration, nach der Beteiligung am Holocaust – und nach den ‚blinden Flecken‘ und ‚Leerstellen‘ der offiziellen bzw. regional dominanten Gedächtniskulturen und ihren materiellen Repräsentationen in Gedächtnisorten.“²⁶³ Uhl bezeichnet den Konflikt um Waldheim und die Thematisierung seiner Kriegsvergangenheit als „österreichische Variante des Zerbrechens der Nachkriegsmythen.“²⁶⁴ Durch diese Debatte änderte sich das Geschichtsbild in verschiedenen Bereichen der Gesellschaft und wurde in der politischen Kultur, der öffentlichen Kommunikation sowie in Kunst und Wissenschaft tragend. Die lange politisch instrumentalisierte Opferthese begann ihre Gültigkeit zu verlieren.²⁶⁵

„Das Bekenntnis zur Mitverantwortung des heutigen Österreich an den von Österreicherinnen und Österreichern begangenen Verbrechen des NS-Regimes kann als neuer Konsens über den Umgang mit der NS-Vergangenheit auf der Ebene des offiziellen Gedächtnisdiskurses betrachtet werden.“²⁶⁶

Uhl sieht die „Transformation von der Opfer- zur Mitverantwortungsthese“ nicht nur in offiziellen Erklärungen von Repräsentanten, „sondern auch in vielfältigen Aktivitäten einer neuen Erinnerungskultur, die vor allem bislang ausgeblendeten Opfergruppen, insbesondere den Opfern des Holocaust, gewidmet war. Neue Erinnerungszeichen gewannen an Präsenz im öffentlichen Raum.“²⁶⁷ Als Beispiele nennt Uhl Denkmäler

²⁶² Ebd., S. 5.

²⁶³ Ebd., S. 6.

²⁶⁴ Ebd.

²⁶⁵ Vgl. ebd.

²⁶⁶ Ebd.

²⁶⁷ Ebd., S. 7.

wie das „Mahnmal gegen Krieg und Faschismus“ am Albertinaplatz (1988), das Holocaust-Denkmal am Judenplatz (2000), sowie lokale Erinnerungszeichen wie Gedenktafeln in Schulen, die an vertriebene und ermordete SchülerInnen erinnern sollen, oder auch Straßenbenennungen (z. B. „Platz der Opfer der Deportation“ im dritten Wiener Gemeindebezirk). Diese „neuen Formen des Erinnerns“ äußern sich ebenso in Umgestaltungen von Gedenkstätten wie in Mauthausen und Ebensee, in Museumsprojekten (Jüdisches Museum Wien und Hohenems), oder in zeitgeschichtlichen Ausstellungen.²⁶⁸ Damit etablierten sich auch historische Bezugspunkte wie der 9. November, der Gedenktag an das Novemberpogrom, oder der 5. Mai, der Gedenktag für die Opfer des NS-Regimes, zur Erinnerung an die Befreiung des KZ Mauthausen.²⁶⁹ Doch es ist nicht nur das offizielle Österreich, das diese neue Gedächtniskultur trägt:

„Vielmehr basiert sie auf einer Vielzahl von Initiativen, die sich in Wien, in den Landeshauptstädten, aber auch in kleineren Kommunen und im ländlichen Raum gebildet haben, um bislang nicht gewürdigten NS-Opfern, vor allem den vertriebenen und ermordeten Jüdinnen und Juden, aber auch anderen verfolgten Gruppen (Roma und Sinti, Zeugen Jehovas, Homosexuelle etc.) ein ehrendes Gedenken zu erweisen.“²⁷⁰

An lange scheinbar „vergessenen“ Orten werden vergangene Verbrechen thematisiert. So wurden in Rechnitz im Burgenland und am Präbichl in der Steiermark „lokale Gedächtniszeichen“ in Erinnerung an den Todesmarsch von ungarischen Jüdinnen und Juden geschaffen, wo ein Teil der Bevölkerung an Massakern mit hunderten Opfern beteiligt war. Die Erinnerung an diese Ereignisse, die praktisch vor der „eigenen“ Tür geschahen, ist heute noch zutiefst umstritten und umkämpft, schließlich geht es dabei auch um den Umgang mit der „eigenen“ Schuld und Mitverantwortung in der NS-Zeit.²⁷¹

„In den ‚Tätergesellschaften‘ des Dritten Reiches [...] wird die Gedächtniskultur für die Opfer der NS-Verbrechen aber wohl weiterhin als Erinnerung an belastende und schmerzliche Erfahrungen empfunden werden. Unterschiedliche Erfahrungen der Täter- und Opferkollektive während der NS-Zeit wirken in den gegenwärtigen Sichtweisen auf die Vergangenheit weiter.“²⁷²

Trotz des zunehmenden zeitlichen Abstandes nahm die öffentliche Auseinandersetzung mit der Zeit des Nationalsozialismus in den vergangenen Jahrzehnten eher zu, als zu verblassen. „Offenbar braucht eine Gesellschaft Zeit, sich

²⁶⁸ Vgl. ebd.

²⁶⁹ Vgl. ebd.

²⁷⁰ Ebd.

²⁷¹ Vgl. ebd.

²⁷² Ebd.

ihrer verbrecherischen Vergangenheit zu stellen und diese als Faktum zu akzeptieren.“²⁷³ Die Zeit und die Verbrechen des Nationalsozialismus gelten heute als „zentrales Bezugseignis für das Selbstverständnis“²⁷⁴ von Deutschland und Österreich. Öffentliche Erinnerung, die sich in Denkmälern, Gedenkstätten und neuen Gedenktagen äußert, ist heute ein normativer Bestandteil der offiziellen Politik beider Staaten.²⁷⁵ Die Erinnerung an die Zeit des Nationalsozialismus ist damit heute noch von aktueller Bedeutung, „die Virulenz der Geschichte“ wirkt beinahe in alle gesellschaftlichen Bereiche fort, man kann sagen, dass es sich um eine Art „universelle Rahmenbedingung“ handelt, denn die „gesellschaftliche[n] Diskurse sind in hohem Maße von Bezugnahmen auf das Thema Nationalsozialismus geprägt.“²⁷⁶

2.2.2. Die österreichische Denkmallandschaft

*„Das Auffallendste an Denkmälern ist nämlich, dass man sie nicht bemerkt. Es gibt nichts auf der Welt, was so unsichtbar wäre wie Denkmäler. Sie werden doch zweifellos aufgestellt, um gesehen zu werden, ja geradezu, um die Aufmerksamkeit zu erregen; aber gleichzeitig sind sie durch irgend etwas gegen Aufmerksamkeit imprägniert.“*²⁷⁷

Eine Reihe von Ausführungen über Denkmäler beziehen sich auf diesen vielzitierten Ausspruch von Robert Musil.²⁷⁸ Damit wird offensichtlich, dass Denkmäler gleichsam der Erinnerung als auch dem Vergessen dienen können. So formuliert Stefan Riesenfellner:

*„Denkmäler sind Erinnerungszeichen, Zeichen der Vergangenheit, und ihre Plätze Gedächtnisorte unseres historischen ‚Bewußtseins‘. Wollen wir uns an Geschichte erinnern, sind uns Denkmäler plötzlich präsent, wollen wir Geschichte vergessen, nehmen wir sie nicht wahr. Politische Denkmäler sind gleichwohl Monumente der Erinnerung als auch der Verdrängung, ihre Präsentation von Geschichte im öffentlichen Raum hat Symbolwert für den Umgang der Gesellschaft mit ihrer Vergangenheit.“*²⁷⁹

²⁷³ Bergmann, Werner / Erb, Rainer / Lichtblau, Albert: Einleitung. Die Aufarbeitung der NS-Vergangenheit im Vergleich. Österreich, die DDR und die Bundesrepublik Deutschland. In: Bergmann / Erb / Lichtblau, 1995, S. 11 - 17, S. 11.

²⁷⁴ Bergmann / Erb / Lichtblau, 1995, S. 11.

²⁷⁵ Knigge, Volkart / Frei, Norbert: Vorwort. In: Dies. (Hg.): Die Auseinandersetzung mit Holocaust und Völkermord, Bonn, 2005, S. IX - XIV, S. IX.

²⁷⁶ Lappin / Schneider, 2001, S. 13.

²⁷⁷ Musil, Robert: Nachlass zu Lebzeiten, Zürich, 1936, S. 87.

²⁷⁸ Anm.: z. B. Riesenfellner, Stefan: Vorwort. In: Riesenfellner, Stefan / Uhl, Heidemarie: Todeszeichen: Zeitgeschichtliche Denkmalkultur in Graz und in der Steiermark vom Ende des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, Wien/Köln/Weimar, 1994, S. VI - VII, S. VI; Seiter, Josef: Vergessen – und trotz alledem – erinnern. Vom Umgang mit Monumenten und Denkmälern in der Zweiten Republik. In: Sieder / Steinert / Tálos, 1995, S. 684 - 705, S. 684.; Klein, Erich: Unsichtbare Denkmäler. In: Wespennest, 7. Juli 2004, <http://www.eurozine.com/articles/2004-07-07-klein-de.html> (abgerufen am 10. Oktober 2009).

²⁷⁹ Riesenfellner, 1994, S. VI.

Damit sind Denkmäler gleichermaßen sichtbar wie unsichtbar: *unsichtbar*, als historische Relikte im Stadtbild, bleiben sie, wenn im Alltag daran vorbei gegangen wird, *sichtbar* werden sie, wenn ihre spezifische Präsentation von Vergangenheit öffentlich erinnert, damit thematisiert und so zur aktuellen politischen Umgebung wird.²⁸⁰

Josef Seiter gibt einen umfassenden Überblick über die Österreichische Denkmallandschaft. Er beschreibt die Wirkung und Funktion des Denkmals in der Gegenwart und wie damit der interessengeleitete Umgang mit der Geschichte deutlich wird. Denn „alle Botschaften, die von Denkmal und Feier ausgehen, sollen, aus der Vergangenheit in die Gegenwart geholt, in der Zukunft wirksam werden – schon der materiellen und formalen Qualität des Monuments ist diese Intention anzusehen.“²⁸¹ Denkmäler präsentieren also weniger das Ereignis selbst als vielmehr den Blick auf die Gesellschaft, in der sie geschaffen werden. Damit entsteht mitunter „ein unterschiedlich zersplittertes Bild einer objektiv zwar identischen, aber subjektiv anders gelebten und erlebten Vergangenheit.“²⁸²

So sparten die Denkmäler der Republik zunächst die Erinnerung an die NS-Verbrechen aus: „Der Bürgerkrieg, die austrofaschistische Diktatur und der politische Mord, der Nationalsozialismus, die Weltkriege und ihre Gefallenen und der politische Widerstand, Partisanen, Desertion, die Vernichtung der Juden, der Roma und Sinti, des ‚unwerten Lebens‘, der Homosexuellen, die Justifikationen, die Ziviltoten – das sind die Themen, die sofort nach der Befreiung Österreichs durch die Alliierten zur Bewältigung im Denkmal zu verarbeiten gewesen wären. Doch auch hier war die Denkmalskultur Spiegel der politischen Verhältnisse.“²⁸³

Allein die zahllosen Toten hätten die Relevanz dieser Aufarbeitung zum Ausdruck gebracht. Doch das Gedenken war „koalitionär“ angelegt und bestimmt: „Allein in der Bestimmung des Zeitraums, dem die Gedenkstätten und Denkmäler gewidmet wurden, ergaben sich Varianten, die allein durch die politischen Positionen bestimmt wurden.“²⁸⁴ Dieser „zwiespältige Umgang mit der Geschichte“ zeigt sich auch im zentralen Denkmal, dem Äußeren Burgtor, das sich am Wiener Heldenplatz befindet, das aus zwei Räumen besteht: dem Heldendenkmal und dem Gedenkraum für die Opfer des Widerstands.²⁸⁵

²⁸⁰ Vgl. ebd.

²⁸¹ Seiter, 1995, S. 684.

²⁸² Ebd.

²⁸³ Ebd., S. 690f.

²⁸⁴ Ebd., S. 691.

²⁸⁵ Vgl. ebd.

In Österreich ist ein großer Unterschied zwischen städtischer und ländlicher Denkmallandschaft feststellbar.²⁸⁶ Einen wichtigen Teil der regionalen Erinnerungskultur stellen Kriegerdenkmäler dar.

2.2.2.1. Kriegerdenkmäler

Als in Österreich der Kampf um die Wählerstimmen der ehemaligen Nationalsozialisten begann, wurden erstmals Forderungen nach einem „Schlussstrich unter die Vergangenheit“ laut – damit war im Speziellen ein Verdrängen der Erinnerung an die Verbrechen der Nationalsozialisten gemeint.²⁸⁷ Diese Verdrängung und die damit einhergehende Marginalisierung der NS-Opfer wurden in der Praxis der Erinnerungskultur und den in dieser Zeit entstandenen Erinnerungszeichen sichtbar. Uhl sieht die österreichische Erinnerungslandschaft als sichtbares Abbild lokaler „Hierarchien der Erinnerung“²⁸⁸:

„Während Denkmäler für die Gefallenen des Zweiten (und Ersten) Weltkrieges zumeist im Zentralraum von Städten und Dörfern präsent sind, ist das Gedenken an die Opfer von Widerstand und Verfolgung vielfach an den Peripherien des öffentlichen Raums zu finden, an den abgelegenen Orten der Verbrechen oder in Friedhöfen. Vielfach blieb die Erinnerung an die örtlichen Opfer des NS-Regimes eine Leerstelle – durchaus ein Symbol für die Schweigestellen der öffentlichen und privaten Narrationen über die Vergangenheit, in denen die Erzählungen über die Verteidigung der ‚Heimat‘ durch die Soldaten der deutschen Wehrmacht und die Leiden und den Auswirkungen des Kriegsgeschehens im Vordergrund standen.“²⁸⁹

Wenn Denkmäler – wie bereits beschrieben – zwar an die Vergangenheit erinnern, aber nicht die Wirklichkeit abbilden und vor allem Rückschlüsse über die gegenwärtigen Gruppen zulassen, die sie errichten, so werden auch in Kriegerdenkmälern „öffentliche Herrschaftszeichen“ sichtbar.²⁹⁰ Bis ins 19. Jahrhundert waren Heldendenkmäler ausschließlich für die Verehrung von Soldaten mit Befehlsmacht, also Generäle oder Feldherren, vorgesehen.²⁹¹ Mit dem ersten Weltkrieg, seiner neuen Kriegsführung und seinen Schlachten erlebten die Menschen erstmals auch ein Massensterben. Damit wurde „das Gefallenendenkmal [...]“ zum häufigsten Denkmaltyp überhaupt, als zu Kriegsende beinahe alle österreichischen Gemeinden beschlossen, den gefallenen und vermissten Soldaten Denkmäler zu

²⁸⁶ Vgl. ebd., S. 689.

²⁸⁷ Vgl. Uhl, 2003, S. 5.

²⁸⁸ Ebd.

²⁸⁹ Ebd.

²⁹⁰ Vgl. Riesenfellner, Stefan: Todeszeichen. Zeitgeschichtliche Denkmalkultur am Beispiel von Kriegerdenkmälern in Graz und der Steiermark von 1867 - 1934. In: Riesenfellner / Uhl, 1994, S. 1 - 75, S. 1.

²⁹¹ Vgl. Seiter, 1995, S. 695.

setzen.²⁹² Initiatoren waren in der Regel die Heimkehrer, zumeist Mitglieder von Organisationen wie Kameradschaftsvereinen, Heimatschutz, oder Turnerschaften. „So entstanden die Heldendenkmäler für den kleinen Mann.“²⁹³ Das klassische Kriegerdenkmal zeigte „zumeist die Soldatenfigur, den trauernden Kämpfer, manchmal auch die trauernde Frau und das Kind vor dem Gefallenen, seltener allegorische Darstellungen des Krieges.“²⁹⁴ Es war das stilistische Vorbild der Denkmäler für die gefallenen Soldaten des Zweiten Weltkrieges.²⁹⁵ Während nach 1945 die Erinnerung an die Folgen der NS-Herrschaft zunehmend verblasste, entwickelten sich Kriegerdenkmäler gemeinhin „zur Norm des kollektiven Erinnerns“. In den fünfziger Jahren errichtete beinahe jede österreichische Gemeinde ein Kriegerdenkmal, oder das bereits bestehende Heldenkmal wurde durch Tafeln mit den Namen der neuen Gefallenen ergänzt.²⁹⁶ Zumeist gingen diese Denkmalsetzungen mit der Gründung von Ortsgruppen des Kameradschaftsbundes bzw. vergleichbarer Veteranenvereine einher.²⁹⁷

Riesenfellner hält fest, dass das Kriegerdenkmal aus kulturgeschichtlicher Sicht zunächst ein „Totenmahnmal“ ist, dem darüber hinaus eine ideologisch besetzte Imagination innewohnt.²⁹⁸ Diese Denkmäler sind vor allem für die Überlebenden wichtig: für die Angehörigen zuallererst mit Trauer und Verlust verbunden, die Todesumstände oder -orte der Gefallenen waren oft unbekannt, „umso wichtiger ist es für die Hinterbliebenen, einen Ort der Trauer und des Gedenkens zu finden.“²⁹⁹ Die Ausgestaltung der Denkmäler, insbesondere der ersten Jahrzehnte nach Kriegsende, taten allerdings ideologisch ihr Übriges, „den Zweiten Weltkrieg von den politischen Zielen des NS-Systems zu entkoppeln und die gefallenen Soldaten zu Kämpfern für die Heimat zu stilisieren.“³⁰⁰ Bei einer Vielzahl der Kriegerdenkmäler wird nur den Kriegsjahren von 1939 bis 1945 gedacht, die Zeit zwischen „Anschluss“ und Kriegsbeginn und die anderen Opfer der NS-Herrschaft werden damit ausgeblendet, oder wie Seiter pointiert formuliert: „Diese Denkmäler erweisen sich damit geradezu prototypisch als Beispiele selektiver historischer Wahrnehmung.“³⁰¹

²⁹² Ebd.

²⁹³ Ebd.

²⁹⁴ Ebd., S. 696.

²⁹⁵ Vgl. ebd.

²⁹⁶ Vgl. Uhl, Heidemarie: Erinnern und Vergessen. Denkmäler zur Erinnerung an die Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft und an die Gefallenen des Zweiten Weltkrieges in Graz und in der Steiermark. In: Riesenfellner / Uhl, 1994, S. 111 - 195, S. 111.

²⁹⁷ Vgl. ebd., S. 111f.

²⁹⁸ Vgl. Riesenfellner, 1994, S. 1.

²⁹⁹ Uhl, 1994, S. 112.

³⁰⁰ Liebhart, 2007, S. 478.

³⁰¹ Seiter, 1995, S. 696.

2.2.2.2. Mahnmale für Opfer und Widerstand

Die großen Monumente, die an die NS-Herrschaft erinnern, befinden sich zumeist auf Friedhöfen, wie dem Wiener Zentralfriedhof oder auf manchen Bezirksfriedhöfen.³⁰² Friedhöfe sind „als die zentralen Stätten des Todes und der Erinnerung geschützte Räume – und Abschieberäume zugleich.“³⁰³ Eine Vielzahl von individuellen Schicksalen des NS-Terrors blieben dort „oft nur auf Grabsteinen dokumentiert.“³⁰⁴

Wien unterscheidet sich mit seiner Denkmalskultur gegenüber den Bundesländern durch die Setzung einer großen Zahl von Erinnerungszeichen an die Opfer des Widerstands in den ersten Jahren nach 1945, wobei auch hier „die Opfer der ‚rassischen‘ Verfolgung in der öffentlichen Erinnerungskultur kaum Platz fanden.“³⁰⁵ In der Bundeshauptstadt wurden erste Gedenktafeln zumeist in „mahnender Erinnerung“ an die NS-Zeit installiert (z. B. Eine Gedenktafel in Erinnerung an Gustav Mahler am Wiener Konzerthaus oder eine Gedenktafel in der Johann Mithlinger-Siedlung, zur Erinnerung an Johann Mithlinger und andere Bewohner, die als Widerstandskämpfer ermordet wurden). So wurden zunächst rasch verschiedenste Denkmäler und Gedenktafeln installiert, mit Beginn der sechziger Jahre bis in die achtziger Jahre wurden es deutlich weniger Gedenkzeichen. Anlässlich der fünfzigjährigen Gedenkfeiern erwirkten schließlich etliche Initiativen, die Umsetzung verschiedener lange geforderter Gedenktafelprojekte.³⁰⁶ Ohne die engagierte Erinnerungsarbeit dieser Personenkomitees, die so manche Konflikte mit politischen Verantwortlichen oder Gebäudebesitzern ausfechten mussten, wären die meisten dieser Projekte nicht verwirklicht worden.³⁰⁷ Bis heute gibt es eine Vielzahl von Gemeinden und Regionen, die noch keine angemessenen Erinnerungszeichen an die NS-Zeit und deren Opfer haben, sie beherbergen hingegen selbstverständlich die Denkmäler für „ihre gefallenen Helden“ der beiden Weltkriege.³⁰⁸

Die Konzentrationslager, im direkten Zusammenhang mit Vernichtung und Leid, galten bereits früh als „Orte der Mahnung und Erinnerung.“³⁰⁹ Dabei ist allerdings festzuhalten, dass zwar Mauthausen schon in den Jahren nach der Befreiung als Gedenkort angesehen wurde, in dem Gedenkfeiern abgehalten wurden, die zahlreichen Nebenlager jedoch erst aus der Verdrängung zurückgeholt werden

³⁰² Vgl. ebd., S. 698.

³⁰³ Ebd.

³⁰⁴ Ebd.

³⁰⁵ Uhl, 2003, S. 5.

³⁰⁶ Vgl. Seiter, 1995, S. 698.

³⁰⁷ Vgl. ebd., S. 699f.

³⁰⁸ Vgl. ebd.

³⁰⁹ Ebd., S. 700.

mussten.³¹⁰ Dies waren allein 47 Nebenlager auf dem Gebiet des heutigen Österreichs, sowie Außenlager des Konzentrationslagers Dachau. Diese Zahl umfasst zumeist nicht die unzähligen Orte, für die KZ-Insassen ihre Arbeit verrichten mussten, wie Sägewerke, Ziegelwerke, Industriebetriebe, oder Straßenbaustellen. Lange Zeit existierte auch keine Erinnerung an die Todesmärsche von KZ-Häftlingen und ungarischen Jüdinnen und Juden in den letzten Kriegstagen im Gebiet des heutigen Burgenlands und der Steiermark.³¹¹ Einige lokale Projekte setzen sich mittlerweile seit einigen Jahren damit auseinander (→ 2.2.3.2 Erinnerungsinitiativen in Österreich).

Die systematische Auslöschung von Jüdinnen und Juden, der größten Opfergruppe in der Zeit des Nationalsozialismus, die Zerstörung ihrer Kultur durch die Verwüstung und Zerstörung der Synagogen und kulturellen Einrichtungen und die Pogrome erfordern heute besondere Erinnerungszeichen. Denn zumeist thematisierten die ersten Mahnmale für die Opfer von Widerstand und Faschismus die Judenverfolgung nicht oder nur am Rande.³¹² Nur in manchen Fällen wurden Gebetshäuser wieder aufgebaut, zumeist fehlte das Geld oder die jüdischen Gemeinden waren gar nicht mehr vorhanden. Vereinzelt wird mit Gedenktafeln der Novemberpogrome gedacht, an den Orten, an denen einst Synagogen standen, oder Ghettos und Sammelstellen für die Deportation eingerichtet waren.³¹³

„Denkmäler sagen eben auch einiges über das Selbstbewusstsein ihres Betreibers aus, auch über deren Verhältnis zu bestimmten gesellschaftlichen Gruppen, Minderheiten und Randgruppen und über deren gegenwärtige Präsenz und Wertigkeit.“³¹⁴

So ist zum Beispiel die Erinnerung an die PartisanInnen in der Steiermark und in Kärnten bis heute umstritten. Randgruppen wie behinderte Menschen, Roma und Sinti oder Homosexuelle, erhielten wegen ihrer geringen gesellschaftlichen Anerkennung, die auch in der Zweiten Republik anhielt, lange Zeit keinen angemessenen Platz im öffentlichen gesellschaftlichen Gedächtnis. Lange wurde auch den Opfern der NS-Euthanasie in Krankenhäusern und in der Euthanasie-Anstalt Schloss Hartheim in Oberösterreich nicht entsprechend gedacht. Seit Seiters Ausführungen aus dem Jahr 1995 kann hier eine Entwicklung festgestellt werden, beispielsweise der Ausbau der Gedenkstätte Hartheim für die Opfer der NS-Euthanasie mit der Dauerausstellung „Wert des Lebens“ und einer permanenten Ausstellung auf der Baumgartner Höhe in

³¹⁰ Vgl. ebd.

³¹¹ Vgl. ebd.

³¹² Vgl. ebd.

³¹³ Vgl. ebd.

³¹⁴ Vgl. ebd., S. 700f.

Wien über die Geschichte der NS-Medizin („Der Krieg gegen die Minderwertigen“)³¹⁵, oder auch lokale Projekte wie in der Vorarlberger Region Bregenzerwald („NS-Euthanasie im Bregenzerwald“).³¹⁶ Die wenigen Erinnerungszeichen an die Vertreibung und Ermordung von Roma und Sinti sind eher „zurückhaltende, genauso wie die gesamte Kulturgruppe an den Rand gedrängte, bescheidene Gedenksteine.“³¹⁷ (z. B. die Gedenktafel beim ehemaligen „Zigeunerlager“ in Lackenbach) Ein Denkmal für Homosexuelle als Opfer des Nationalsozialismus wurde erst nach langwierigen Bemühungen in Mauthausen realisiert.³¹⁸ Diese Erinnerung wird zumeist durch vereinzelte Initiativen getragen, wie das Wiener Zentrum für schwule/lesbische Kultur und Geschichte (QWIEN), das einen Stadtspaziergang mit dem Titel „Verdrängtes Unrecht“, der an Orte der Verfolgung und Ermordung führt, anbietet.³¹⁹

Gerade auch die unterschiedliche Interpretation der Zeit vor und nach dem „Anschluss“ und der Zerstörung der Demokratie erforderten die Schaffung inhaltlich anderer Denkmäler und Gedenkzeichen für die Opfer des Nationalsozialismus. „Denn in den ihnen oft eigenen, ganz spezifischen Deutungen von Geschichte sind die meisten Denkmäler zwar vereinfachend, aber schließlich doch von so endgültiger Aussage, daß es trotz republikanischen Wollens nicht immer möglich ist, in einem gemeinsamen Monument allen unter der Naziherrschaft Getöteten in gleicher Weise zu gedenken.“³²⁰ Zusatztafeln an bestehenden Gefallenendenkmälern verfehlen das Ziel, allen Opfern auf die angemessene Art zu gedenken, denn sie „täuschen damit [...] über die Ursachen und die unterschiedlichen Umstände hinweg, unter denen die damit geehrten Menschen ums Leben gekommen sind.“³²¹

Gedenkstätten und Erinnerungszeichen für die Opfer von Widerstand und Verfolgung, und damit für das „andere“ Österreich, scheiterten oft an lokalem Widerstand und stießen auf Ablehnung. Das änderte sich Anfang der achtziger Jahre auch im regionalen Kontext, als mit einem veränderten Blick auf die NS-Zeit Geschichten aus der Vergessenheit geholt wurden.³²² Die Frage nach der Mitverantwortung führte zu gesellschaftlichen Debatten und zu Erinnerungsinitiativen, die Ausdruck einer neuen

³¹⁵ Vgl. <http://www.gedenkstaettesteinhof.at/>, <http://www.schloss-hartheim.at/index.asp?Seite=442> (abgerufen am 12. November 2009)

³¹⁶ Vgl. <http://www.erinnern.at/bundeslaender/vorarlberg/termine/ns-euthanasie-im-bregenzerwald/> (abgerufen am 15. November 2009).

³¹⁷ Seiter, 1995, S. 700f.

³¹⁸ Vgl. ebd.

³¹⁹ Vgl. <http://www.qwien.at/de/kultur.htm> (abgerufen am 15. November 2009).

³²⁰ Seiter, 1995, S. 696.

³²¹ Ebd.

³²² Vgl. Uhl, 1994, S. 112.

Erinnerungskultur waren, die den Fokus auf die lange aus dem öffentlichen Bewusstsein ausgeblendeten Opfer des Nationalsozialismus richteten.³²³

Jahrzehnte vorher wurde noch von einem „Ende der Denkmäler“ gesprochen, nun war plötzlich von einer Rückkehr die Rede, die sich auch in der zeitgenössischen Kunst niederschlug. Diese Entwicklung ist laut Uhl im Kontext der Wiederkehr „der ‚verdrängten‘ Erinnerung“ zu sehen, was auch die Diskussion über die Funktion und Ästhetik von Denkmälern als Repräsentationen des „kollektiven Gedächtnisses“ zur Folge hatte.³²⁴

„Die neue Denkmalkultur für die Opfer des NS-Regimes stand nun nicht mehr in der Tradition einer heroisch-pathetischen Repräsentation der Vergangenheit, wie sie zumeist auch den nach 1945 errichteten Widerstandsdenkmälern zugrunde lag, sondern folgte den Bedürfnissen eines negativen Gedächtnisses, der Erinnerung an die Schuldverstrickung der ‚Tätergesellschaften‘, von denen das NS-Herrschaftssystem getragen worden war. Insbesondere die neue Kategorie der Holocaust-Denkmäler sollte sich als eine zentrale Herausforderung für die Kunst und zugleich als Schnittstelle zwischen künstlerischen, gesellschaftlichen und auch wissenschaftlichen Debatten erweisen.“³²⁵

Damit war auch die Kunst „als gesellschaftskritische Instanz“ in kulturpolitische Auseinandersetzungen eingebunden: „Objekte im öffentlichen Raum wurden zum Gegenstand heftiger Kontroversen, die oft bereits mit der Ausschreibung bzw. beim Wettbewerb einsetzten.“³²⁶ Die Denkmäler waren insbesondere dann umstritten, wenn sie durch den Anlass, die Initiatoren, die Finanzierung und den Standort sowie die Erscheinungsform darauf schließen ließen, dass sie „als repräsentative Ausdrucksformen der Gedächtniskultur eines Kollektivs bzw. einer Nation“³²⁷ gedacht sind. Exemplarisch führt Uhl die Holocaustdenkmäler in Berlin und Wien, oder das „Mahnmal gegen Krieg und Faschismus“ von Alfred Hrdlicka am Wiener Albertinaplatz an.³²⁸

Die gesellschaftliche Aufgabe von Denkmälern, die den Holocaust thematisieren, ist eine „nachhaltige [...], über die Generation der Mitlebenden hinaus gehende [...] Verankerung der Holocausterinnerung im kollektiven Gedächtnis.“³²⁹ Im Gegensatz zu dauerhaften Denkmälern, die auf lange Zeit Gefahr laufen, nicht mehr wahr genommen

³²³ Vgl. Uhl, Heidemarie: Denkmäler als Konfrontation mit der Holocaust-Erinnerung. Zu Christian Gmeiners Projekt „Mobiles Erinnern“ für die Opfer des Todesmarsches. In: Eberlein, Johann Konrad (Hg.): Festschrift für Götz Pochat zum 65. Geburtstag, Wien, 2007, S. 315 - 328, S. 316.

³²⁴ Vgl. ebd., S. 315f.

³²⁵ Ebd., S. 316f.

³²⁶ Ebd., S. 317.

³²⁷ Ebd.

³²⁸ Vgl. ebd.

³²⁹ Ebd., S. 317f.

zu werden und unsichtbar zu werden, haben „temporäre Interventionen im öffentlichen Raum“ den Vorteil, dass ihnen „als Kunstwerke auf Zeit [...] radikalere Formensprachen möglich [sind], als Intervention ‚von außen‘.“ Damit können sie das Schweigen zumeist direkter ansprechen als jene Denkmäler, „die dauerhaft über die geschichtspolitische Haltung eines Kollektivs Auskunft geben sollen.“³³⁰

Als Beispiel für eine solche künstlerische, temporäre Intervention nennt Uhl das Projekt „Mobiles Erinnern“, das an die Opfer des Todesmarsches ungarisch-jüdischer ZwangsarbeiterInnen erinnern soll. Für die vorliegende Arbeit ist diese Beschreibung interessant, weil Uhl die Reaktionen im lokalen Umfeld anspricht. Das Gedenken an die Opfer des Todesmarsches galt lange Zeit als „Leerstelle im österreichischen Gedächtnis.“³³¹ Während die Kriegerdenkmäler den öffentlichen Raum in den Dörfern und Gemeinden besetzten, blieb das Gedenken an den Holocaust zumeist auf die jüdischen Friedhöfe und die Kultusgemeinden beschränkt, und damit auf „Orte, die von einer nichtjüdischen Öffentlichkeit in der Regel kaum rezipiert wurden.“³³² So wurden die Opfer der Todesmärsche nicht in das „kollektive Gedächtnis“ übernommen und damit nicht in die Repräsentationen der Erinnerungskultur übertragen und in der mündlichen Kommunikation verschwiegen. „Nachdem die sterblichen Überreste der Opfer nach Kriegsende in der Regel exhumiert und in Massengräbern beerdigt waren, erinnerte an den *authentic sites* der Gewaltverbrechen selbst, in den Dörfern und Kleinstädten, nichts mehr an diese Ereignisse.“³³³ Mit dem Perspektivenwechsel in den achtziger Jahren richtete sich die „Kritik an der ‚unbewältigten‘ NS-Vergangenheit [...] insbesondere auch auf die bisherigen Leer- und Schweigestellen des öffentlichen Erinnerns. Insofern sind die Zeichensetzungen einer neuen Erinnerungskultur für bislang kaum berücksichtigte Opfergruppen auch als Akte einer symbolischen Wiedergutmachung zu sehen [...].“³³⁴ Im Gegensatz zum offiziell vermittelten Bild scheinen für regionale Bereiche oft noch andere Richtlinien zu gelten. Die Erinnerung an die Ereignisse ist zu unmittelbar, als dass sie keine Kontroversen hervorrufen könnte:

„Im lokalen Kontext, vor allem in den face to face-communities von Dörfern und Kleinstädten, ist die Erinnerung an die Opfer der NS-Verfolgung – und damit zugleich an die eigene Tätergeschichte – aber noch immer umstritten, insbesondere wenn es sich um Gewaltverbrechen handelt, bei denen Schuld nicht der abstrakten Kategorie des nationalsozialistischen Herrschaftsapparats zugeschrieben werden kann, sondern konkret benennbar ist [...]. Die Tatorte des Todesmarsches finden sich zumeist in Dörfern und Kleinstädten, sie verweisen auf ganz

³³⁰ Ebd., S. 319.

³³¹ Ebd., S. 320.

³³² Ebd.

³³³ Ebd.

³³⁴ Ebd., S. 321.

*konkrete Täter aus dem lokalen Umfeld, die Frage der Schuld berührt auch heute noch örtliche Familiengeschichten.*³³⁵

Lokale Erinnerungsinitiativen, die sich der Realisierung von Erinnerungszeichen verschrieben haben, stießen aus diesen Gründen oft auf heftigen Widerstand, z. B. in der burgenländischen Gemeinde Rechnitz (→ 2.2.3.2 Erinnerungsinitiativen in Österreich). Erst seit einigen Jahren existieren vereinzelte Denkmäler für die Massaker an den ungarischen Jüdinnen und Juden, beispielsweise in Eisenerz.³³⁶

Das von Uhl vorgestellte Projekt „Mobiles Erinnern“ ist ein Gedenkobjekt, das „als Intervention in dieser Schweigestelle zu verstehen [ist], als Konfrontation mit der ‚Tätergeschichte‘ vor Ort.“³³⁷ Der Weg dieses mobilen Erinnerungszeichens, eine Stahlplastik bestehend aus zwei etwa zwei Meter hohen mit gelben Stoff bespannten Dreiecken, die frontal betrachtet einen Davidstern ergeben³³⁸, führte sechzig Jahre später entlang des Weges, den die Todesmärsche genommen hatten. Die Plastik sollte temporär aufgestellt als „Gedenkforum“ der Erinnerung an jene Menschen dienen, die aus dem lokalen Gedächtnis gelöscht waren. Die Route verlief ausgehend vom Holocaust Memorial Center in Budapest über etwa 40 Stationen in verschiedenen österreichischen und ungarischen Ortschaften.³³⁹ Viele der Menschen aus diesen Orten waren mit der Ermordung einer Vielzahl von Jüdinnen und Juden im unmittelbaren Umfeld konfrontiert, viele waren Mitwissende oder gar Täter, wenige konnten helfen. Von den Geschehnissen in den weiter entfernten Konzentrationslagern wollte man nichts gewusst haben. Umso wichtiger empfindet der Initiator des Projekts, Christian Gmeiner, die Intervention vor Ort.³⁴⁰

Die Reaktionen der lokalen Verantwortlichen auf das Aufstellen des temporären Gedenkzeichens zur Erinnerung an die Todesmärsche lässt auf den Wertehorizont des Kollektivs schließen und kann als „ein Indikator für die Akzeptanz und Unterstützung bzw. Distanz und Ablehnung gegenüber einer Konfrontation mit der lokalen Involvierung in den Holocaust“³⁴¹ gewertet werden,

„Gibt eine Gemeinde ihre Zustimmung bzw. darüber hinausgehende Unterstützung, verhält sie sich distanziert oder lehnt sie das Vorhaben ab? Wird die Aufstellung an einem zentralen Ort bewilligt oder wird das

³³⁵ Ebd., S. 321f., Anm.: nicht kursiver Abschnitt in Original kursiv.

³³⁶ Vgl. ebd.

³³⁷ Ebd., S. 322.

³³⁸ Vgl. ebd.

³³⁹ Vgl. Gmeiner, Christian: Mobiles Erinnern. Ein transnationales Erinnerungsprojekt für die Opfer der Todesmärsche jüdischer Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen aus Ungarn. In: Stifter, 2009, S. 109 - 115, S. 109.

³⁴⁰ Vgl. ebd.

³⁴¹ Uhl, 2007, S. 323.

*temporäre Denkmal an der Peripherie platziert? Nehmen der Bürgermeister, die Bürgermeisterin, der Pfarrer und andere Vertreter des öffentlichen Lebens an der Gedenkfeier teil? Bekunden LehrerInnen und SchülerInnen Interesse? Gibt es örtliche Gedenkinitiativen im Rahmen des Projekts bzw. ist daraus ein Anstoß zu nachhaltigeren Formen des Gedenkens – etwa Denkmäler und Gedenktafeln – erfolgt? Wie reagiert die ‚Erfahrungsgeneration‘ der Ereignisse, auf welche Resonanz stößt das Erinnerungsprojekt bei den ‚Nachgeborenen‘?*³⁴²

Das Projekt stieß an manchen Orten auf Ablehnung, evozierte aber sonst durchwegs positive Reaktionen. Damit sieht Uhl bestätigt, dass nun auch im lokalen Bereich „jene Kategorie von Diskursen und Ritualen, die sich seit Ende der achtziger Jahre im Zusammenhang mit dem Holocaust-Gedenken auf offizieller Ebene herauskristallisiert haben“³⁴³ wirksam wird. Sie sieht in einigen Reaktionen, dass die offizielle Einstellung zur Mitverantwortung wie in dem Bekenntnis Vranitzkys zur Sprache gekommen, nun in einer breiten gesellschaftlichen Basis angekommen ist.³⁴⁴ In Anbetracht der überwiegend positiven Resonanz auf dieses Projekt, fragt sie sich, „ob Denkmäler überhaupt die Funktion erfüllen können, ein Ereignis so im Gedächtnis zu verankern, dass es ‚nicht aufhört, weh zu tun‘“³⁴⁵ Denn, so führt sie weiter aus: „Offenkundig ist gerade die Realisierung eines Erinnerungszeichens für das negative Gedächtnis eines Kollektivs ein Indikator dafür, dass die traumatische Erinnerung an die ‚eigene‘ Schuld nicht mehr verdrängt und verschwiegen werden muss, sondern nunmehr erzählbar, öffentlich darstellbar und im kulturellen Symbolsystem repräsentierbar ist.“³⁴⁶

2.2.3. Erinnerungsinitiativen und Geschichtswerkstätten

2.2.3.1. Geschichtswerkstätten als „Geschichte von unten“

Die verfügbare Literatur zum Thema Geschichtswerkstätten stammt zumeist aus den achtziger Jahren³⁴⁷, als das Thema „Geschichte von unten“ als Novum Einzug in die etablierte Geschichtswissenschaft hielt. Heute werden solche Entwicklungen zumeist als Randnotizen erwähnt. In einem Sammelband aktuelleren Datums bietet Marion Büttner jedoch einen probaten Überblick über die Entstehung von

³⁴² Ebd.

³⁴³ Ebd., S. 326.

³⁴⁴ Vgl. ebd., S. 327.

³⁴⁵ Ebd., S. 328.

³⁴⁶ Ebd.

³⁴⁷ Anm.: z. B. Ehalt, Hubert Christian (Hg.): Geschichte von unten. Fragestellungen, Methoden und Projekte einer Geschichte des Alltags, Wien/Graz u.a., 1984; Bergmann, Klaus (Hg.): Oral history – kommunikative Geschichte – "Geschichte von unten", Düsseldorf, 1984; Paul, Gerhard (Hg.): Die andere Geschichte. Geschichte von unten, Spurensicherung, ökologische Geschichte, Geschichtswerkstätten, Köln, 1986.

Geschichtswerkstätten. Sie beschreibt sie als „Gruppen oder Initiativen, die sich der Erforschung und Darstellung der regionalen *Geschichte von unten* verpflichtet fühlen.“³⁴⁸ In den siebziger Jahren entstand in Skandinavien nach dem Leitsatz von Sven Lindquist „*Grabe-wo-du-stehst*“ eine Bewegung, die jedermann dazu befähigt sah, in gemeinsamer historischer Arbeit „die eigene Geschichte vor Ort“ zu entdecken. Parallel dazu nahm die „*History-Workshop-Bewegung*“ in England ihren Anfang, in Deutschland entwickelten sich in den achtziger Jahren Geschichtswerkstätten in Zusammenhang mit „Neuen Sozialen Bewegungen“.³⁴⁹

Ihnen allen gemeinsam ist die „Konzentration auf die Lokalgeschichte und das Verbinden der historischen Dimensionen mit dem gegenwärtigen Alltag.“³⁵⁰ Dabei soll Geschichte nicht mehr nur den WissenschaftlerInnen vorbehalten sein, sondern auch Laien der Blick auf Geschichte geöffnet werden. Wissenschaftskritik und Kritik an erstarrten Geschichtsbildern war ein wichtiger Motor für das Verständnis der zumeist als Vereine gegründeten Geschichtswerkstätten. Sie richteten ihr Augenmerk auf Alltags- und Erfahrungsgeschichte:³⁵¹

*„In der Alltagsgeschichte geht es nicht um große politische Ereignisse oder Jahreszahlen, sondern um die Frage, wie Menschen im Alltag lebten und ihr Leben und die Geschichte erlebten. Mit der Begründung der Bewegung wurde ein Abschied vom grand narrative eingeleitet; die Erfahrungen von Menschen, ihre Sicht auf die vermeintlich großen Prozesse, ihre Teilhabe an Macht, Herrschaft und historischen Ereignissen sollten im lokalen Raum sichtbar und hörbar gemacht werden.“*³⁵²

Ihre Auffassung von Geschichte richtete sich gegen eine Sozialgeschichte, die ihren Blick auf „unpersönliche Strukturen“ richtete, die die Individuen völlig bestimmten.³⁵³ Das Verständnis der Geschichtswerkstätten bestand darin, das Handeln der Menschen zu rekonstruieren und nachvollziehbar zu machen, „deren Existenz bis dahin [...] nicht als geschichtsmächtig gegolten hatte.“³⁵⁴ Damit rücken alltägliche Erfahrungen und Verhaltensweisen von Menschen in den Vordergrund, die großen Prozesse der Geschichte werden nicht „hinter den Rücken der Menschen“ verlegt, in den Fokus rückt hingegen die „*soziale Praxis*“ der handelnden Individuen und Gruppen und damit

³⁴⁸ Büttner, Maren: Wer das Gestern versteht – kann das Morgen verändern! Deutsche Geschichtswerkstätten gestern und heute. In: Geschichte und Öffentlichkeit. Orte – Medien – Institutionen, Stuttgart, 2009, S.112 - 120, S. 113.

³⁴⁹ Vgl. ebd.

³⁵⁰ Ebd.

³⁵¹ Vgl. ebd., S. 113f.

³⁵² Ebd., S. 114.

³⁵³ Vgl. ebd.

³⁵⁴ Ebd., S. 114.

„die *Formen*, in denen Menschen sich ‚ihre‘ Welt ‚angeeignet‘ – und dabei stets auch verändert haben.“³⁵⁵

Die Arbeit der Geschichtswerkstätten folgte auch dem politischen Anspruch, sich von der etablierten und teils konservativen Geschichtswissenschaft zu unterscheiden. Die Bewegung sollte vielmehr auf „basisdemokratische und auf die direkten Lebensumwelten der Menschen und ihre Erfahrungen konzentrierte Geschichtsarbeit“³⁵⁶ leisten. Diese Form der Annäherung an Lokalgeschichte ermöglicht es, sich geschichtlichen Zusammenhängen über lokale Ereignisse und Biografien zu nähern und auch zu hinterfragen „in welchem Verhältnis die Einzelnen und kleinen Kollektive zu den ‚Strukturen‘ standen, von denen sie geprägt wurden und die sie ihrerseits prägten.“³⁵⁷ Durch dieses Verständnis einer „öffentlichen Wissenschaft“ entstanden neue Präsentations- und Ausdrucksformen wie Theaterproduktionen, Stadtführungen, Ausstellungen, Video und eine Vielzahl von Publikationen etc. die Geschichte auf neue Weise vermitteln und alternative Formen von Öffentlichkeit herstellen sollten.³⁵⁸

Bislang namenlos gebliebene Lebensschicksale von ZeitzeugInnen sollten mithilfe der Oral History Methode erforscht werden. Durch die lebensgeschichtlichen Interviews konnten die Erlebnisse dieser Menschen in der Zeit des Nationalsozialismus zugänglich gemacht werden,³⁵⁹ die Gespräche dienten der „Sammlung der Erfahrung der erlebten Geschichte vor Ort.“³⁶⁰ Die Oral History wurde damit zu einer bedeutenden Quelle für die Geschichtswerkstätten, da sie durch lebensgeschichtliche Interviews und Erinnerungsgespräche das „in langen Jahrzehnten sedimentierte Wissen, die ‚gelebte Realität‘“³⁶¹ anspricht und vergangene Wirklichkeit rekonstruierbar macht. Dadurch, dass die Oral History-Projekte aus dem Alltag stammen, wirken sie auch in besonderem Maße auf den Alltag zurück, denn die Forschungsergebnisse verschwinden nicht in Archiven, sie können im Lebensumfeld öffentlich gemacht werden. Damit sind Geschichtswerkstätten zumeist „Orte beziehungsweise Organisations- und Arbeitsformen, die öffentlich werden und wirken.“³⁶²

³⁵⁵ Lüdtkke, Alf: Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen, Frankfurt am Main/New York, 1989, S. 12.

³⁵⁶ Büttner, 2009, S. 115.

³⁵⁷ Ebd., S. 115.

³⁵⁸ Vgl. Von Saldern, Adelheit: „Schwere Geburten“ Neue Forschungsrichtungen der bundesrepublikanischen Geschichtswissenschaft (1960 - 2000). In: WerkstattGeschichte 40, Alltagsgeschichte transnational, 2/2005, S. 13, zit. in: Büttner, 2009, S. 115.

³⁵⁹ Vgl. Büttner, 2009, S. 115.

³⁶⁰ Ebd., S. 117.

³⁶¹ Stöckle, Frieder: Zum praktischen Umgang mit Oral History. In: Vorländer, Herwart (Hg.): Oral History. Mündlich erfragte Geschichte, Göttingen, 1990, S. 131 - 158, S. 131.

³⁶² Ebd., S. 156.

„Ebenso sind Oral-History-Projekte von ihrer Struktur und in der Art ihrer Ergebnisdokumentation für die Entwicklung oder Weiterführung eines regionalen oder lokalen sozialhistorischen Geschichtsbewußtseins ideal geeignet. Das erhobene Material taugt für die örtliche Publikation, kommt häufig auch dem journalistischen Nachrichteninteresse entgegen und stößt in aller Regel vor Ort auf gute Resonanz.“³⁶³

Unzählige Erinnerungsinitiativen nutzen bis heute die Möglichkeit des Austauschs mit ZeitzeugInnen. Neben ihrem heutigen Stellenwert in der Geschichtswissenschaft als selbst produzierte Quelle ermöglichen lebensgeschichtliche Interviews den Blick auf die gegenwärtigen und vergangenen gesellschaftspolitischen Verhältnisse, „indem sie Vergangenheit als neue Gegenwart aktualisier[en].“³⁶⁴ Das Bild der Vergangenheit ist nicht starr und unveränderlich, sondern jeweils abhängig von der Bezugnahme aus der Gegenwart: „Geschichte wird [...] mit jedem Augenblick neu geschrieben, neu wahrgenommen und konstruiert – und wirft gerade durch diese Praxis in jedem Moment neues Licht auf die Verhältnisse in der Gegenwartsgesellschaft selbst.“³⁶⁵ Die Oral History hat sich in der Dokumentation der Opferschicksale in der wissenschaftlichen Literatur, in Filmen und Archivprojekten als unentbehrlich bewährt, „um die enorme Vielfalt individueller Erfahrungen und Schicksale narrativ zu erschließen.“³⁶⁶

Die Schwerpunkte von (deutschen) Geschichtswerkstätten liegen bis heute auf dem 19. und 20. Jahrhundert mit Blick auf die Arbeiterbewegung und vor allem auf den Nationalsozialismus und, damit verbunden, den Fragestellungen zu Verfolgung und Vernichtung. Anfangs waren Widerstand und Holocaust die dominanten Themen, in den vergangenen Jahren rückten vermehrt auch Zwangsarbeit und Minderheiten in den Fokus.³⁶⁷ In der Recherchearbeit werden die unterschiedlichsten Quellen bearbeitet, zumeist Material aus „lokalen Archiven, wie Prozessakten, Zeitungsartikel, Fotos, Gemälde, Tagebücher und Briefe, sowie Zeitzeugeninterviews.“³⁶⁸ Die Aktivitäten der Geschichtswerkstätten bieten oft ein breites Spektrum und sind nicht nur auf Zusammenarbeit mit Schulen und Volkshochschulen eingeengt, „sondern äußern sich auch durch öffentliche Werkstattgespräche, Dia- und Filmvorträge, Zeitzeugengespräche, Erstellen von Ausstellungen, historische Stadtrundgänge, Herausgabe von Büchern oder Zeitschriften und das Betreiben von eigenen Archiven

³⁶³ Ebd., S. 156f.

³⁶⁴ Lessing, Hannah M. / Meissner, Renate S.: Projekte gegen das Vergessen. Der Beitrag des Nationalfonds zum Gedenkjahr 2008. In: Stifter, 2009, S. 60 - 67, S. 66f

³⁶⁵ Stögner, Karin: Lebensgeschichtliche Interviews und die „Wahrheit der Erinnerung“. In: Lappin / Lichtblau, 2008, S. 169 - 179, S. 171.

³⁶⁶ Traska, Georg: Herklotzgasse 21. Über die jüdischen Räume in einem Wiener Grätzel. In: Verein zur Herausgabe der Zeitschrift „Das jüdische Echo“ (Hg.): *Das jüdische Echo*, Vol. 56, Wien, 2007, S. 128 - 135, S. 131.

³⁶⁷ Vgl. Büttner, 2009, S. 117.

³⁶⁸ Ebd.

oder kleinen Museen.³⁶⁹ In erster Linie ist das Anliegen der Geschichtswerkstätten, die Geschichte des Ortes „einer breiten lokalen und überregionalen Öffentlichkeit erfahrbar [zu machen].“³⁷⁰

Geschichtswerkstätten sehen sich heute weniger als „lokale Einzelkämpfer“, sondern vernetzen sich vermehrt mit anderen Initiativen und Institutionen wie Archiven, Universitäten oder Museen, wie Büttner aus Gesprächen mit Mitgliedern von Geschichtswerkstätten weiß.³⁷¹ Sie sieht auch selbst das primäre Ziel der Geschichtswerkstättenarbeit darin, dass die Bezugssysteme „über die lokalen Grenzen hinaus“ erweitert werden: „Es wäre sicher erstrebenswert weniger selbstzentriert, sondern insgesamt globaler zu arbeiten und unterschiedliche überregionale, aber auch internationale Projekte miteinander zu verknüpfen.“³⁷² Sie resümiert, dass „Geschichte von unten“, „Geschichte der kleinen Leute“ und „Geschichte für alle“ – wie auch immer man das Phänomen nennen will – „bis heute erfolgreich und mittlerweile auch in der großen lokalen und überregionalen Öffentlichkeit etabliert umgesetzt werden konnte.“ Sie hält jedoch auch fest, dass noch viele Projekte auf ihre Bearbeitung warten und noch viel Erinnerungsarbeit zu tun bleibt.³⁷³

Wilfried Wiedemann spricht im Zusammenhang mit Gedenkstätteninitiativen und Geschichtswerkstätten von „diskursiven Formen der Erinnerung“ und betont, dass solche Initiativen wichtige Impulse für den Erinnerungsdiskurs liefern:

„Unzufrieden mit der staatlichen und kommunalen Erinnerungspraxis, engagierten sich in den achtziger Jahren zunehmend mehr Bürgerinnen und Bürger für die Erinnerungsarbeit. Sie gründeten Geschichts- und Gedenkstätteninitiativen mit dem Ziel, die weitgehend auf Symbolik reduzierte öffentliche Erinnerungskultur durch faktengestützte historisch-kritische Erinnerungsdiskurse zu ergänzen. Zwar hatte es in den Jahrzehnten vorher neben Politikern, [...] auch Schriftsteller, Historiker und Journalisten gegeben, die dem Vergessen entgegengearbeitet hatten, doch eine Erinnerungskultur auf breiter gesellschaftlicher Basis etablierte sich erst jetzt. [...] Entscheidend für die Erinnerungskultur war [...], daß die engagierten Bürgerinnen und Bürger ihre Forschungsergebnisse in die Öffentlichkeit brachten und damit neue historische und politische Diskurse ermöglichten.“³⁷⁴

³⁶⁹ Ebd.

³⁷⁰ Ebd.

³⁷¹ Vgl. ebd., S. 118.

³⁷² Ebd., S. 118f.

³⁷³ Vgl. ebd., S. 119.

³⁷⁴ Wiedemann, Wilfried: Gegen das Vergessen – für eine diskursive Form der Erinnerung. In: Buchholz, Marlis / Füllberg-Stolberg, Claus / Schmid Hans-Dieter (Hg.): Nationalsozialismus und Region, Bielefeld, 1996, S. 427 - 441, S. 436f.

Dadurch, dass engagierte BürgerInnen die Initiative ergreifen, um mit lokalen Aktionen die Erinnerung lebendig zu halten und womöglich permanente „Orte für Erinnerungsdiskurse“ schaffen, arbeiten sie auch an einer neuen Erinnerungskultur.³⁷⁵

Verena Haug und Gottfried Kößler sehen in lokalen Erinnerungsinitiativen eine Art „Gegenpol zu den ‚Flächendenkmälern‘“ großer Gedenkstätten, beispielsweise die Konzentrationslager Dachau oder Auschwitz. Kommunale Erinnerungsprojekte wie die „Stolpersteine“ erinnern an Menschen, die von diesen gekennzeichneten Orten deportiert wurden und stellen damit Bezüge zu „den Orten des individuellen Lebens“³⁷⁶ her. Es gibt zahlreiche didaktische Überlegungen zur Frage, ob der Besuch eines Konzentrationslagers oder regionales Gedenken mehr Lernchancen bieten. Vielfach wird geglaubt, dass die Spuren des Grauens in ehemaligen Lagern notwendigerweise zu einer Auseinandersetzung mit der Geschichte führen. Langjährige GedenkstättenarbeiterInnen würden diese Annahmen jedoch bezweifeln, denn:

„Es hängt nicht zuletzt von der Rückbindung an die Geschichte der eigenen Heimatgemeinde ab, ob die Besucher eine Verbindung zwischen ihrem Leben und den Ereignissen und Biografien entwickeln, die in der Gedenkstätte präsentiert werden. Umgekehrt zeigen Erfahrungen in den regionalen Gedenkstätten und mit Spurensuche-Projekten am Heimatort ein großes Spektrum an Themen, die sich mit dem heutigen privaten und politischen Alltag verbinden. Dabei kann das Wiedererkennen von Orten oder die Erkenntnis personeller Kontinuitäten ebenso eine Rolle spielen wie die Übernahme von Verantwortung für die Gestaltung von Gedenkort oder -zeremonien.“³⁷⁷

2.2.3.2. Erinnerungsinitiativen in Österreich

„Der Versuch, ein Stück Vergangenheit in die Gegenwart zu retten, ein ‚Zeit-Fenster‘ zu öffnen, das den Blick zurück ermöglicht. Der Versuch, die Vergangenheit in der Gegenwart zu retten [...]“³⁷⁸

Zum Thema Erinnerungsinitiativen und Geschichtswerkstätten in der österreichischen Erinnerungslandschaft gibt es heute lediglich eine aktuelle Publikation mit dem Titel „Spurensuche. Hinter den Mauern des Vergessens ... Erinnerungskulturen und Gedenkprojekte in Österreich“, die lokale und regionale Initiativen erstmals in breiterer Form vorstellt und das Gedenkjahr 2008 aus verschiedenen Perspektiven

³⁷⁵ Vgl. ebd., S. 437.

³⁷⁶ Haug, Verena / Kößler, Gottfried: Vom Tatort zur Bildungsstätte – Gedenkstätten und Gedenkstättenpädagogik. In: Horn / Sauer, 2009, S. 80 - 88, S. 86.

³⁷⁷ Ebd., S. 86f.

³⁷⁸ Streibel, Robert: Arbeiten gegen den Tag. Denkmäler sind nur stumme Fenster. In: Stifter, 2009, S. 10 - 16, S. 10.

dokumentieren möchte. Die Beiträge stammen einerseits von VertreterInnen des institutionalisierten Gedenkens, andererseits von Mitgliedern von lokalen und regionalen Erinnerungsinitiativen. Die Herausgeber sehen ihre Aufgabe darin, „ein in der breiteren Öffentlichkeit nur wenig bekanntes Spektrum zivilgesellschaftlicher Initiativen und Projekte“ vorzustellen, die zumeist jahrelang „und oft unbedankt mit viel Engagement und persönlichem Einsatz Erinnerungsarbeit und damit politisch-zeithistorische Bildung leisten.“³⁷⁹ Einige der in dieser Arbeit analysierten Initiativen werden in „Spurensuche“ vorgestellt. („Gedenkstätte Hadersdorf am Kamp“, „Herklotzgasse 21“, „Servitengasse 1938“, und „Wolkersdorf 1938“).

Eine Dissertation zur Wiener Erinnerungslandschaft mit Fokus auf Erinnerungsinitiativen als Ausdruck zivilgesellschaftlichen Engagements ist in Arbeit.³⁸⁰ Sonst scheint das Thema in allen Disziplinen eine Randerscheinung zu bleiben. Diese Feststellung scheint auch für Deutschland zu gelten: „Lokale Erinnerungskulturen, das Aushandeln kollektiver Erinnerungen in Regionen, Städten oder Dörfern, haben erstaunlich wenig Aufmerksamkeit gefunden.“³⁸¹

Beginnt man die Suche nach Erinnerungsinitiativen, stößt man auf eine Vielzahl kleinerer und größerer Projekte, die von Schulprojekten, Filmvorhaben bis hin zu künstlerischen Auseinandersetzungen reichen und die die unterschiedlichsten Erinnerungsanlässe und Gedächtnisorte thematisieren. Eine Möglichkeit, mehr über das Spektrum heimischer Erinnerungsinitiativen und -projekte zu erfahren, ist die Recherche auf Seiten der FördergeberInnen. Der „Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus“ ist eine der möglichen Stellen, an die sich LeiterInnen von Projekten wenden können, um um Fördergelder anzusuchen.³⁸² Neben den Entschädigungszahlungen an die Opfer zählt die Unterstützung von Projekten zu den wichtigsten Aufgaben des Nationalfonds, bislang wurden über 700 Projekte gefördert. Die Bandbreite reicht von der Förderung jüdischer Einrichtungen, Initiativen zur Instandhaltung jüdischer Friedhöfe, Buchveröffentlichungen von Einzelschicksalen, Filmproduktionen, bis hin zu wissenschaftlichen Projekten, Schulprojekten mit ZeitzeugInnen, Weiterbildung von PädagogInnen und Ausstellungen mit Bezug zur NS-Zeit sowie kulturelle Projekte.³⁸³ Darunter fallen auch

³⁷⁹ Stifter, Christian H. / Streibel, Robert: Editorial. In: Stifter, 2009, S. 6 - 7, S. 7.

³⁸⁰ Anm: Joanna White: *Civic Memory: Individualisation, Practice and Place in Contemporary Forms of Holocaust Remembrance* (Arbeitstitel), betreut durch Heidemarie Uhl, Wien.

³⁸¹ Thießen, Malte: Das kollektive als lokales Gedächtnis: Plädoyer für eine Lokalisierung von Geschichtspolitik. In: Schmid, Harald (Hg.): *Geschichtspolitik und kollektives Gedächtnis. Erinnerungskulturen in Theorie und Praxis*, Göttingen, 2009, S. 159 - 180, S. 159.

³⁸² Anm.: So befindet sich beispielsweise im Anhang des Geschäftsberichts des Nationalfonds eine Liste über die vom Nationalfonds geförderten Projekte. Online abrufbar unter: <http://www.de.nationalfonds.org/> (abgerufen am 10. Oktober 2009).

³⁸³ Vgl. Lessing / Meissner, 2009, S. 61ff.

viele lokale Projekte auf Bezirks- und Gemeindeebene, wie Gedenktafeln oder Gedenkstätten, die als wichtiger Beitrag erachtet werden (z. B. eine Gedenkstätte in Thalgau, an einem Platz an dem 1944 von den Nationalsozialisten ein „Heldenhain“ errichtet werden sollte, die unter anderem an die Euthanasie-Opfer der Gemeinde erinnert, oder der Verein „Roma-Service“, ein Gedenktafelprojekt in Burgenland zur Erinnerung an ehemalige Roma-Siedlungen).³⁸⁴ Ein Blick auf die geförderten Projekte gibt auch Aufschluss darüber, was förderungswürdig erscheint und zeigt ein Stück weit die Bandbreite der Erinnerungsarbeit auf. Man muss sich jedoch auch vor Augen führen, dass viele kleine Initiativen aus den unterschiedlichsten Gründen keine entsprechende Förderung von offizieller Seite erhalten, damit im Großen unsichtbar bleiben, aber dennoch in ihrem Wirkungskreis wertvolle Erinnerungsarbeit leisten.

Eine andere Möglichkeit, mehr über die Initiativen zu erfahren, ist der Weg über die Initiativen selbst, die sich zum Teil kennen und miteinander kommunizieren. Im Frühjahr 2009 fand in Wien ein erstes „Vernetzungstreffen“ statt.³⁸⁵ Initiator war ein neugegründeter Verein („Institut für Erinnerungskultur & Historische Intervention“), der sich die gemeinsame Erinnerungsarbeit gegen das Vergessen zur Aufgabe macht und aus MitarbeiterInnen verschiedener Institutionen und lokalen Erinnerungsprojekten besteht. Die Vernetzungsinitiative versucht erstmalig, einzelne Projekte in den Kontext einer österreichischen Erinnerungslandschaft zu stellen.³⁸⁶ Was aber entspricht aus Sicht des IEHI einer Erinnerungsinitiative?

„Als ‚Erinnerungsprojekte‘ verstehen wir alle Projekte, die sich mit zeitgeschichtlichen Themen befassen und diesen eine Öffentlichkeit zu verschaffen trachten – egal ob die Veröffentlichung schon gelungen ist oder nicht. Das können künstlerisch arbeitende Projekte im öffentlichen Raum sein. Das kann eine Gruppe von Menschen sein, die sich um die Pflege eines kleinen jüdischen Friedhofes kümmert. Schulklassen, die den in der NS-Zeit vertriebenen SchülerInnen oder LehrerInnen nachgeforscht oder ein Kriegerdenkmal im Foyer ihrer Schule in einer historisch reflektierten Weise umgestaltet haben. Die Ausforschung des Nebenlagers eines KZs durch einen Einzelkämpfer in einer ländlichen Gemeinde, wo niemand ‚von der Geschichte‘ wissen will. Eine Hausgemeinschaft, die herausgefunden hat, welche Wohnungen ‚arisiert‘ wurden und welche ehemaligen BewohnerInnen vertrieben wurden.“³⁸⁷

Auf der Website legt der Verein sein Selbstverständnis dar und macht auf die geplanten Arbeitsschwerpunkte aufmerksam, die neben der Gründung einer Vernetzungsplattform von Erinnerungsprojekten, über das Angebot zur Hilfestellung

³⁸⁴ Vgl. ebd., S. 64f.

³⁸⁵ Vgl. <http://www.iehi.eu/>; Anm.: Das Treffen fand am 3. März 2009 im Jüdischen Institut für Erwachsenenbildung in Wien statt.

³⁸⁶ Vgl. Institut für Erinnerungskultur & Historische Intervention: Vernetzung Erinnerungsprojekte österreichweit, E-Mail vom 11. Februar 2010, institut@iehi.eu.

³⁸⁷ Ebd.

bei neuen Projekten und Unterstützung bei Recherchen, bis hin zur Realisierung eigener Projekte reichen.³⁸⁸ Mit der Vernetzung möchte der Verein auch den Wissensstand, den die Erinnerungsprojekte einzeln erarbeitet haben, dauerhaft sichern und die vielfältigen Erfahrungen aus unterschiedlichen beruflichen Hintergründen nutzbar machen.³⁸⁹

„Wir möchten Historisches in aktuellen Nutzungs-, Lebens- und Arbeitskontexten sichtbar und erfahrbar machen. Wir verstehen Räume und Orte als Träger verschütteter, verheimlichter und verlorener Erinnerung. Das Gewicht der Geschichte soll in die Alltagsräume gehoben werden. Der Prozess der Entstehung ist ebenso wichtig wie das materielle Ergebnis, das seinerseits noch Entwicklung zulassen soll. Wir streben öffentliche Ausschreibungen und Verfahren an, die eine Einbindung der lokalen Bevölkerung ermöglichen.“³⁹⁰

Bislang fanden drei Vernetzungstreffen statt, in denen Arbeitsgruppen gebildet wurden. Eine Gruppe behandelt unter dem Titel „Datenschutzfragen“ Fragen zum Umgang mit sensiblen biographischen Daten, die im Zusammenhang mit Oral History und Recherchearbeit entstehen. Eine zweite Arbeitsgruppe betreut die Einrichtung und Wartung eines gemeinsamen Veranstaltungskalenders, der in Kooperation mit der an den Treffen teilnehmenden Österreichischen Gesellschaft für Exilforschung (öge) aufgebaut wurde.³⁹¹ Die dritte Gruppe arbeitet an der Vorbereitung einer Ausstellung, die die Erinnerungsprojekte einer breiten Öffentlichkeit vorstellen soll.³⁹²

Eine weitere Recherchemöglichkeit über die Aktivitäten von Erinnerungsinitiativen stellt der Veranstaltungskalender des Web-Portals www.erinnern.at dar, das einen Großteil der Aktivitäten von lokalen Initiativen in einem Veranstaltungskalender ankündigt.³⁹³

Erinnerungsinitiativen in Wien

In Wien entstand – insbesondere in den letzten Jahren – eine Vielzahl lokaler Initiativen, die in vielgestaltiger Form an die Zeit und die Verbrechen des Nationalsozialismus erinnern. Neben den sechs im empirischen Teil genau behandelten Fallbeispielen soll an dieser Stelle exemplarisch auf weitere

³⁸⁸ Vgl. <http://www.iehi.eu/> (abgerufen am 10. Dezember 2009).

³⁸⁹ Vgl. <http://www.iehi.eu/index.php/institut/leitbild?start=1> (abgerufen am 10. Dezember 2009).

³⁹⁰ <http://www.iehi.eu/> (abgerufen am 10. Dezember 2009).

³⁹¹ Vgl. http://kalender.exilforschung.org/content/event_list_event.aspx (abgerufen am 10. Dezember 2009).

³⁹² Vgl. Institut für Erinnerungskultur & Historische Intervention, E-Mail vom 11. Februar 2010.

³⁹³ Anm.: Betreiber der Website ist der Verein „Nationalsozialismus und Holocaust: Gedächtnis und Gegenwart“, ein Vermittlungsprojekt des Bundesministeriums für Unterricht, Kunst und Kultur für PädagogInnen.

Erinnerungsprojekte verwiesen werden, um die Vielfalt der Erinnerungsprojekte zu zeigen.³⁹⁴

„Steine der Erinnerung“

Die Erinnerungsinitiative ist verwandt mit den deutschen „Stolpersteinen“. Die Intention des Projekts ist in erster Linie „den Ermordeten wieder einen Platz in ihrem Heimatbezirk“ zu geben, damit ihr Schicksal nicht vergessen wird.³⁹⁵ An diesen Orten soll den Angehörigen die Möglichkeit gegeben werden, ihrer Verwandten zu gedenken. Das Projekt soll auch zeigen, dass sich Österreichs Umgang mit seiner Vergangenheit verändert hat.³⁹⁶ Die Steine werden zu einem Teil durch Patenschaften oder über Spenden finanziert. Damit wird nicht nur die Herstellung und Verlegung gedeckt, sondern es soll sichtbar gemacht werden, dass die Bedeutung des Projekts wächst, je mehr „Menschen an unseren Projekten mitbauen und sie mittragen“³⁹⁷ und dass diese Art der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit eine „gemeinsame Sache“ ist. Denn, „je mehr Menschen daran beteiligt sind, desto stärker ist auch die Verankerung“³⁹⁸ des Projekts. Mit den Steinen soll demnach bewusst nicht nur ein jüdisches Umfeld miteinbezogen werden.³⁹⁹ Die kleinen Veränderungen, die durch die Setzung der Steine im öffentlichen Raum entstehen, sollen die PassantInnen zum Nachdenken und zur Auseinandersetzung mit der Vergangenheit anregen⁴⁰⁰ und die Erinnerung an das jüdische Leben in den Wiener Bezirken lebendig halten.⁴⁰¹ Am 17. Mai 2009 wurde im zweiten Wiener Gemeindebezirk die 100. Etappe auf dem so genannten „Weg der Erinnerung“, der an verschiedenen Stationen mit Gedenksteinen entlang führt, eröffnet. Die Leopoldstadt war der Bezirk mit der größten jüdischen Gemeinde Wiens, mit einem jüdischen Bevölkerungsanteil von 40 Prozent.⁴⁰² Die Initiatorin des Projekts, Elisabeth Ben David-Hindler beschreibt die Steine der Erinnerung als symbolische Grabsteine für die Angehörigen der Opfer in einer Stadt, die ihre Geschichte jahrzehntelang verschwiegen hat. Heute pflegt dieselbe Stadt diese Steine wie ihre anderen Denkmäler, wodurch die Steine ebenfalls zu kleinen Denkmälern werden. Die Steine wurden mittlerweile auch in zehn anderen Bezirken verlegt.⁴⁰³

³⁹⁴ Anm.: Die vorliegende Magisterarbeit stellt nicht den Anspruch, eine detaillierte Topografie der österreichischen Erinnerungslandschaft nachzuzeichnen.

³⁹⁵ <http://www.steinedererinnerung.net/> (abgerufen am 10. Dezember 2009).

³⁹⁶ Vgl. ebd.

³⁹⁷ Ebd.

³⁹⁸ Ebd.

³⁹⁹ Vgl. ebd.

⁴⁰⁰ Vgl. ebd.

⁴⁰¹ Vgl. Schmidt-Kreilisheim, Eva: „Eine glänzende Messingplatte ist besser als ein dunkler Fleck“ Weg der Erinnerung durch die Leopoldstadt. In: *Zwischenwelt. Zeitschrift für Kultur des Exils und des Widerstands*, 26. Jg. Nr. 1/2, Wien, 2009, S. 58.

⁴⁰² Vgl. ebd.

⁴⁰³ Vgl. ebd.

„erinnern für die zukunft“

Im sechsten Wiener Gemeindebezirk (Mariahilf) wurde ein Projekt realisiert, im Rahmen dessen, vergleichbar mit den Stolpersteinen oder dem oben beschriebenen Projekt, Patenschaften für Gedenksteine übernommen werden können, die im gesamten Bezirk verlegt werden. Ein begleitendes Kulturprogramm mit verschiedenen Veranstaltungen bildet den Rahmen,⁴⁰⁴ darunter Gespräche mit ZeitzeugInnen, Bezirksspaziergänge (z. B. „Die verschwundenen Frauen aus Mariahilf“) und Hörstationen mit ZeitzeugInnengesprächen, z. B. zum Thema „Kindheit und Jugend in Mariahilf“.⁴⁰⁵ Die Steine sollen an die verschiedensten Opfergruppen erinnern, also an *alle* ehemalige BewohnerInnen von Mariahilf, die aus „rassischen“, politischen, religiösen Gründen oder aufgrund ihrer sexuellen Orientierung verfolgt und ermordet wurden.⁴⁰⁶

„Arnezhoferstraße – Ein Straßename als Mahnmal“

Die „Initiative Arnezhoferstraße“ ist ein von AnrainerInnen ins Leben gerufenes Projekt, das sich seit einigen Jahren mit der Umbenennung einer Straße beschäftigt.⁴⁰⁷ Mit dem Projekt möchten die InitiatorInnen auf die Geschichte der Arnezhoferstraße aufmerksam machen, und darauf, welche Bedeutung Straßennamen im „kollektiven Gedächtnis“ einer Stadt haben. Seit 2. August 2009 sind die historischen Hintergründe auf sieben Tafeln auf der Hausfassade der Arnezhoferstraße Nr. 7 im zweiten Wiener Gemeindebezirk dokumentiert. Darauf erfährt man, dass der antisemitische Pfarrer Johann Arnezhofer, nach dem die Straße benannt ist, im 17. Jahrhundert organisatorisch für die Vertreibung der Wiener Juden verantwortlich war und sein Name heute durch die Straßenbenennung offiziell und unhinterfragt im kollektiven Bewußtsein verankert ist. Bis heute wehrt sich die Stadt Wien gegen eine Umbenennung der Straße.⁴⁰⁸ Das Datum der Enthüllung der Tafeln sollte an die Eröffnung der Ausstellung „Der ewige Jude“ am 2. August 1938 erinnern, die ebenfalls im Zweiten Bezirk stattfand und den NationalsozialistInnen als Mittel zur Verhetzung diente und damit für die VeranstalterInnen stellvertretend für die darauffolgenden Novemberpogrome und den Holocaust steht.⁴⁰⁹ Damit wollen sie auch auf Kontinuitäten und eine lange Tradition des Antisemitismus aufmerksam machen.

⁴⁰⁴ Vgl. <http://www.erinnern-fuer-die-zukunft.at/projektbeschreibung.html> (abgerufen am 10. Dezember 2009).

⁴⁰⁵ Vgl. ebd.

⁴⁰⁶ Vgl. ebd.

⁴⁰⁷ Vgl. <http://arnezhoferstrasse.currentlynowhere.com/> (abgerufen am 10. Dezember 2009).

⁴⁰⁸ Vgl. Arnezhoferstraße – Ein Straßename als Mahnmal, Presseaussendung, Juli 2009.

⁴⁰⁹ Vgl. Koller, Erich: Arnezhoferstraße – Ein Straßename als Mahnmal. Gedenkdienst – Verein für historisch-politische Bildungsarbeit und Internationalen Dialog (Hg.): *Gedenkdienst*, Jg. 3/2009, Wien, 2009, S. 7.

Erinnerungsinitiativen in den Bundesländern

„Nachklang-Widerhall“

In Leonding bei Linz macht ein Erinnerungszeichen mit dem Titel „Nachklang-Widerhall“ auf sich aufmerksam, initiiert vom Verein „Kult-Ex“, einer Initiative zur Förderung regionaler, interregionaler und internationaler Kulturarbeit.⁴¹⁰ Der Verein errichtete ein künstlerisches „Klang-Denkmal“ zur Erinnerung an Vertreibung, Verfolgung, Vernichtung und Widerstand.⁴¹¹ Die „hörbare Textskulptur“ umfasst Texte von AutorInnen die sich mit dem Thema auseinandersetzen bzw. die selbst davon betroffen waren. Intention des Projekts war es, eine Lücke im Ortsgedenken zu schließen, das zwar zwei Kriegerdenkmäler einschließt, aber keinerlei Raum für das *andere* Opfergedenken vorsieht. Zudem grenzt der Alte Kirchplatz, an dem das Denkmal heute steht, an den Friedhof, auf dem sich das Grab von Adolf Hitlers Eltern befindet, das für viele Personen des rechten Lagers auch als eine Art „Pilgerstätte“ gilt; ein Wohnhaus in dem Hitler sechs Jahre lebte, befindet sich in unmittelbarer Nähe. Eine öffentliche Auseinandersetzung mit der Vergangenheit des Ortes unterblieb jahrzehntelang.⁴¹²

„Mahnmal Kreuzstadl Rechnitz“

Die Gedenkinitiative R.E.F.U.G.I.U.S gründete sich im Februar 1991 als "Rechnitzer Flüchtlings- und Gedenkinitiative und Stiftung".⁴¹³ Ausgangspunkt für die Vereinsgründung waren die Ereignisse in der Nähe des so genannten Kreuzstadls, einem Bauwerk des Gutes Bátorfő in Rechnitz, in dessen Umgebung in den letzten Kriegstagen rund 180 ungarisch-jüdische Zwangsarbeiter von NationalsozialistInnen ermordet und verscharrt wurden. Die VerursacherInnen des Massakers waren zuvor auf Feierlichkeiten des Gutes geladen und kehrten nach der Tat wieder dorthin zurück. Die Toten konnten bis heute nicht in Würde bestattet werden, weil das Massengrab noch nicht gefunden wurde.⁴¹⁴ Der Film „Totschweigen“ dokumentiert die Suche nach dem Massengrab über vier Jahre hinweg, beschreibt die historischen Hintergründe und den Umgang der BewohnerInnen mit dieser Vergangenheit.⁴¹⁵

Die Gemeinde Rechnitz hat heute 3500 Einwohner und liegt an der Grenze zu Ungarn. An die ehemals bedeutende jüdische Gemeinde erinnern nur der jüdische Friedhof und

⁴¹⁰ Vgl. www.kult-ex.org (abgerufen am 7. Jänner 2010)

⁴¹¹ Vgl. <http://www.nachklang-widerhall.at/> (abgerufen am 7. Jänner 2010).

⁴¹² Ebd.

⁴¹³ Vgl. Schwarzmayer, Eva / Teuschler, Christine: Der Kreuzstadl in Rechnitz – ein Mahnmal für die Opfer des Südostwallbaus. In: Gstettner, Peter: Die Mühen der Erinnerung, Zeitgeschichtliche Aufklärung gegen den Gedächtnisschwund, Band 1, Wien, 2002, S. 94 - 107, S. 98.

⁴¹⁴ Vgl. ebd., S. 94.

⁴¹⁵ Vgl. ebd., S. 98ff.

eine Gedenktafel aus dem Jahr 1990, angebracht an der ehemaligen Synagoge, die erst nach jahrelangem Briefwechsel auf Initiative von Opferverbänden installiert wurde.⁴¹⁶ Die Initiative setzt sich dafür ein, dass die Ruine des Kreuzstadls als Mahnmal für die Opfer des so genannten Südostwallbaus erhalten bleibt. Der Südostwall benennt ein System von Befestigungsanlagen, das mit Ende des Jahres 1944 im burgenländisch-ungarischen Grenzgebiet zur Abwehr gegen die sowjetische Armee errichtet werden sollte. An dessen Bauarbeiten waren vor allem ZwangsarbeiterInnen beteiligt.⁴¹⁷ Der Verein bemüht sich um die Aufarbeitung dieser Verbrechen und versucht, den Bogen zur Gegenwart zu spannen, mit dem Ziel ein Kulturleben in Rechnitz zu etablieren, das zu diesen Themen Bezüge schafft. Trotz Widerstand in Teilen der Bevölkerung hält der Verein unnachgiebig an der Erinnerung an die Ereignisse fest und setzt sich für ein zentrales Mahnmal für die Opfer des Südostwallbaus ein, hält jährliche Symposien, Benefizkonzerte und Gedenkfeiern etc. ab. „Der Kreuzstadl soll nicht als ein steinernes Mahnmahl für sich stehen, sondern als ein lebendiges Mahnmal eine besondere Sinngebung erfüllen“⁴¹⁸, so sollen auch in Zukunft Benefizkonzerte zur Unterstützung von Flüchtlingsprojekten in Burgenland stattfinden, die Zusammenarbeit mit Schulen forciert werden und Symposien die wissenschaftliche Auseinandersetzung sichern, mit dem zentralen Anliegen, dass das Areal um den Kreuzstadel weiter ausgebaut wird „zu einem Ort, der Erinnern, Gedenken und Nachdenken für viele Menschen möglich macht.“⁴¹⁹

„Zukunft braucht Erinnerung“

Das Projekt „Zukunft braucht Erinnerung“⁴²⁰ erinnert an die Todesmärsche tausender ungarischer Jüdinnen und Juden, ZwangsarbeiterInnen beim Bau des „Südostwalls“, der durch verschiedene Dörfer und Täler der Steiermark Richtung Mauthausen führte.⁴²¹ Eine Veranstaltungsreihe zum Thema war Anlass zur Idee für ein bleibendes und sichtbares Erinnerungszeichen. 2006 gründete sich ein unabhängiges Personenkomitee, das für sich den Anspruch stellte, „ein solches Gedenkzeichen, das den Bogen vom Todesmarsch bis hin zu den vielschichtigen Formen von Rassismus und Gewalt in der Gegenwart schaffen sollte“⁴²² zu entwickeln und zu errichten. Das Projekt baute auf die Zusammenarbeit mit der Gemeinde, die ein Grundstück zur Verfügung stellte. Nachdem ein künstlerischer Wettbewerb mit dem örtlichen

⁴¹⁶ Vgl. ebd., S. 94.

⁴¹⁷ Vgl. ebd., S. 95.

⁴¹⁸ Ebd. S. 106.

⁴¹⁹ Ebd.

⁴²⁰ Anm.: vollständiger Titel: „Zukunft braucht Erinnerung. Der Todesmarsch ungarischer Jüdinnen und Juden durch die Oststeiermark im März/April 1945“

⁴²¹ Vgl. Herles, Annelie: Projekt Zukunft braucht Erinnerung. In: DÖW Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes, Mitteilungen, Folge 191, Wien, 2009, S. 6.

⁴²² Ebd.

Gymnasium/Oberstufenrealgymnasium abgehalten wurde, wurde ein Entwurf durch eine Jury ausgewählt und das Erinnerungszeichen im Oktober 2007 öffentlich präsentiert und umgesetzt. Das Erinnerungszeichen steht an prominenter Stelle im Ortszentrum und wurde mit einem Festakt enthüllt. Mehrere DVDs dokumentieren den Entstehungsprozess des Denkmals.⁴²³

Verein „Erinnern“

Seit 1994 versucht der Verein „Erinnern“ die Erinnerung an nationalsozialistische Vergangenheit und Verbrechen in Villach wach zu halten und Verdrängtes in die Öffentlichkeit zurück zu bringen.⁴²⁴ Dafür organisiert der Verein verschiedenste Veranstaltungen und veröffentlicht Publikationen. Ein wichtiger Aspekt ist die Recherchearbeit, die sich den Lebensdaten der Opfer widmet. Bis heute sind etwa 140 Schicksale recherchiert und auf der Website festgehalten, dort finden sich auch entsprechende Dokumente und ZeitzeugInnen-Gespräche. Jedes Jahr wird eine Gedenkveranstaltung zum Jahrestag des Novemberpogroms abgehalten. Nach viel Überzeugungsarbeit wurde 1999 ein „Denkmal der Namen“ enthüllt, auf dem die Namen, Geburts- und Sterbedaten sowie die Todesorte der Menschen aus dem Bezirk Villach aufscheinen, die in der Zeit des Nationalsozialismus ermordet wurden. Dies ist das einzige Erinnerungszeichen der Stadt, das sich mit diesem Teil der Vergangenheit auseinander setzt. Jedes Jahr im Oktober hält der Verein an dieser Stelle eine Gedenkveranstaltung ab.⁴²⁵

⁴²³ Vgl. ebd.

⁴²⁴ Vgl. <http://www.net4you.com/haiderftp/ueber/index.html> (abgerufen am 2. Februar 2010).

⁴²⁵ Vgl. ebd.

2.3. Öffentlichkeit

2.3.1. Der Öffentlichkeitsbegriff

In den letzten Jahren wurden in Wien und den Bundesländern eine Reihe lokaler Erinnerungsinitiativen umgesetzt, die mit ihren Zeichensetzungen darauf abzielten, Öffentlichkeit zu erreichen und das Gedenken im öffentlichen Raum zu verorten. Doch was bedeutet Öffentlichkeit in diesem Zusammenhang? Die folgenden Ausführungen legen den Fokus auf den kommunikationswissenschaftlich ausgerichteten Öffentlichkeitsbegriff von Friedhelm Neidhardt und Jürgen Gerhards. Neidhardt argumentiert im Wesentlichen mit dem Begriff „Informationsvermittlung und -verarbeitung“: In modernen Gesellschaften ist es erforderlich, dass in der Öffentlichkeit „Information hergestellt und verarbeitet“ wird, wobei unter Information „Sachinformationen“ ebenso wie „Meinungen und Interessen“ verstanden werden.⁴²⁶

Der Begriff „Öffentlichkeit“ ist eine beständige und wesentliche Bezugsgröße in verschiedensten Feldern gesellschaftlicher Kommunikation. „Die Öffentlichkeit für sich zu gewinnen, ist offensichtlich ein wichtiges Ziel gesellschaftlichen und vor allem politischen Handelns.“⁴²⁷ Der Begriff wird zumeist undifferenziert verwendet, was vor allem auf seine alltagssprachliche Verwendung zurückzuführen ist.⁴²⁸

Die Idee von „Öffentlichkeit“ existiert im deutschen Sprachraum seit dem 18. Jahrhundert. Mit dem Adjektiv „öffentlich“ wurden diejenigen Bereiche umschrieben, die nicht im Verborgenen liegen und damit offen der Allgemeinheit zugänglich sind. Die heutige Vorstellung von Öffentlichkeit ist das Resultat eines Ausdifferenzierungsprozesses seit der Aufklärung, die neben der Darstellung des Phänomens auch eine normative Auffassung beinhaltet: die Angelegenheiten des Staates sollten immer auch der Allgemeinheit offen sein „sie *sollen* an das Raisonement der Bürger, an deren Meinungen gebunden werden.“⁴²⁹ Die bürgerliche Bewegung forderte gegenüber der absolutistischen Herrschaft schrittweise Öffentlichkeit im Sinne von Rede-, Meinungs-, Presse- und Versammlungsöffentlichkeit ein. In der Moderne – einer „Massengesellschaft“, bestehend aus unterschiedlichen

⁴²⁶ Vgl. Müller-Dohm, Stefan / Neumann-Braun, Klaus: Öffentlichkeit, Kultur, Massenkommunikation – Bezugspunkte für die Aktualisierung der Medien- und Kommunikationssoziologie. In: Dies. (Hg.) Öffentlichkeit, Kultur, Massenkommunikation, Oldenburg, 1991, S. 7 - 30, S. 20.

⁴²⁷ Gerhards, Jürgen / Neidhardt, Friedhelm: Strukturen und Funktionen moderner Öffentlichkeit. Fragestellungen und Ansätze. In: Müller-Dohm / Neumann-Braun, 1991, S. 31 - 90, S. 31.

⁴²⁸ Vgl. ebd. S. 32.

⁴²⁹ Ebd.

sozialen Gruppen – entfaltete sich das Verständnis von Öffentlichkeit zunehmend zu einem „sozial-räumlichen Begriff“, was die Metaphern „Forum“ oder „Netzwerk“ deutlich machen.⁴³⁰ Dabei wurde der Begriff zunehmend in Bezug auf seinen „gesellschaftstheoretischen Charakter ausdifferenziert.“⁴³¹ Im Sinne von Jürgen Habermas – einem wichtigen Vertreter eines solchen Öffentlichkeitsverständnisses, der mit seiner Studie „Strukturwandel der Öffentlichkeit“ einen wesentlichen Beitrag zu diesem Thema geleistet hat – ist Öffentlichkeit „ein sozialer Raum, in dem Menschen öffentlich Handeln und der dadurch für Gestaltung offen bleibt. Im Vordergrund eines solchen Verständnisses stehen die sozial entdifferenzierenden Wirkungen von Öffentlichkeit, die sich daraus ergeben, dass in ihr letztlich alles von jedem und ohne Inanspruchnahme einer Speziesemantik thematisiert werden kann.“⁴³² Öffentlichkeit beginnt also dort, wo ein Sprecher ein Publikum anspricht, dessen Grenzen nicht klar abgegrenzt sind.⁴³³ Damit verläuft öffentliche Kommunikation auch immer zu einem bestimmten Grad ungewiss.⁴³⁴

Öffentlichkeit ist heute „eine zentrale Kategorie zum Verständnis von Gesellschaft.“⁴³⁵ Vielfach wird damit im engeren Sinne eine politische Öffentlichkeit gleichgesetzt, es gibt jedoch weitaus mehr gesellschaftliche Teilbereiche und damit auch Öffentlichkeiten, wie beispielsweise eine Wissenschaftsöffentlichkeit oder eine Stadtteilöffentlichkeit.⁴³⁶ Im Sinne dieser idealtypischen Vorstellung sollte Öffentlichkeit für alle Mitglieder der Gesellschaft offen stehen. Damit wird ein wesentlicher Anspruch offensichtlich: „Öffentlichkeit ist somit nicht vorrangig ein beschreibbares, empirisches Phänomen, sondern ein normatives Postulat und damit ein anzustrebender Zustand.“⁴³⁷

Öffentlichkeit ist stets auch ein „umkämpftes Gebiet“: Die unterschiedlichen Teilnehmer versuchen, ihre Themen und Auffassungen aufzuzeigen und durchzusetzen. Oft konkurrieren gegensätzliche Meinungen um ihre Argumentation. Hier wird die Metapher der „Arena“ tragend, in der die einzelnen Teilnehmer darum kämpfen, ihre Argumente im öffentlichen Diskurs einzubringen und sich Gehör zu verschaffen.⁴³⁸

⁴³⁰ Vgl. Jarren, Otfried / Donges, Patrick: Politische Kommunikation in der Mediengesellschaft. Eine Einführung. Band 1: Verständnis, Rahmen und Strukturen, Wiesbaden, 2006, S. 95.

⁴³¹ Brosda, Carsten: Öffentlichkeit. In: Hachmeister, Lutz (Hg.): Grundlagen der Medienpolitik. Ein Handbuch, München, 2008, S. 293 - 296, S. 294.

⁴³² Ebd.

⁴³³ Vgl. Neidhardt, Friedhelm: Öffentlichkeit, öffentliche Meinung, soziale Bewegungen. In: Ders. et al. (Hg.): Öffentlichkeit, öffentliche Meinung, soziale Bewegungen. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Opladen, 1994, S. 7 - 41, S. 10.

⁴³⁴ Vgl. ebd.

⁴³⁵ Jarren / Donges, 2006, S. 95.

⁴³⁶ Vgl. ebd.

⁴³⁷ Ebd., S. 97.

⁴³⁸ Vgl. Gerhards / Neidhardt, 1991, S. 40f.

2.3.2. Öffentlichkeit als „intermediäres System“

Neidhardt und Gerhards beschreiben Öffentlichkeit aus systemtheoretischer Sicht als ein „intermediäres System“⁴³⁹ und „offenes Kommunikationsforum“, das „weitgehend von den Medien hergestellt, aber eben nicht allein von ihnen definiert und bestimmt“ wird.⁴⁴⁰ Damit ist die Funktion von Öffentlichkeit die „Aufnahme“ (*Input*) und die „Verarbeitung“ (*Throughput*) von Information, also Themen und Meinungen und die „Vermittlung“ (*Output*) der öffentlichen Meinung, die in diesem Prozess entsteht, an die BürgerInnen sowie an das politische System.⁴⁴¹

*„Öffentlichkeit ist nicht spezifisch institutionalisiert, es gibt also keine einzige eigene Instanz dafür. Öffentlichkeit ist aber dennoch sozial dauerhaft vorhanden, weil sie über gewisse Strukturen, Akteure und Themen verfügt und dauerhaft von den Bürgerinnen und Bürgern gleichsam beobachtet und damit ‚nachgefragt‘ wird. Öffentlichkeit ist und funktioniert damit wie ein intermediäres System: es vermittelt zwischen Gesellschaft und politischem System wie auch zwischen den unterschiedlichen intermediären Organisationen.“*⁴⁴²

Öffentlichkeit wird also als ein „intermediäres System“ verstanden, das gleichermaßen „zwischen dem politischen System und den Bürgern, zwischen verschiedenen politischen Akteuren als auch zwischen dem politischen System und den Interessen anderer gesellschaftlicher Teilsysteme vermittelt.“⁴⁴³ In diesem Sinne baut Öffentlichkeit auf „den Austausch von Informationen und Meinungen durch Personen, Gruppen und Organisationen.“⁴⁴⁴ Innerhalb dieses Prozesses entsteht öffentliche Meinung, die Meinung, die innerhalb der Arenen der Öffentlichkeit überwiegt.⁴⁴⁵ Nachfolgend werden die typischen Merkmale einer solchen Öffentlichkeit erläutert:

Grundmerkmale von Öffentlichkeit (nach Gerhards und Neidhardt)

- Öffentlichkeit ist „ein spezifisches Kommunikationssystem, das sich gegenüber anderen Sozialsystemen abgrenzt. Das System konstituiert sich auf der Basis des Austauschs von Informationen und Meinungen. Personen, Gruppen und Institutionen bringen bestimmte Themen auf und äußern Meinungen zu den Themen. [...] Öffentlichkeit fußt vor allem auf sprachlicher Kommunikation.“⁴⁴⁶

⁴³⁹ Ebd., S. 34.

⁴⁴⁰ Jarren / Donges, 2006, S. 102.

⁴⁴¹ Vgl. Gerhards / Neidhardt, 1991, S. 34.

⁴⁴² Jarren / Donges, 2006, S. 102.

⁴⁴³ Ebd., S. 103.

⁴⁴⁴ Ebd.

⁴⁴⁵ Vgl. Jarren / Donges, 2006, S. 103.

⁴⁴⁶ Gerhards / Neidhardt, 1991, S. 45.

- Grundsätzlich können alle Mitglieder einer Gesellschaft an Öffentlichkeit teilhaben, das Publikum ist im Allgemeinen „unabgeschlossen“, weil die Systemgrenzen offen sind und es theoretisch keine Zugangsbeschränkungen gibt. „Insofern ist Offenheit des Systems eine Konstitutionsbedingung von Öffentlichkeit.“⁴⁴⁷ In einem solchen Verständnis ist Öffentlichkeit ein System ohne definierte Mitgliedschaft. Jeder und jede kann Teil des Publikums sein. Damit geht einher, „daß Öffentlichkeit sowohl Kommunikation unter Anwesenden als auch Kommunikation mit Abwesenden, also z. B. massenmedial vermittelte Kommunikation, einschließt.“⁴⁴⁸
- „Öffentlichkeit ist dadurch gekennzeichnet, daß nicht nur der Zugang frei, sondern die Art der Teilnahme weder an Stand und Status noch an spezielle Expertenrollen gebunden ist [...].“⁴⁴⁹ Damit ist öffentliche Kommunikation immer an Laien orientierte Kommunikation. JournalistInnen, PressesprecherInnen bzw. ÖffentlichkeitsarbeiterInnen nehmen „ExpertInnenrollen“ ein und sind auf Kommunikation spezialisiert.⁴⁵⁰

Diese Charakteristika von Öffentlichkeit haben auch Auswirkungen auf die „Informationsbearbeitungsprozesse des Systems“.⁴⁵¹ Dadurch dass sich die Kommunikation an Laien orientiert, muss sie „allgemein verständlich sein, als Kommunikation mit potentiell Unbekannten muß sie sich auf Themen beziehen, die von allgemeinen Interesse sind.“⁴⁵²

Wenn man also die „Inputbedingungen“ des Systems Öffentlichkeit betrachtet und damit, welche Kommunikationsleistungen dem Entstehen öffentlicher Meinung vorausgehen müssen, wenn die „Teilnahmemotivation an Öffentlichkeit [...] nicht per se gegeben ist und [man bedenkt], daß unter Konkurrenzbedingungen die Teilnahmekapazitäten begrenzt sind, dann gilt es zuerst einmal Aufmerksamkeit für ein Thema und eine Meinung zu erzeugen.“ Damit sind im Sinne der Nachrichtenwerttheorie folgende Faktoren von Bedeutung, die Aufmerksamkeit erregen können: die „Erzeugung hoher Diskrepanzen. Überraschungen, Neuigkeiten, Krisen und Skandale.“⁴⁵³

⁴⁴⁷ Ebd.

⁴⁴⁸ Ebd., S. 45f.

⁴⁴⁹ Ebd., S. 46.

⁴⁵⁰ Vgl. ebd., S. 46f.

⁴⁵¹ Ebd., S. 47.

⁴⁵² Ebd.

⁴⁵³ Ebd., S. 48.

2.3.3. Öffentlichkeitsebenen

Das Kommunikationssystem Öffentlichkeit ist ein großes und ungeordnetes Gebilde, das aus verschiedensten großen und kleinen, teilweise untereinander verbundenen Foren besteht. Gerhards und Neidhardt schlagen deshalb vor, sich Öffentlichkeit in verschiedene Ebenen gegliedert vorzustellen und einerseits zwischen der „Menge der Kommunikationsteilnehmer“ und andererseits „nach dem Grad der strukturellen Verankerung der Ebenen“ zu differenzieren, denn „zum einen repräsentieren sie verschiedene Schritte der Ausdifferenzierung eines autonomen Systems Öffentlichkeit, zum zweiten unterscheiden sie sich in ihrer spezifischen Art der Informations-sammlung, -verarbeitung und -verwendung und ergeben entsprechend Aufschlüsse über die intermediäre Funktion von Öffentlichkeit.“⁴⁵⁴ In der Fachliteratur werden zumeist folgende drei Öffentlichkeitsebenen unterschieden:

- **Encounter-Ebene**

Diese Ebene beschreibt eine „spontane öffentliche Kommunikation“, auch als „Kommunikation *au trottoir*“ bezeichnet (z. B. auf der Straße, in der Arbeit oder im privaten Bereich). „Auf dieser Ebene entsteht Öffentlichkeit spontan und ist ein einfaches Interaktionssystem ohne eine Differenzierung in Leistungs- oder Publikumsrolle.“ Damit ist gemeint, dass alle TeilnehmerInnen gleichermaßen die Rolle des Sprechers oder des Publikums einnehmen können. „Die Encounter-Ebene ist meist räumlich, zeitlich und sozial beschränkt, und sie ist gekennzeichnet durch fließende Übergänge zwischen privater Kommunikation mit wechselseitig hoch selektiven Publikumsbezügen und öffentlicher Kommunikation gegenüber einem prinzipiell unbegrenzten Publikum.“⁴⁵⁵

- **Themen- oder Versammlungsöffentlichkeit**

Unter der Themen- oder Versammlungsöffentlichkeit begreift man „thematisch zentrierte Interaktions- oder Handlungssysteme“ (z. B. Veranstaltungen, Demonstrationen). Sie entwickeln sich oft spontan, sie können aber auch einen hohen Organisationsgrad erreichen. Leistungs- und Publikumsrollen sind auf dieser Ebene deutlicher ausdifferenziert, denn SprecherInnen, VermittlerInnen und Publikum wechseln ihre Funktion seltener. „Themenöffentlichkeiten weisen ferner gegenüber der Encounter-Ebene eine größere innere Stabilität auf und erlangen daher eher allgemeine Aufmerksamkeit, weil sie von Journalisten systematisch beobachtet werden. Die Themen können zu Medienthemen

⁴⁵⁴ Ebd., S. 49.

⁴⁵⁵ Jarren / Donges, 2006, S. 103.

werden.“⁴⁵⁶ Die Themen- und Versammlungsöffentlichkeit ist „sozial voraussetzungsvoller“⁴⁵⁷ als die erste Ebene. Maßgeblich bei öffentlichen Veranstaltungen ist die Themenauswahl, entsprechend werden die Vortragenden und die TeilnehmerInnen ausgewählt. Dies sind zumeist Personen mit ähnlichen Meinungen und Einstellungen, die ermöglichen, „daß sich im Veranstaltungsrahmen eine homogene öffentliche Meinung bilden kann.“⁴⁵⁸ „Die Selektivität von Veranstaltungen auf der Inputseite“ resultiert aus der themenabhängigen „Selbstselektion“ der TeilnehmerInnen. „Teilnahme setzt Themeninteresse voraus.“⁴⁵⁹

• Medienöffentlichkeit

„Am folgenreichsten vollzieht sich öffentliche Kommunikation auf der dritten Ebene, in der Medienöffentlichkeit. Die Medien sind als Organisationen auf Dauer existent, die Differenzierung von Leistungs- und Publikumsrollen ist hier am ausgeprägtesten. Die Bereitstellung und Herstellung von Themen erfolgt von spezialisierten Personen (Journalisten), die dauerhaft und auf Basis spezifischer Berufsregeln (beispielsweise Selektion auf Grund von Nachrichtenfaktoren) arbeiten.“⁴⁶⁰

Zwischen den drei Öffentlichkeitsebenen sind „Selektionsstufen“ zwischengeschaltet: Von der Masse an Themen der ersten Ebene erreicht nur ein Teil die Themen- oder Versammlungsöffentlichkeit, davon wiederum nur ein Teil die Medienöffentlichkeit. Für die Kommunikationswissenschaft relevant sind die „Interaktionen“ die zwischen diesen Ebenen stattfinden und damit die Voraussetzungen für die „Anschlusskommunikation in beide Richtungen über die Selektionsstufen hinweg.“⁴⁶¹ Daher ist es auch interessant, die Situation der AkteurInnen zu beleuchten, um damit Aufschluss über die Formen und Bedingungen für öffentliche Kommunikation zu erlangen.

„Auf den verschiedenen Ebenen von Öffentlichkeit, aber auch ebenenübergreifend, bilden sich themenspezifische Diskurse in Arenen, in denen interessierte Akteure mit ihren Darstellungen agieren: Parteien, Regierungen, Interessengruppen, soziale Bewegungen, Bürgerinitiativen auch andere Gruppen und Personen. Sie alle versuchen, zu den von ihnen als wichtig bewerteten Themen die von ihnen als richtig gehaltenen Meinungen durchzusetzen und auf diese Weise politisch wirksam zu

⁴⁵⁶ Ebd., S. 104.

⁴⁵⁷ Gerhards / Neidhardt, 1991, S. 52.

⁴⁵⁸ Ebd., S. 52f.

⁴⁵⁹ Ebd., S. 53.

⁴⁶⁰ Jarren / Donges, 2006, S. 104.

⁴⁶¹ Ebd., S. 104f.

werden. Dies gelingt in dem Maße, in dem sie für ihre ‚message‘ ein Publikum engagieren und überzeugen können.“⁴⁶²

Die wissenschaftliche Analyse von Öffentlichkeit hat zumeist die massenmedial vermittelte Öffentlichkeit im Fokus, womit andere Öffentlichkeitsformen zumeist außer Acht gelassen werden, was „die ubiquitären Präsenzformen von ‚Versammlungsöffentlichkeit‘ systematisch unterschätzt.“ Dabei sind diese Formen insbesondere für „nichtetablierte Öffentlichkeitsakteure, denen der Zugang zu den Massenmedien nicht oder noch nicht gelungen ist“ von großer Bedeutung, beispielsweise für Protestbewegungen, die mithilfe solcher Veranstaltungen Resonanz erzeugen und Menschen für ihr Anliegen mobilisieren.⁴⁶³

2.3.4. Die AkteurInnen der Öffentlichkeit

Innerhalb des offenen Kommunikationsforums Öffentlichkeit, innerhalb seiner „Arenen und Relaisstationen“, agieren die verschiedenen AkteurInnen, „die zu bestimmten Themen Meinungen von sich geben oder weitertragen.“⁴⁶⁴ Die Öffentlichkeit in einer modernen Gesellschaft lässt sich mit dieser Sichtweise wie folgt beschreiben:

„Moderne Öffentlichkeit ist ein relativ frei zugängliches Kommunikationsfeld, in dem ‚Sprecher‘ mit bestimmten Thematisierungs- und Überzeugungstechniken versuchen, über die Vermittlung von ‚Kommunikateuren‘ bei einem ‚Publikum‘ Aufmerksamkeit und Zustimmung für bestimmte Themen zu finden.“⁴⁶⁵

Wie sehen diese AkteurInnen nun konkret aus? Nachdem Öffentlichkeit zuerst als ein im Grunde „allen Individuen wie auch Akteuren gleichermaßen zugängliches Kommunikationssystem“ definiert wurde, werden an dieser Stelle die einzelnen AkteurInnen nach verschiedenen Gruppen und Rollen in SprecherInnen, VermittlerInnen und Publikum unterschieden.⁴⁶⁶

• SprecherInnen

„Sprecher sind Angehörige kollektiver oder korporativer Akteure, die sich in der Öffentlichkeit zu bestimmten Themen zu Wort melden.“⁴⁶⁷ Ihnen ist es möglich unterschiedliche Rollen einzunehmen. In der Öffentlichkeit werden sie wahrgenommen als:

⁴⁶² Gerhards / Neidhardt, 1991, S. 57f.

⁴⁶³ Neidhardt, 1994, S. 10.

⁴⁶⁴ Ebd., S. 7.

⁴⁶⁵ Ebd.

⁴⁶⁶ Vgl. Jarren / Donges, 2006, S. 105; Anm.: Die Bezeichnungen sind im Original ohne Binnen-I angeführt.

⁴⁶⁷ Jarren / Donges, 2006, S. 105.

RepräsentantInnen: VertreterInnen gesellschaftlicher Gruppierungen bzw. Organisationen

AdvokatInnen: VertreterInnen von Gruppierungen ohne politische Vertretungsmacht

ExpertInnen: VertreterInnen mit wissenschaftlichen/technischen Kenntnissen bzw. Fähigkeiten

Intellektuelle: VertreterInnen, die „sozialmoralische Sinnfragen“ thematisieren

KommentatorInnen: JournalistInnen, die nicht nur berichten, sondern auch kommentieren⁴⁶⁸

• **VermittlerInnen oder „KommunikateurInnen“**

JournalistInnen sind zwar an erster Stelle Personen, ihre Rolle ist jedoch im Zusammenhang mit ihrem Wirken innerhalb einer Organisation (Medienunternehmen) zu sehen. Ihre Arbeit in Redaktionen basiert „auf Basis eines redaktionellen und publizistischen Programms“. „Auf Grund dieser ‚Programmorientierung‘ beobachten sie die soziale Entwicklung auf allen Öffentlichkeitsebenen, wenden sich an Sprecher, greifen Themen auf und kommentieren diese. Kontinuierlich und entsprechend ihrer jeweiligen Umsetzung des redaktionellen und publizistischen Programms verfolgen sie systematisch gesellschaftliche Bereiche.“⁴⁶⁹

• **Publikum**

„Das Publikum ist Adressat der Äußerungen von Sprechern und Vermittlern. Sprecher und Vermittler wollen die Aufmerksamkeit und letztlich die Zustimmung des Publikums – bei der politischen Kommunikation der BürgerInnen – zu einer Maßnahme oder für eine getroffene Entscheidung erhalten.“ Erst wenn ein Publikum anwesend ist, entsteht Öffentlichkeit. Anteilnahme und Beteiligung des Publikums variieren abhängig von Meinungen und Themen, Sprechern und Medien. Im Allgemeinen umfasst das Publikum zumeist Laien, es ist sozial heterogen und verfügt über einen schwachen Organisationsgrad.⁴⁷⁰

Neidhardt spricht von Interessenlagen, die die Qualität und die Offenheit von Diskursen in der öffentlichen Kommunikation bestimmen:

⁴⁶⁸ Vgl. Neidhardt, 1994, S. 14.

⁴⁶⁹ Jarren / Donges, 2006, S. 106.

⁴⁷⁰ Ebd.

„Die Kommunikationsprozesse zwischen Medien, Sprechern und Publikum werden durch ökonomische, politische und soziale Austauschbeziehungen strukturiert, die sowohl das Verhalten der einzelnen Akteure als auch deren Zusammenhang anhaltend bestimmen. Die Sprecher haben in dem Maße, in dem das Publikum als Kundschaft und Elektorat für sie eine Bedeutung besitzt, ökonomische und politische Interessen daran, daß sie öffentliche Aufmerksamkeit und Zustimmung für sich erlangen. Dazu brauchen sie die Medien, um beim Publikum anzukommen.“⁴⁷¹

Dieser Austausch wird folgendermaßen interpretiert: „Die Sprecher erwarten Publizität für die Darstellung ihrer Themen und Meinungen; die Medien erwarten Themen und Meinungen, mit denen sie selber beim Publikum Aufmerksamkeit und Zustimmung gewinnen.“⁴⁷² Für diesen Zweck wird professionelle Öffentlichkeitsarbeit betrieben. Damit zeigt sich, „daß die etablierten Repräsentanten und Advokaten (vor allem Regierungen und die herrschenden Parteien) in der medienvermittelten Arena der Öffentlichkeitsakteure überrepräsentiert sind – dies zu Lasten der ‚nicht-etablierten‘ Herausforderer“. Ihre Möglichkeiten zur Teilhabe am öffentlichen Diskurs sind damit auch weniger hoch.⁴⁷³ Es geht darum, beim Publikum „Aufmerksamkeit und Zustimmung zu erreichen. Dies ist einerseits abhängig von den Formen und Inhalten der Kommunikation, und diese werden mit bestimmten Thematisierungs- und Überzeugungsstrategien der Öffentlichkeitsakteure öffentlichkeitsspezifisch stilisiert.“⁴⁷⁴ Oftmals geht es in solchen Prozessen aber auch um Prestige und Prominenz der Sprecher, um die gewünschte Aufmerksamkeit zu erregen, denn „Vertrauen in die Kompetenz und Glaubwürdigkeit der Sprecher und Kommunikateure ist eine wesentliche Bedingung für die Akzeptanz dessen, was sie sagen.“⁴⁷⁵

2.3.5. Öffentlichkeitsstrategien

Die ÖffentlichkeitsakteurInnen müssen sich, wenn sie sich an das Publikum wenden, an „Gesetzmäßigkeiten öffentlicher Kommunikation anpassen.“⁴⁷⁶ Dafür entwickeln sie Strategien, um die Öffentlichkeit zu erreichen:

- a) Thematisierungsstrategien** werden eingesetzt, um Aufmerksamkeit für bestimmte Themen zu erzielen und damit überhaupt erst ein Publikum für diese Themen zu konstituieren und dienen damit dem „agenda-setting“. In Hinblick

⁴⁷¹ Neidhardt, 1994, S. 15.

⁴⁷² Ebd.

⁴⁷³ Vgl. ebd., S. 16.

⁴⁷⁴ Ebd.

⁴⁷⁵ Ebd., S. 16f.

⁴⁷⁶ Ebd., S. 17.

auf massenmedial vermittelte Öffentlichkeit werden Nachrichtenfaktoren⁴⁷⁷ tragend. „In einer Kommunikationssituation aber, in der um die Aufmerksamkeit des Publikums konkurriert wird, weil diese gleichzeitig knapp und wertvoll ist, in einer Situation, in der dem Publikum ständig eine gar nicht fassbare Zahl von Reizen kommuniziert wird, bedarf es der Vermittlung starker Betroffenheitssuggestionen und drastischer Differenzbehauptungen, um vom Publikum überhaupt wahrgenommen zu werden.“⁴⁷⁸

b) Überzeugungsstrategien dienen der Durchsetzung von Meinungen zu Themen, die auf der Agenda der Öffentlichkeit diskutiert werden. „Feststellungen müssen als richtig, Erklärungen als plausibel, Bewertungen als legitim, Folgerungen als notwendig und nützlich erscheinen.“⁴⁷⁹

Um öffentliche Aufmerksamkeit zu mobilisieren, muss dem Publikum nachvollziehbar dargelegt werden, weshalb die angesprochene Problematik thematisiert wird.⁴⁸⁰ Wenn die AkteurInnen die Meinungen beeinflussen wollen, müssen sie also zuerst das Thema definieren und dieses dann als Problem etikettieren, das behandelt werden soll. Damit wird ein Thema zum „Issue“, also zu „einem öffentlich diskutierten Thema“ und der Gegenstandsbereich soll begreifbar gemacht werden. So muss ein Thema beispielsweise auch „glaubwürdig“ erscheinen. „Ein Thema zu fokussieren, reicht [...] als Bedingung für eine Mobilisierung von öffentlicher Meinung nicht aus. Ein Thema wird zu einem öffentlichen Issue erst dann, wenn es als Problem erscheint.“⁴⁸¹ Probleme stellen die Abweichungen zwischen Ist- und Soll-Zuständen dar.

Im Kontext der Arbeit von Erinnerungsinitiativen ist das Problem, also die Diskrepanz zwischen Ist- und Sollzustand, dass es keine entsprechende Erinnerung an die Ereignisse und Personen bzw. keine Verankerung im kollektiven Gedächtnis der Gemeinde oder des Bezirks gibt – und damit auch keine Erinnerungszeichen, oder keine Gedenkveranstaltung. Die Mitglieder der Initiativen fordern dies ein und wollen die Erinnerung ins Licht der Öffentlichkeit bringen. Dies kann durch zwei verschiedene Strategien erreicht werden: „mit der Konkretisierung des Themas durch Herstellung

⁴⁷⁷ Anm.: Winfried Schulz geht in seiner Analyse zur Nachrichtenselektion davon aus, dass sich JournalistInnen bei der Auswahl von Themen an bestimmten Ereignismerkmalen orientieren und spricht vom „Nachrichtenwert eines Ereignisses“, denn: „Mitteilen heißt auswählen“ (S. 7). Seinen Untersuchungen zufolge helfen diese Nachrichtenwerte den JournalistInnen bei den nötigen Selektionsentscheidungen (Vgl. S. 30). „Je größer ihr Nachrichtenwert, desto größer die Chance, dass die Meldung – unter einer Vielzahl von Alternativen und bei grundsätzlich begrenzter Aufmerksamkeit der Medien – berücksichtigt und veröffentlicht wird.“ (ebd.) Schulz differenziert sechs Faktorendimensionen (Zeit, Nähe, Status, Dynamik, Valenz, Identifikation) und unterteilt diese in 18 Nachrichtenfaktoren (Vgl. S. 32f). Schulz, Winfried: Die Konstruktion von Realität in den Nachrichtenmedien. Analyse der aktuellen Berichterstattung, Freiburg/München, 1976.

⁴⁷⁸ Neidhardt, 1994, S. 18.

⁴⁷⁹ Ebd.

⁴⁸⁰ Vgl. Gerhards / Neidhardt, 1991, S. 70.

⁴⁸¹ Ebd., S. 71.

von Betroffenheit und mit dem gegenläufigen Prozeß der Abstraktion durch Einbindung des Themas in einen größeren Wertezusammenhang.“ Ein wesentlicher Aspekt in der Konkretisierung des Problems ist dabei „die Herstellung eines lebensweltlichen Bezugs zwischen dem Problem und den alltäglichen Erfahrungen der Bürger.“⁴⁸² Damit wird auch wichtig, in welcher Form das Problem thematisiert wird. Nachrichtenwertfaktoren erhöhen die Chance, dass das Thema gehört wird.⁴⁸³

Fest steht, dass im Kommunikationssystem Öffentlichkeit, vergleichbar mit anderen gesellschaftlichen Bereichen, Faktoren wie Ressourcen (z. B. Geld, Personen, Organisationen) und Verbindungen zu den AkteurInnen der Öffentlichkeitsebenen dafür verantwortlich sind, wie sich der Zugang zur Öffentlichkeit gestaltet. „Kollektive Akteure, die eine eigene Organisation aufgebaut und innerhalb dieser eine Öffentlichkeitsabteilung ausdifferenziert und professionalisiert haben, werden Öffentlichkeit im stärkeren Maße beeinflussen können, als Gruppen, Initiativen oder einzelne Personen, die über diese Ressourcen nicht verfügen.“⁴⁸⁴ Damit spielen Rahmenbedingungen wie Eigentum, Ressourcenzugang, Förderung etc. eine Rolle, wenn es darum geht, „wer was und wie viel in die öffentliche Kommunikation eingeben kann.“ Gerhards und Neidhart bezeichnen diesen Umstand als „hierarchische Überformung der Kommunikationsprozesse“.⁴⁸⁵

Die Zusammenführung der einzelnen Abschnitte der Theorie – insbesondere der Einbeziehung des Kapitels Öffentlichkeit – erfolgt im empirischen Teil. Dort wird im Speziellen auf die Öffentlichkeitsherstellung der Erinnerungsinitiativen eingegangen (→ 3.3. Analyse bzw. 3.3.2. Beantwortung der Forschungsfragen).

⁴⁸² Ebd., S. 72.

⁴⁸³ Vgl. ebd., S. 73.

⁴⁸⁴ Ebd., S. 58f.

⁴⁸⁵ Ebd., S. 67.

3. EMPIRISCHER TEIL

3.1. *Darlegung der Methode*

3.1.1. Was bedeutet empirische Sozialforschung?

Zur Erläuterung des Vorgehens der Magisterarbeit, die die Kommunikationsprozesse von Erinnerungsinitiativen zum Thema hat, sollen einführend einige Worte zu Grundsätzen der empirischen Sozialforschung verloren werden, welche die Herangehensweise und das Forschungsverständnis erläutern sollen.

Der Gegenstand der empirischen Sozialforschung ist soziales Handeln mit dem Ziel: „Handeln in seinem Ablauf und in seinen Wirkungen ursächlich zu erklären und die besondere, gegenstandsadäquate Vorgehensweise: Handeln deutend zu verstehen.“⁴⁸⁶ Als der empirischen Sozialforschung zugehörig werden daher Analysen bezeichnet, die einen „bestimmten Ausschnitt der sozialen Welt beobachten, um mit diesen Beobachtungen zur Weiterentwicklung von Theorien beizutragen“⁴⁸⁷, das heißt, sie gehen von bereits vorhandenen Theorien aus und tragen zu ihnen bei.

Die empirische Sozialforschung lässt sich in ihrer Ausrichtung in das quantitative und das qualitative Paradigma unterscheiden. Die quantitative Herangehensweise interpretiert soziale Gegebenheiten und stellt sie mit Hilfe von Zahlen dar: „Dieses Vorgehen impliziert eine Reduzierung sozialer Komplexität und eine Standardisierung: Ein Ausschnitt der beobachteten sozialen Vielfalt wird auf Skalen abgebildet, und es wird mit Häufigkeiten des Auftretens von Merkmalsausprägungen operiert.“⁴⁸⁸ Im Gegensatz dazu basiert die andere Methode – als „qualitativ“, „induktiv“ oder „theoriegenerierend“⁴⁸⁹ bezeichnet – auf einer anderen Strategie, nämlich der „Interpretation sozialer Sachverhalte, die in einer verbalen Beschreibung dieser Sachverhalte resultiert.“ Qualitative Forschung standardisiert diese Informationen nicht bzw. nicht in derselben Dimension wie im quantitativen Vorgehen. „Die Komplexität sozialer Sachverhalte wird nicht so sehr bei der Datenerhebung, sondern erst im Prozess der Auswertung schrittweise reduziert.“⁴⁹⁰ Qualitative Forschung „sucht nach

⁴⁸⁶ Gläser, Jochen / Laudel, Grit: Experteninterviews und qualitative Inhaltsanalyse als Instrumente rekonstruierender Untersuchungen, Wiesbaden, 2009, S. 24.

⁴⁸⁷ Ebd.

⁴⁸⁸ Ebd., S. 27.

⁴⁸⁹ Ebd., S. 26.

⁴⁹⁰ Ebd., S. 27.

den Kausalmechanismen, die unter bestimmten Bedingungen bestimmte Effekte hervorbringen. Das schließt natürlich die Identifizierung von Ursachen und Wirkungen ein.“⁴⁹¹

In der qualitativen Sozialforschung steht die Generierung von Hypothesen, die aus dem untersuchten sozialen Feld geschlossen werden, im Vordergrund. Ein solches Vorgehen wird auch als Induktion bezeichnet.⁴⁹² Dies bedeutet: „von den Beobachtungen zur Theorie“, das heißt, ausgehend von den Beobachtungen werden „erklärende Prinzipien“, sprich Theorien und Hypothesen, entwickelt. Die quantitative Sozialforschung hingegen orientiert sich an der Deduktion und damit der Hypothesentestung. Die Deduktion geht von bereits bestehenden Theorien und Hypothesen aus und führt dann Beobachtungen durch.“⁴⁹³

„Qualitative Forschung widmet sich der Untersuchung der sinnhaften Strukturierung von Ausdrucksformen sozialer Prozesse. Es geht also darum zu verstehen, was Menschen in einem sozialen Kontext dazu bringt, in einer bestimmten Weise zu handeln, welche Dynamik dieses Handeln im sozialen Umfeld auslöst und wie diese auf die Handlungsweisen zurückwirkt.“⁴⁹⁴

3.1.2. Das qualitative Interview

In der qualitativen Forschung gilt das Interview als eine weit verbreitete und beliebte Methode. Zum einen ist der Zugang in das soziale Feld „mit der Absicht zu beobachten“ ohne große Hürden zu erreichen, da Menschen relativ leicht für ein Interview zu gewinnen sind, des weiteren kann die qualitative Forschung auf einen reichen Erfahrungsschatz in der Auswertung und Interpretation von Texten zurückblicken, weshalb sich der Rückgriff auf diese Methode anbietet, denn durch das Interview werden Texte produziert. Die Popularität des qualitativen Interviews resultiert auch daraus, dass die Informationen unmittelbar während ihres Entstehens aufgezeichnet werden können, dass die Daten „unverzerrt-authentisch sind, intersubjektiv nachvollzogen und beliebig reproduziert werden können.“⁴⁹⁵ Das Interview wird als eine spezielle Gesprächssituation charakterisiert, „die bewusst und gezielt von den Beteiligten hergestellt wird“, und die den teilnehmenden Personen eindeutige Rollen zuweist: derjenige/diejenige, der/die die Fragen stellt, und

⁴⁹¹ Ebd., S. 26.

⁴⁹² Vgl. Lamnek, Siegfried: Qualitative Sozialforschung, Weinheim, 2004, S. 250.

⁴⁹³ Vgl. ebd., S. 250.

⁴⁹⁴ Froschauer, Ulrike / Lueger Manfred: Das qualitative Interview. Zur Praxis interpretativer Analyse sozialer Systeme. Wien, 2003, S. 17.

⁴⁹⁵ Lamnek, 2004, S. 329.

derjenige/diejenige, der/die sie beantwortet.⁴⁹⁶ Daraus ergibt sich eine gewisse Asymmetrie in der Kommunikationssituation.⁴⁹⁷ Es gibt eine Vielzahl von Gemeinsamkeiten in der Definition von quantitativen wie auch qualitativen Interviews, die auf beide Formen zutreffen, wie das planmäßige Vorgehen, die Stimulation der zu Befragenden zu „verbalen Informationen“. In der Vorgehensweise gibt es allerdings gewichtige Unterschiede „welches die gezielten Fragen oder mitgeteilten Stimuli sind.“ Auch innerhalb der verschiedenen Interviewformen der beiden wissenschaftlichen Paradigmen gibt es vielfältige Differenzierungen, etwa in Bezug auf die Intention, den Grad der Standardisierung, den Kommunikationsstil, oder die Art der Fragen.⁴⁹⁸ Für das vorliegende Forschungsvorhaben erschien das qualitative ExpertInneninterview als die geeignete Vorgehensweise.

3.1.3. Das qualitative ExpertInneninterview

Mit dem Begriff „ExpertIn“ werden zumeist Personen assoziiert, die über ein Spezialwissen verfügen, das angefragt oder für Problemlösungen angefordert wird, beispielsweise WissenschaftlerInnen oder PolitikerInnen (z. B. SicherheitsexpertInnen einer Partei, KlimaexpertInnen etc.).⁴⁹⁹ Aus dem Alltagsverständnis heraus wäre es also nur logisch, ein ExpertInneninterview als Interview mit Menschen aus elitären Kreisen, die durch ihren Status Zugang zu speziellen Informationen haben, zu definieren. Über solches Spezialwissen verfügen aber auch sehr viele Personen, die nicht in solchen Positionen agieren. Die Bandbreite ist groß: MechanikerInnen als ExpertInnen für ein spezielles Automodell bis hin zu PatientInnen mit einer seltenen Erkrankung, die als Betroffene darüber berichten können – sie alle haben ein besonderes Wissen über ihren Lebens- und Handlungsbereich:

„Es ist das Wissen über die sozialen Kontexte, in denen man agiert: über das Unternehmen oder die Organisation, in der man arbeitet, über die eigenen Arbeitsprozesse, über das Wohngebiet, in dem man lebt, über Bürgerinitiativen, in denen man mitarbeitet, über Veranstaltungen, an denen man teilnimmt. Nur die unmittelbar Beteiligten haben dieses Wissen, und jeder von ihnen hat aufgrund seiner individuellen Position und seiner persönlichen Beobachtungen eine besondere Perspektive auf den jeweiligen Sachverhalt.“⁵⁰⁰

Als SozialwissenschaftlerIn erforscht man diese Inhalte, die Befragten werden zu ExpertInnen, die den ForscherInnen ihr Wissen über soziale Kontexte greifbar machen

⁴⁹⁶ Vgl. ebd., S. 329f.

⁴⁹⁷ Vgl. ebd.

⁴⁹⁸ Vgl. Lamnek, 2004, S. 330f.

⁴⁹⁹ Vgl. Gläser / Laudel, 2009, S. 11.

⁵⁰⁰ Ebd.

können. „„Experte‘ beschreibt die spezifische Rolle des Interviewpartners als Quelle von Spezialwissen über die zu erforschenden sozialen Sachverhalte. ExpertInneninterviews sind eine Methode, dieses Wissen zu erschließen.“⁵⁰¹ Dabei wird der „ExpertInnenstatus“ sozusagen durch die WissenschaftlerInnen verliehen, „begrenzt auf eine spezifische Fragestellung.“⁵⁰² Auch die vorliegende Arbeit bezieht sich auf ExpertInnen „die selbst Teil des Handlungsfeldes sind, das den Forschungsgegenstand ausmacht“ und nicht auf die Expertise von ExpertInnen, die von außen den Bereich beurteilen.⁵⁰³

Charakteristisch für ExpertInnen sind nach Gläser und Laudel vor allem zwei Merkmale:

1. Über die Befragung der ExpertInnen erhält der/die Wissenschaftler/In Informationen über das Forschungsproblem. Die ExpertInnen selbst werden damit nicht zum Forschungsobjekt und Ziel des Interesses, „sondern sie sind bzw. waren ‚Zeugen‘ der uns interessierenden Prozesse.“⁵⁰⁴
2. Im zu untersuchenden sozialen Umfeld haben die ExpertInnen eine besondere, fallweise eine „exklusive“ Position inne (Beispielsweise die Befragung von MitarbeiterInnen eines Unternehmens über interne Abläufe).⁵⁰⁵

Ein wissenschaftliches Forschungsprojekt, das die Methode des ExpertInneninterviews anwendet, kann als rekonstruierende Untersuchung beschrieben werden, denn „es handelt sich um Untersuchungen, *in denen soziale Situationen oder Prozesse rekonstruiert werden sollen*, um eine sozialwissenschaftliche Erklärung zu finden.“⁵⁰⁶ Die Interviews sollen dem Wissenschaftler das Spezialwissen „der in die Situationen und Prozesse involvierten Menschen“ näher bringen.⁵⁰⁷

Für das vorliegende Forschungsvorhaben heißt dies also: was können die InitiatorInnen der Erinnerungsprojekte über den Kommunikationsprozess des Projekts, deren Teil sie waren, erzählen? Als AnsprechpartnerInnen wurden die ProjektleiterInnen ausgewählt, bzw. die Personen, die maßgeblich in die Öffentlichkeitsherstellung involviert waren und sind. Aus forschungspraktischen

⁵⁰¹ Ebd., S. 12.

⁵⁰² Meuser, Michael / Nagel, Ulrike: ExpertInneninterviews – vielfach erprobt, wenig bedacht. Ein Beitrag zur qualitativen Methodendiskussion. In: Bogner, Alexander / Littig, Beate / Menz, Wolfgang (Hg.): Das Experteninterview. Theorie, Methode, Anwendung. Wiesbaden, 2005, S. 71 - 93, S. 73.

⁵⁰³ Ebd.

⁵⁰⁴ Gläser / Laudel, 2009, S. 12.

⁵⁰⁵ Vgl. ebd., S. 13.

⁵⁰⁶ Ebd.

⁵⁰⁷ Ebd.

Gründen wurden sechs Initiativen exemplarisch ausgewählt, die das Untersuchungsfeld „lokale Erinnerungskultur“ klar repräsentieren.

3.1.4. Das Leitfadeninterview mit ExpertInnen

ExpertInneninterviews werden mehrheitlich mit einem Leitfaden geführt.⁵⁰⁸ Das Leitfadeninterview zählt aufgrund seiner Struktur – in Abgrenzung zur systematischen Befragung – zu den nichtstandardisierten Interviews. Bei dieser Form dient den Befragenden eine vorbereitete Auflistung offener Fragen („Leitfaden“) als Gesprächsgrundlage und roter Faden, der durch das Interview führt. Diese methodische Vorgehensweise empfiehlt sich dann,

- „wenn in einem Interview mehrere unterschiedliche Themen behandelt werden müssen, die durch das Ziel der Untersuchung und nicht durch die Antworten des Interviewpartners bestimmt werden, und
- wenn im Interview auch einzelne, genau bestimmbare Informationen erhoben werden müssen.“⁵⁰⁹

Beide angeführten Punkte treffen für die vorliegende Masterarbeit zu, die den sozialen Kommunikationsprozess lokaler Erinnerungsinitiativen rekonstruieren möchte. Einerseits sollen breitere Problemlagen behandelt werden, andererseits soll auch auf spezifische Fragen genauer eingegangen werden. (→ Im Kapitel 3.1.4.1 wird die Strukturierung des verwendeten Leitfadens dargelegt und erläutert.)

In Abgrenzung zum Alltagsgespräch sind nichtstandardisierte Interviews durch die festgelegten Kommunikationsregeln und Rollen definiert. „Dass der Fragende das Informationsziel in das Interview einbringt, bestimmt die Inhalte der Rollen. Es gehört zur Rolle des Interviewers, das Gespräch zu steuern und mit seinen Fragen dafür zu sorgen, dass der Interviewpartner die gewünschten Informationen gibt. Zur Rolle des Interviewpartners gehört es, den Signalen und Aufforderungen des Interviewers zu folgen und die gewünschten Informationen zu geben.“⁵¹⁰ Um die Differenz zwischen den unterschiedlichen Kontexten von WissenschaftlerIn und Befragten zu umgehen, müssen die Fragen des Interviewers in den Kontext und die Sprache der GesprächspartnerInnen übersetzt bzw. angepasst werden.⁵¹¹ Durch das leitfadengestützte ExpertInneninterview wird also ein Kommunikationsprozess entworfen, der die forschungsrelevanten Informationen generiert.⁵¹²

⁵⁰⁸ Vgl. ebd., S. 112.

⁵⁰⁹ Ebd.

⁵¹⁰ Ebd.

⁵¹¹ Vgl. ebd.

⁵¹² Vgl. ebd., S. 114.

„Auch wenn dies paradox klingen mag, es ist gerade der Leitfaden, der die Offenheit des Interviewverlaufs gewährleistet. Durch die Arbeit am Leitfaden macht sich die Forscherin [sic!] mit den anzusprechenden Themen vertraut, und dies bildet die Voraussetzung für eine ‚lockere‘, unbürokratische Führung des Interviews. Erfüllungsbedingung ist allerdings, dass – obwohl in die Leitfadenkonstruktion Annahmen über den inhaltlichen Zusammenhang von Themen im Sinne von Sachaffinitäten eingehen – der Leitfaden nicht als zwingendes Ablaufmodell des Diskurses gehandhabt wird.“⁵¹³

Auch bei angenommener Vergleichbarkeit der ExpertInnen in Bezug auf ihre „Positionen und der vermuteten Verwandtheit ihres Erfahrungswissens“ in Kombination mit dem Leitfaden als Gewährleistung zur Verfolgung des Forschungsziels bleibt dennoch die Herausforderung für die WissenschaftlerInnen, den Abgleich der Texte zu gewährleisten, denn: „Der Textvergleich mit der Absicht, das Repräsentative im ExpertInnenwissen zu entdecken und die Gewinnung von Aussagen darüber für andere kontrollierbar zu halten, ist ein voraussetzungsvolles Unternehmen. Denn zunächst ist jeder Interviewtext das Protokoll einer besonderen Interaktion und Kommunikation, unverwechselbar und einmalig in der Form.“⁵¹⁴ Denn im Gegensatz zur Einzelfallanalyse wird nicht der Text „als individuell-besonderer Ausdruck seiner allgemeinen Struktur“ analysiert, sondern Ziel der Analyse ist der Vergleich verschiedener Texte, die im Gespräch mit ExpertInnen zustande gekommen sind, um „das Überindividuell-Gemeinsame herauszuarbeiten, Aussagen über Repräsentatives, über gemeinsam geteilte Wissensbestände, Relevanzstrukturen, Wirklichkeitskonstruktionen, Interpretationen und Deutungsmuster zu treffen.“⁵¹⁵ Diese Texte sind in ihrer Gesamtheit „Objekt der Interpretation“. Mit den Aussagen, die die ExpertInnen treffen, können sie nur für sich selbst sprechen oder ihre Gemeinschaft vertreten: Ziel des ExpertInneninterviews ist es, Gemeinsamkeiten und Unterschiede innerhalb der Aussagen der Befragten zu entdecken. Diese werden nicht durch Fallbeispiele, sondern durch „typische Äußerungen“ festgehalten.⁵¹⁶

⁵¹³ Meuser / Nagel, 2005, S. 78.

⁵¹⁴ Ebd., S. 80.

⁵¹⁵ Ebd.

⁵¹⁶ Vgl. ebd.

3.1.4.1. Die Strukturierung des Leitfadens

Für die vorliegende Forschungsarbeit wurde die Fragestellung des Leitfadens anhand der erweiterten Lasswell-Formel gegliedert, um den Kommunikationsprozess zu strukturieren. Harold D. Lasswell war ein US-amerikanischer Politikwissenschaftler, der sich in seiner Arbeit umfassend mit Propagandaforschung auseinandersetzte. Von ihm stammt die so genannte „Lasswell-Formel“: *„Who says what, in which channel, to whom, with what effect?“* („Wer sagt was über welchen Kanal zu wem mit welcher Wirkung?“), mit welcher die Kommunikationswissenschaft, insbesondere die frühe Kommunikationsforschung, auch ihr Erkenntnisinteresse gliederte.⁵¹⁷

Der Kommunikationswissenschaftler Horst Pöttker bedauert, dass die Lasswell Formel in der heutigen Kommunikationswissenschaft zu Unrecht verschwunden sei.⁵¹⁸ Tatsächlich kann mit dem heutigen Wissenstand ein Kommunikationsprozess nicht mehr als linear dargestellt werden, der Satz, der von Lasswell formuliert wurde, folgte einem stark mechanistischen Prinzip. Doch muss man sich der Unzulänglichkeiten bewusst werden und kann die Formel in erweiterter Form für die Ordnung und Strukturierung von Prozessen verwenden. Für diesen Zweck wurde die Formel von der Verfasserin um die Punkte „Auf welche Weise?“, „Wann?“ und „Mit welchen kulturellen Rückwirkungen“ erweitert, um den Kommunikationsprozess in seiner vollen Dimension zu betrachten.⁵¹⁹

Erläuterung der Strukturierung:

1. Wer sind die AkteurInnen? (Motivation und Intention / Mitglieder, Zielsetzung / Einordnung in Bezug auf offizielles Gedenken / Verortung anderer Initiativen) **2. Wer sagt was?** (Inhalt und Bezugspunkte / Bezug zur Gegenwart), **3. Auf welche Weise?** Wie? (Formen des Erinnerns / Zukunft der Erinnerung / ethische Aspekte), **4. Über welchen Kanal** (auf welchem Weg Öffentlichkeit erreicht? / Rolle der Medien / Strategien) **5. Zu welchem Zeitpunkt?** (Gedenktage und Gedenkjahre?), **6. Zu wem?** (Wer ist die Zielgruppe?), **7. Mit welcher Wirkung?** (Reaktionen Umgebung, Feedback), **8. Mit welchen (kulturellen) Rückwirkungen?** (Feedback offizielle Seite / Zukunft des Projekts / Vernetzung und Kooperation)

⁵¹⁷ Vgl. Bussemer, Thymian: Lasswell, Harold D. In: Hachmeister, Lutz (Hg.): Grundlagen der Medienpolitik. Ein Handbuch. München, 2008, S. 231 - 234, S. 231.

⁵¹⁸ Vgl. Pöttker, Horst: Einleitung. In: Ders. (Hg.): Öffentlichkeit als gesellschaftlicher Auftrag: Klassiker der Sozialwissenschaften über Journalismus und Medien, Konstanz, 2001, S.13.

⁵¹⁹ Anm.: Der Leitfaden befindet sich im Anhang der Arbeit.

3.1.5. Die qualitative Inhaltsanalyse als Auswertungsmethode

Ausgangspunkt und Material für die qualitative Inhaltsanalyse sind die auszuwertenden Texte, die die gesuchten Daten beinhalten. Bei der Durchführung der Inhaltsanalyse werden die Rohdaten gefiltert, die Daten aufbereitet und in einem weiteren Schritt ausgewertet.⁵²⁰ Damit erhält man eine Datensammlung, die sich von den ursprünglichen Texten dadurch unterscheidet, dass sie nur Informationen sammelt, die für das Forschungsvorhaben von Interesse sind: „Die qualitative Inhaltsanalyse ist das einzige Verfahren der qualitativen Textanalyse, das sich frühzeitig und konsequent vom Ursprungstext trennt und versucht, die Informationsfülle systematisch zu reduzieren sowie entsprechend dem Untersuchungsziel zu strukturieren.“⁵²¹ Das Hauptaugenmerk der Inhaltsanalyse liegt auf der Extraktion, das heißt, die benötigten Informationen werden aus dem Material gefiltert. Dieser Prozess erfolgt auf Basis eines Suchrasters, der mithilfe der theoretischen Überlegungen konstruiert wird. Die extrahierten Informationen des Textes werden dann in einem weiteren Schritt diesem Suchraster, dem so genannten Kategoriensystem, zugeordnet.⁵²² Die Extraktion des Textmaterials ist bereits „ein entscheidender Interpretationsschritt“, denn die Feststellung, ob sich wesentliches Material in einem Text befindet, ist bereits eine Interpretationsleistung. „Auch die Zuordnung zu einer Kategorie und die verbale Beschreibung des Informationsinhaltes beruhen jeweils auf Interpretationen des Textes.“⁵²³ Im Verlauf der Analyse ist es notwendig, dass das Material stets in Bezug auf seinen „Kommunikationszusammenhang“ betrachtet wird.⁵²⁴

Zunächst muss der Ablauf der Inhaltsanalyse festgelegt werden. Dieser erfolgt niemals nach einem starren Muster, denn „die Inhaltsanalyse ist kein Standardinstrument“, die Vorgehensweise ist stets auf das Material und die jeweilige Fragestellung abgestimmt.⁵²⁵ Das Kategoriensystem ist das Herzstück jeder quantitativen Analyse, doch auch bei einer qualitativen Herangehensweise geht es darum, „die Ziele der Analyse in Kategorien zu konkretisieren.“ Als das zentrale Werkzeug ermöglicht das Kategoriensystem die „Intersubjektivität des Vorgehens“ und garantiert damit die Nachvollziehbarkeit für andere WissenschaftlerInnen. Der Fokus der qualitativen Inhaltsanalyse liegt auf der „Kategorienkonstruktion und -begründung.“⁵²⁶

⁵²⁰ Vgl. Gläser / Laudel, 2009, S. 199.

⁵²¹ Ebd., S. 200.

⁵²² Vgl. ebd.

⁵²³ Ebd., S. 201.

⁵²⁴ Vgl. Mayring, Philipp: Qualitative Inhaltsanalyse: Grundlagen und Techniken, Weinheim, 2000, S. 42.

⁵²⁵ Vgl. ebd., S. 43.

⁵²⁶ Vgl. ebd.

Mayring schlägt drei Grundverfahren für die qualitative Inhaltsanalyse vor: die „Zusammenfassung“, die „Explikation“ und die „Strukturierung“.⁵²⁷ Dabei dürfen diese Herangehensweisen nicht als Konzept verstanden werden, die für alle Gegenstände gleich funktionieren. „Die Adäquatheit muß jeweils am Material erwiesen werden.“⁵²⁸ Die drei empfohlenen Techniken sind also modifizierbar.

Die „Strukturierung“ gilt als die „wohl zentralste inhaltsanalytische Technik“. Sie soll eine gewisse Struktur im Material ausmachen. Die Struktur wird mithilfe des Kategoriensystems herausgefiltert und alle Abschnitte, die davon betroffen sind, werden „systematisch extrahiert.“⁵²⁹ Die „Strukturierung“ charakterisiert sich wie folgt: „Die grundsätzlichen Strukturierungsdimensionen müssen genau bestimmt werden, sie müssen aus der Fragestellung abgeleitet und theoretisch begründbar werden. Diese Strukturierungsdimensionen werden dann zumeist weiter differenziert, indem sie in einzelne Ausprägungen aufgespalten werden. Die Dimensionen und Ausprägungen werden dann zu einem Kategoriensystem zusammengestellt.“⁵³⁰

Mayring schlägt das Vorgehen in folgenden Schritten vor:

1. *Definition der Kategorien*

In einem ersten Schritt wird abgesteckt, welche Teile des Textes einer Kategorie zugeordnet werden.

2. *Ankerbeispiele*

Beispielhafte Stellen, die unter eine Kategorie fallen, werden vorgeschlagen.

3. *Kodierregeln*

Dort wo das Problem entsteht zwischen zwei Kategorien zu differenzieren, werden Regeln festgehalten, die klare Zuordnungen erleichtern sollen.⁵³¹

Die Herangehensweise durch eine strukturierende Inhaltsanalyse kann unterschiedliche Absichten verfolgen. Mayring unterscheidet vier Ziele: eine formale, inhaltliche, typisierende, oder eine skalierende Strukturierung. Für die vorliegende Arbeit ist eine inhaltliche Strukturierung von Relevanz, weil sie das Untersuchungsmaterial nach festgelegten Themen und Inhalten extrahiert und zusammenstellt.⁵³²

⁵²⁷ Vgl. ebd., S. 44ff.

⁵²⁸ Vgl. ebd., S. 44.

⁵²⁹ Vgl. ebd., S. 82f.

⁵³⁰ Ebd., S. 83.

⁵³¹ Vgl. ebd.

⁵³² Vgl. ebd., S. 85.

Festlegung des Materials

Die ExpertInneninterviews mit den sechs ausgewählten Initiativen über ihre Formen der Erinnerungsarbeit und über ihre Strategien der Öffentlichkeitsherstellung wurden mit einem Diktiergerät aufgenommen und anschließend transkribiert. Die Gespräche dauerten im Durchschnitt zwischen ein und eineinhalb Stunden, die verschriftlichten Protokolle umfassen einen Umfang von etwa 20 bis 26 Seiten (1,5 Zeilenabstand) und wurden anschließend inhaltsanalytisch analysiert. Die Gespräche fanden mit jeweils einer/m ProjektleiterIn oder Person, die wesentlich in die Öffentlichkeitsherstellung involviert war, statt und entstanden in den Büros der Interviewten, bzw. bei zwei Gesprächen in einem Wiener Kaffeehaus.

Die Kategorien für die vorliegende Analyse wurden entsprechend den Hinweisen in der Fachliteratur „in einem Wechselverhältnis zwischen der Theorie (der Fragestellung) und dem konkreten Material entwickelt, durch Konstruktions- und Zuordnungsregeln definiert und während der Analyse überarbeitet und *rücküberprüft*.“⁵³³ Anschließend wurden die Ergebnisse in Bezug auf die Fragestellung interpretiert. Für die Analyse wurde die Technik der Strukturierung angewandt.

⁵³³ Ebd., S. 53.

3.2. *Die Erinnerungsinitiativen*

3.2.1. Auswahl der Fallbeispiele

Sechs lokale Erinnerungsinitiativen wurden als exemplarische Fallbeispiele eingehend in Bezug auf ihre Erinnerungsformen und ihre Öffentlichkeitsstrategien analysiert. Die Auswahlkriterien hierfür wurden von der Verfasserin selbst aufgestellt. Wesentlich waren die Zuordnung der Initiative zu regionalem bzw. lokalem Gedenken und das ehrenamtliche Engagement von BürgerInnen im Zuge ihrer Erinnerungsarbeit. Als zeitlicher Anhaltspunkt diente das Gedenkjahr 2008. Alle vorgestellten Initiativen setzten in diesem Jahr eine Erinnerungsaktion. Weiters wurde versucht, eine Vielfalt der Vermittlungsformen aufzuzeigen (z. B. Erinnerungszeichen, Ausstellung, Veranstaltungsreihe, Erinnerungsweg, Audioguides etc.). Auch die geografische Verortung war ein wesentlicher Aspekt. So wurde darauf Wert gelegt, dass die Hälfte der Projekte aus den Bundesländern stammt, um nachzuvollziehen, welche Aspekte in den Kommunikationsprozessen im urbanen und im ländlichen Umfeld mitspielen.

Im Fokus der Analyse stehen die Formen, die das zu Erinnernde präsentieren und wie die Initiativen Öffentlichkeit für das Anliegen schaffen, ob beispielsweise neben klassischer Medienarbeit auch versucht wurde, alternative Wege der Kommunikation einzugehen, um das Thema sichtbar zu machen. Damit stellt sich auch die Frage, wie die Projekte durch die Medien wahrgenommen werden und wie die Erinnerungsprojekte von der lokalen Bevölkerung rezipiert wurden, beispielsweise ob es im Verlauf des Arbeitsprozesses öffentliche Kontroversen gab. Angesichts des Ablebens der letzten ZeitzeugInnen und damit dem Verschwinden der lebendigen Erinnerung an die Verbrechen der NS-Zeit wurde auch gefragt, ob Überlegungen nach Erinnerungsformen der Zukunft in die Herangehensweise miteinbezogen wurden und damit, wie die Erinnerung über die Erlebnisgeneration hinaus gesichert werden kann.

3.2.2. Beschreibung der einzelnen Erinnerungsinitiativen

„Ein Ort [...] hält Erinnerungen nur dann fest, wenn Menschen auch Sorge dafür tragen.“⁵³⁴

In diesem Kapitel werden die einzelnen analysierten Erinnerungsinitiativen vorgestellt. Die Projektbeschreibung erfolgt, je nach Verfügbarkeit, aufgrund von Selbstdarstellungen in Eigenpublikationen, Artikeln, Projektwebsites und weiterem Material wie Einladungen, Projektmappen, Presseaussendungen etc. Fehlendes wird durch Informationen aus den Gesprächen ergänzt. Die Gliederung beschreibt zuerst die Entstehungsgeschichte und die zugrunde liegende Intention des jeweiligen Projekts und dann ausführlich die vielfältigen Formen der Erinnerungsarbeit. Je nach Ausmaß der Initiative und vorhandenem Material variieren die Beschreibungen in ihrer Länge und Dichte.

In der darauf folgenden Analyseebene (→ 3.3. Analyse: Erinnern als Kommunikationsprozess) werden die ExpertInneninterviews analysiert, abstrahiert und miteinander verglichen. In der Darlegung der Ergebnisse werden Selbstbeschreibungen, Pressestimmen und weitere Informationen erläuternd hinzugezogen.

3.2.2.1. „Herklotzgasse 21“⁵³⁵

Entstehungsgeschichte

Eine im 15. Wiener Gemeindebezirk angesiedelte Bürogemeinschaft initiierte in den vergangenen Jahren ein umfangreiches Erinnerungsprojekt über jüdisches Leben in Rudolfsheim-Fünfhaus. Von dem Haus in der Herklotzgasse 21, in dem sie untergebracht ist, wusste die Initiative nur, dass sich hier in vergangenen Zeiten jüdische Vereine versammelt hatten, dass das Haus nach 1945 an die Israelitische Kultusgemeinde übergeben wurde, die dieses vor einigen Jahren an den heutigen Besitzer verkauft hatte.⁵³⁶ Erste Ideen zu dieser Initiative entfalteten sich im Herbst 2006. Zunächst gab es nur einige wenige Schilderungen von HausbewohnerInnen, die über das Haus erzählten, doch nichts machte auf die Geschichte dieses Ortes aufmerksam. „Wir wussten, dass wir in einem Haus unseren Arbeitsalltag und

⁵³⁴ Assmann, Aleida, 1999b, S. 74.

⁵³⁵ Anm.: vollständiger Titel: „Herklotzgasse 21 und die jüdischen Räume in einem Wiener Grätzel“.

⁵³⁶ Vgl. Traska, 2007, S. 130.

Arbeitsmittelpunkt angesiedelt haben, dessen Geschichte spürbar, aber unsichtbar geblieben ist. Ein paar Erzählungen gab es [...]. Keine Tafel, kein Dokument, keine Gewissheit.⁵³⁷ Dann stieß ein Mitglied der Bürogemeinschaft auf das Buch von Inge Rowhani-Ennemoser, mit dem Titel „Nachricht vom Verlust der Welt“. Sie zeichnet darin ihre Familiengeschichte nach, die in diesem Haus ansetzt.⁵³⁸ „Fast siebzig Jahre lang existierte hier ein Zentrum jüdischen Lebens.“⁵³⁹ In ihrem Buch verweist die Autorin auf die heutigen Orte und ihre Vergangenheit. Zum Beispiel auf die Turnhalle im Innenhof der Herklotzgasse 21, die ursprünglich von den jüdischen Vereinen genutzt wurde und während der NS-Zeit vorübergehend als Zufluchtsort für Menschen, deren Wohnungen die Nationalsozialisten besetzt hatten, diente.⁵⁴⁰ Heute ist der Raum ein Veranstaltungssaal, den Hof nutzen die HausbewohnerInnen im Sommer als Garten.⁵⁴¹

„Das Eckhaus mit der Fleischerei, aus der sich Lotte manchmal eine Wurstsemmel holte, beherbergt nun eine Bar, in der Asiatinnen die Gäste animieren. Die kleinen Geschäfte, an die ich mich erinnere, gibt es nicht mehr [...]. Wenn ich mit Marie durch diese ärmliche graue Gasse ohne Baum und Strauch ging, versetzte sie nichts in nostalgische Stimmung. Zu genau erinnerte sie sich an den Obsthändler, der sie zur Rede gestellt hatte, weil Lotte eine Traube gestiebitzt hatte, oder an das Geschäft, in dem als erstes das Schild: ‚Juden werden nicht bedient!‘ hing, oder an die Nachbarin, die ihr auf offener Straße unter wüsten Beschimpfungen ein dünnes Goldkettchen vom Hals gerissen hatte.“⁵⁴²

Das Interesse war mit diesen Schilderungen geweckt. Mit Unterstützung des Vereins „Stadimpuls“ begann die Bürogemeinschaft mit der Recherche. Bald zeichnete sich ab, dass die umliegende Umgebung ein Zentrum jüdischen Lebens war, das sich um den nahegelegenen „Turnertempel“, die „Storchenschul“ – einem orthodoxen Gebetsraum –, einen Kindergarten, eine Ausspeisung und einen Turnverein abspielte. Doch im Gegensatz zum zweiten Wiener Gemeindebezirk war die jüdische Geschichte dieses Bezirks bislang kaum bekannt.⁵⁴³ In Rudolfsheim-Fünfhaus machte die jüdische Bevölkerung in den dreißiger Jahren etwa 10 Prozent aus. Spricht man heute von jüdischen Gegenden in Wien, denkt man dabei kaum an den 15. Bezirk.⁵⁴⁴ Doch der Initiative wurde rasch bewusst, „dass nicht nur die Geschichte des Hauses in der Herklotzgasse 21 für das ganze Viertel von zentraler Bedeutung ist, sondern dass das

⁵³⁷ Kofler, Michael / Pühringer, Judith / Traska, Georg: Vorwort der HerausgeberInnen. In: Dies. (Hg.): Das Dreieck meiner Kindheit. Eine jüdische Vorstadtgemeinde in Wien, Wien, 2008, S. 11 - 19, S. 11.

⁵³⁸ Vgl. Kofler / Pühringer / Traska, 2008, S. 12.

⁵³⁹ Rowhani-Ennemoser, Inge: Nachricht vom Verlust der Welt. Spuren einer Familie, Wien, 2004, S. 14.

⁵⁴⁰ Vgl. ebd.

⁵⁴¹ Vgl. Kofler / Pühringer / Traska, 2008, S. 15.

⁵⁴² Rowhani-Ennemoser, 2004, S. 10f.

⁵⁴³ Vgl. Kofler / Pühringer / Traska, 2008, S. 11.

⁵⁴⁴ Vgl. Traska, 2007, S. 129.

Viertel selbst ein heute in Vergessenheit geratener Knotenpunkt regen jüdischen und nichtjüdischen Lebens gewesen ist.“⁵⁴⁵

Durch die Autorin des Buches erhielt die Initiative Kontakt zu Moshe Jahoda, dem Leiter der Claims Conference Wien (*Claims Conference, Committee for Jewish Claims on Austria*). In Gesprächen erzählte er von den Orten und Ereignissen seiner Kindheit, die durch die Nationalsozialisten abrupt beendet wurde. Er konnte mit 13 Jahren nach Palästina fliehen, seine Eltern und seine Schwester, die den Kindergarten in der Herklotzgasse besuchte, wurden ermordet.⁵⁴⁶ Mitten in der Recherchearbeit bat Zwi Preminger aus Connecticut eines Abends kurz um Einlass, um seiner Frau den Ort seiner Kindheit zu zeigen, den er vor der Flucht und Emigration nach Palästina bewohnt hatte. Ausgiebige Gespräche folgten, Kindergartenfotos wurden verschickt und so kamen durch die beiden Kontakte weitere Personen ins Spiel, die von der Vergangenheit des Bezirks erzählen konnten: „Rund um weitere Namen, Erinnerungen und Freundschaften, die die Zeit überdauert haben, beginnen sich weitere Kreise zu formen.“⁵⁴⁷ Das Aufhängen eines Kindergartenfotos in der Botschaft in Tel Aviv mit dem Zusatz: „Wer erkennt sich selbst oder jemand anders auf diesem Foto aus Wien XV?“ hatte zur Folge, dass immer mehr Menschen von der Initiative erfuhren.⁵⁴⁸ Ein weiterer Schritt in der Kontaktaufnahme mit ZeitzeugInnen war ein Rundschreiben des „Jewish Welcome Service“, auf das hin wieder Menschen mit der Initiative Kontakt aufnahmen. Ein Großteil dieser Menschen lebt heute in Israel, worauf die Initiative beschloss, eine Reise nach Israel anzutreten, um ZeitzeugInnengespräche zu führen.⁵⁴⁹ Schließlich hörten sie Schilderungen „aus über 20 verschiedenen Perspektiven“, über den „Turnertempel“, die „Storchenschul“ und über *ihr* Haus. Erinnerungen weiterer Menschen, die in Wien leben, ergänzen das Bild.⁵⁵⁰

*„Basierend auf der historischen Recherche wurden die InterviewpartnerInnen eingehend nach ihren Erinnerungen an diese Gemeinde, nach den zentralen jüdischen Treffpunkten und dem sozialen Klima der Gegend gefragt. Als Kollektiv der Erinnerung schaffen die Zeitzeugen und Zeitzeuginnen gewissermaßen ein ‚kleines Abbild‘ der zerstörten Gemeinde.“*⁵⁵¹

Mit diesen Gesprächen wurde ein Ausschnitt auf einen „sozialen Verbund“ sichtbar, die Aussagen der Überlebenden machten zahlreiche Querverbindungen deutlich: „Mit

⁵⁴⁵ Kofler / Pühringer / Traska, 2008, S. 12.

⁵⁴⁶ Vgl. ebd.

⁵⁴⁷ Ebd.

⁵⁴⁸ Vgl. ebd..

⁵⁴⁹ Vgl. ebd., S. 13.

⁵⁵⁰ Vgl. ebd., S. 14.

⁵⁵¹ Traska, Georg: „Das Dreieck meiner Kindheit“ Eine Ausstellung über die jüdische Vorstadtgemeinde in Wien XV. In: Stifter, 2009, S. 163 - 171, S. 164.

Bezug zu den genannten Orten und den wichtigsten Persönlichkeiten des lokalen Gemeindelebens [...], sind die Erinnerungen zur vielstimmigen Erzählung einer ‚jüdischen Gemeinde‘ geworden.“⁵⁵² Im Zentrum des Projekts steht damit ein „lokales räumliches Netzwerk“, das sich zwischen einigen noch existierenden Bauten und einer heute ungenutzten Grünfläche, auf der sich der in der „Reichspogromnacht“ im November 1938 zerstörte „Turnertempel“ befand.⁵⁵³ Das Interesse der Recherchearbeit galt weniger der Bedeutung und Größe der jüdischen Gemeinde, als ihrer sozialen Verortung: „Entsprechend fragen wir einerseits nach den ‚jüdischen Orten‘ und nach deren lokaler, regionaler, nationaler und internationaler Vernetzung; und andererseits nach den Formen des Zusammenlebens mit der nichtjüdischen Bevölkerung [...] sowie nach den Grenzen und fließenden Übergängen von Identitäten und Identifikationen.“⁵⁵⁴

Im Laufe der Zeit und mit zunehmender Vernetzung mit Organisationen und FörderInnen wurde aus einer kleinen „Spurensuche“ schließlich ein breit angelegtes „Forschungs- und Ausstellungsprojekt.“⁵⁵⁵ Neben der Arbeit mit Überlebenden war dies die Zusammenarbeit und der Austausch mit HistorikerInnen, jüdischen Organisationen, FilmemacherInnen, Fotografinnen, KünstlerInnen.⁵⁵⁶ Daraus entstanden eine Ausstellung mit Vermittlungsprogramm, eine begleitende Publikation, eine Website und Audioguides durch die Straßen des Viertels. Ein permanentes Gedenkzeichen soll demnächst umgesetzt werden, ebenso angedacht sind die Restaurierung der „Storchenschul“-Fassade und die Realisierung eines Filmprojekts.⁵⁵⁷

Ausstellung „Das Dreieck meiner Kindheit“

„Ein Haus, ‚nur‘ ein Haus, [...] Aber die Menschen die darin gelebt haben, aus und ein gingen, für die ist es ein gemeinsamer Nenner, ein zentrales Glied ihrer Lebenskette. Wundervoll, wie das Strickmuster ihrer Existenz hier den Faden aufnahm. Danke für dieses Erlebnis!“⁵⁵⁸

Die Ausstellung „Das Dreieck meiner Kindheit. Eine jüdische Vorstadtgemeinde in Wien XV“ wurde am 29. Oktober 2008 in den Räumlichkeiten der Bürogemeinschaft in der Herklotzgasse 21 eröffnet und sollte ursprünglich vom 29. Oktober bis zum 28. November 2008 stattfinden, sie wurde jedoch bis Mitte Jänner 2009 verlängert. Seit

⁵⁵² Ebd., S. 165.

⁵⁵³ Vgl. Traska, 2007, S. 129.

⁵⁵⁴ Ebd..

⁵⁵⁵ Ebd., S. 130.

⁵⁵⁶ Vgl. ebd., S. 128.

⁵⁵⁷ Vgl. ebd.

⁵⁵⁸ Anm.: Aus dem Gästebuch der Ausstellung „Das Dreieck meiner Kindheit“, Eintrag vom 5. Dezember 2009.

Oktober 2009 ist die Ausstellung in reduzierter Weise auf Voranmeldung wieder geöffnet.⁵⁵⁹

„Die Ausstellung wurde nicht für ein Museum oder einen anderen neutralen Raum geplant, sondern für dieses Gebäude: für einen historisch spezifischen Schauplatz und ein gegenwärtiges Zinshaus. Dieser historisch-aktuelle Doppelcharakter sollte betont werden, indem die vormaligen Zwecke der verschiedenen Räume – Einfahrt, Stiegenhaus, ehemalige Turnhalle und einstiger Festsaal des Hauses – sichtbar gemacht, deren heutige Funktionen aber nicht neutralisiert wurden.“⁵⁶⁰

Der Ort des Ausstellungsraumes verbindet mit dem Haus, das sich seit 1938 in seinen Grundzügen kaum verändert hatte, „die jüdische Geschichte des Viertels mit der Gegenwart seiner Bewohner und Bewohnerinnen und des Bezirks.“⁵⁶¹ Die verschiedenen Räume wie Einfahrt, Hof, Turnhalle und Fassaden werden in Bezugnahme auf ihre heutige Nutzung auf unterschiedliche Weise mit einbezogen.⁵⁶² So werden die BesucherInnen im Eingangsbereich von vier Videoprojektionen empfangen. Zwei der Projektionen zeigen Landschaftsbilder mit Impressionen aus der Wüste oder dem Wienerwald, sowie Stadtbilder, wie die Straßen in Wien oder die Hochhäuser Tel Avivs.⁵⁶³ Die Bilder werden von vertonten Erinnerungen an die Kindheit begleitet und symbolisieren damit die Reise Wien-Palästina.⁵⁶⁴ Im Stiegenhaus erfährt man über den historischen Hintergrund und die Geschichte des Hauses und erhält eine Schilderung der Geschichte der jüdischen Vorstadtgemeinde.⁵⁶⁵ Der ehemalige Festsaal im ersten Stock bildet den Hauptraum der Ausstellung.⁵⁶⁶ Die Interviews mit den ehemaligen BewohnerInnen des Viertels sind ein wesentlicher Bestandteil der Präsentation: „Im Zentrum der Ausstellung stehen die Stimmen der Menschen, die hier aufwuchsen und vertrieben wurden.“⁵⁶⁷

Die vier Wände des zentralen Ausstellungsraums werden von 16 Videoprojektionen angestrahlt, die die 20 InterviewpartnerInnen „virtuell“ wieder vereint. Denn wenn die Menschen in den Videoaufnahmen über ihre Kindheit im Viertel, über den Kindergarten, den Tempel oder über Ereignisse, die ihr Leben beeinflussten, erzählen, dann tun sie das als eine Gemeinschaft, die wieder zusammen gefunden hat.⁵⁶⁸ Die einzelnen Projektionen erzählen von verschiedenen Themenbereichen: „vom Alltag der jüdischen Familien, von den Kindheitserfahrungen im Viertel, von den zentralen Orten

⁵⁵⁹ Vgl. <http://herklotzgasse21.at/index.php?id=25> (abgerufen am 12. Dezember 2009).

⁵⁶⁰ Traska, 2009, S. 163f.

⁵⁶¹ Ebd., S. 165.

⁵⁶² Vgl. ebd.

⁵⁶³ Vgl. ebd., S. 167.

⁵⁶⁴ Vgl. ebd.

⁵⁶⁵ Vgl. ebd., S. 168.

⁵⁶⁶ Vgl. ebd.

⁵⁶⁷ <http://herklotzgasse21.at/index.php?id=25> (abgerufen am 12. Dezember 2009).

⁵⁶⁸ Vgl. Traska, 2009, S. 169.

der Gemeinde sowie von der Zerstörung des Gemeindelebens und der bürgerlichen Existenzen in der NS-Zeit; von der Beraubung und Vertreibung, den Fluchtwegen, vom Tod, vom ‚zufälligen‘ Überleben in Vernichtungslagern und vom Neubeginn in Palästina. [...] Drei Stationen befassen sich mit Erinnerungsphänomenen der ersten und zweiten Generation sowie mit traumatischen Erinnerungsblockaden.“⁵⁶⁹ Die Videoprojektionen und die Stimmen, die durch die aufliegenden Kopfhörer im Raum als ein leises Flüstern hörbar sind, vermitteln den Eindruck eines „offenen Gesprächs“.⁵⁷⁰ Die Videos „schaffen ein hohes Maß an lebendiger ‚Gegenwärtigkeit‘ und machen zugleich den historischen Raum selbst zur Projektionsfläche.“ Die Verdunkelung der Fenster zur Straßenseite ist nicht notwendig, wodurch die gegenwärtige Umgebung ständig mit im Blick ist und der Ausstellungsraum nicht isoliert wird. Damit wird die Erfahrung „im Haus‘ und ‚im Viertel‘ gehalten, deren Doppelcharakter als ‚heutiger Stadtraum‘ und ‚historischer Schauplatz‘ zentrale Bedeutung hat.“⁵⁷¹ Mit dem Fokus der Präsentation auf audiovisuelle Medien wollte die Initiative bewusst einen „niederschweligen Zugang zu den Inhalten“⁵⁷² möglich machen.

Der übrige Teil des Raumes ist spärlich möbliert und besteht aus Tischen, die in ihrer Anordnung an die Tafel eines Festsaals erinnern, sowie alte Bänke wie sie in Schulen und Kindergärten verwendet werden. Auf den Tischen werden Fotos, Briefe, Dokumente und Erinnerungsstücke der GesprächspartnerInnen oder aus Archiven präsentiert und mit Hilfe kurzer Texte erläutert. Die Präsentation der Ausstellungsstücke und die Filme wirken gleichzeitig als „narrative Ketten“: „Diese Ketten fügen sich im Ganzen der Ausstellung jedoch nicht zur geschlossenen Erzählung. Die Besucher und Besucherinnen müssen sich innerhalb des offenen Verweissystems der Themenblöcke den Weg ihres Verstehens selbst erschließen.“⁵⁷³ Unter dem Punkt „Veranstaltungen“ ist auf der Website ein 360-Grad-Foto der Ausstellung abrufbar.⁵⁷⁴

Ein kleinerer Raum hatte die arisierten Liegenschaften mit heutigen Fotos der Gebäude zum Thema, ebenso wie einen Fund von Archivalien der israelitischen Kultusgemeinde, die in der Herklotzgasse 21 gelagert wurden und erst im Jahr 2000 wieder entdeckt wurden.⁵⁷⁵

⁵⁶⁹ Ebd.

⁵⁷⁰ Vgl. ebd.

⁵⁷¹ Ebd., S. 170f.

⁵⁷² Informationsblatt: Herklotzgasse 21. Erinnerungs- und Dialograum. Angebote für Jugendgruppen und Schulklassen, Herbst 2009, o. A.

⁵⁷³ Traska, 2009, S. 170f.

⁵⁷⁴ Vgl. <http://herklotzgasse21.at/index.php?id=26> (abgerufen am 12. Dezember 2009).

⁵⁷⁵ Vgl. Traska, 2009, S. 171.

Mit der Unterstützung des „Jewish Welcome Service“ konnte ein Großteil der GesprächspartnerInnen für eine Woche nach Wien eingeladen werden und damit der Eröffnung der Ausstellung beiwohnen. Ihre kurze Anwesenheit „ändert aber nichts daran, dass die virtuelle Präsenz vor allem von Absenz zeugt.“⁵⁷⁶

Veranstaltungen im Rahmen der Ausstellung

Im Zusammenhang mit der Ausstellung entstand in Kooperation mit dem „Wiesenthal Institut für Holocaust-Studien“ und den „Wiener Vorlesungen“ eine wissenschaftliche Tagung zum jüdischen Vereinswesen in Wien.⁵⁷⁷ Die Tagung fand vom 12. bis zum 14. November im ehemaligen Vereinshaus in der Herklotzgasse 21 statt. Die Vorträge trugen Titel wie „Vereine im Theater und Theatervereine. Zu den vielfältigen Vereinstätigkeiten jüdischer Theater“, oder „Einschluss und Ausschluss: Österreichische Vereine vor und nach 1938“. Im Kontext der Tagung wurden auch drei heute aktive jüdische Vereine in ihren Vereinsräumlichkeiten aufgesucht.⁵⁷⁸

Im Rahmenprogramm der Ausstellung wurden unzählige Abendveranstaltungen realisiert, die von Musikabenden (z. B. „Ensemble Scholem Alejchem – Gedenkkonzert zum Pogrom 1938“) über Themenabende (z. B. „Medien zur Zeit des Nationalsozialismus – und heute“, in Kooperation mit dem freien Radiosender *Radio Orange 94.0*), Theateraufführungen („Kupferblum frühstück“) und Lesungen („Nachricht vom Verlust der Welt“, in Kooperation mit salon5, einem Veranstaltungsraum insbesondere für darstellende Kunst) bis hin zu Vorträgen (z. B. „Die jüdische Vorstadtgemeinde Sechshaus-Hietzing“, ein Vortrag von Georg Traska) reichten. Dem Gedenken an das Novemberpogrom 1938 wurde eine eigene Veranstaltung gewidmet („Novemberpogromnacht – Gedenken“, Filmmatinee, Diskussionsrunde und Führungen).⁵⁷⁹

In Kooperation mit zwei umliegenden Schulen im Bezirk wurde eine Veranstaltung initiiert, die die Möglichkeit eröffnete, mit EntscheidungsträgerInnen aus Politik und Verwaltung zu sprechen. In der Diskussion in Kleingruppen konnten sich die SchülerInnen beispielsweise mit Nationalratspräsidentin Barbara Prammer austauschen.⁵⁸⁰

⁵⁷⁶ Ebd., S. 169.

⁵⁷⁷ Vgl. <http://herklotzgasse21.at/index.php?id=21> (abgerufen am 12. Dezember 2009).

⁵⁷⁸ Vgl. Tagungsprogramm, abrufbar unter: <http://herklotzgasse21.at/index.php?id=21>, Tagung_Juedisches_Vereinswesen.pdf (abgerufen am 12. Dezember 2009).

⁵⁷⁹ Vgl. Informationsblatt: Angebote im Rahmen der Vermittlungsarbeit – sowie Begleitveranstaltungen zur Ausstellung, o. A.

⁵⁸⁰ Vgl. <http://herklotzgasse21.at/index.php?id=53> (abgerufen am 12. Dezember 2009).

Vermittlungsarbeit

*„Erinnerungsarbeit braucht den Dialog der Generationen
– aber auch der Kulturen.“⁵⁸¹*

Für die Ausstellung wurden kostenlose Führungen angeboten, die von einem Vermittlungsprogramm getragen wurden. Als Teil der Ausstellung wurde ein „Erinnerungs- und Dialograum“ eingerichtet, der als „offener Raum“ für die Arbeit mit Jugendgruppen und Schulklassen konzipiert wurde.⁵⁸² Die Intention dieser Vermittlungsarbeit wurde auf einem Informationsblatt festgehalten:

„Stadtentwicklung wird als Möglichkeit aufgezeigt aktiv mitzugestalten, in laufende Prozesse einzugreifen und unterschiedliche Interessen zu verhandeln. Die Wichtigkeit demokratischer Prozesse sowohl national als auch international wird als Möglichkeit thematisiert, radikalen Strömungen, Rassismus und Ausgrenzungsmechanismen entgegen zu wirken. Die Möglichkeit, die eigene Erinnerungskultur im Kontext mit der Erinnerungskultur anderer sozialer und ethnischer Gruppen zu sehen und voneinander zu lernen ist ein Beitrag zum interkulturellen Dialog und zum lebenslangen Lernen.“⁵⁸³

In der Vermittlung wurden verschiedene Schwerpunktsetzungen vorgenommen, die „Videos mit den Interviews waren jedoch immer wesentlicher Teil der einzelnen Aktionen.“⁵⁸⁴ Im Rahmen einiger Führungen gab es auch die Möglichkeit zum Austausch mit ZeitzeugInnen, die über ihre Lebensgeschichte erzählten und damit einen anderen Bezug zum Ort schafften.⁵⁸⁵ In den Workshops wurde versucht, zwischen den Themen der Ausstellung und den Lebenswelten der Jugendlichen Bezüge zu schaffen und relevante Themen anzusprechen.⁵⁸⁶ So trug einer der Workshops z. B. den Titel: „Jugendlich, unbegleitet, Flüchtling?“, in einem anderen Workshop wurde eine Radiosendung zum Thema „Nationalsozialismus und Heute?“ gestaltet (gemeinsam mit *Radio Orange 94.0*) oder es wurden Veranstaltungen wie: „ZeitzeugInnen erzählen für junge Menschen“ organisiert.⁵⁸⁷

Der Großteil der SchülerInnen kam aus Gymnasien und wies ein relativ gutes historisches Vorwissen auf. Es gab jedoch auch Gruppen mit anderem Hintergrund, beispielsweise HauptschülerInnen oder Lehrlinge, die zwar Interesse zeigten, denen aber bislang wenig Gelegenheit geboten worden war, sich mit den Themen

⁵⁸¹ <http://herklotzgasse21.at/index.php?id=26> (abgerufen am 12. Dezember 2009).

⁵⁸² Vgl. Informationsblatt: Herklotzgasse 21. Erinnerungs- und Dialograum, o. A.

⁵⁸³ Informationsblatt: Herklotzgasse 21. Erinnerungs- und Dialograum, o. A.

⁵⁸⁴ Informationsblatt: Herklotzgasse 21. Erinnerungs- und Dialograum, o. A.

⁵⁸⁵ Vgl. Informationsblatt: Herklotzgasse 21. Erinnerungs- und Dialograum, o. A.

⁵⁸⁶ Vgl. Informationsblatt: Herklotzgasse 21. Erinnerungs- und Dialograum, o. A.

⁵⁸⁷ Vgl. Informationsblatt: Angebote im Rahmen der Vermittlungsarbeit – sowie Begleitveranstaltungen zur Ausstellung, o. A.

Nationalsozialismus oder Judentum auseinanderzusetzen. Daher suchten die VermittlerInnen den Weg über persönliche Zugänge. Anhand von Erinnerungsgegenständen wurde über das Thema Erinnerung und ihre persönlichen Gegenstände gesprochen. Damit wurden „verschiedene Arten der Erinnerung, Definitionen, und Unterschiede im kulturellen Umgang [...] thematisiert, auch das Thema Flucht und Migration war ein erfolgreicher Anknüpfungspunkt in den Gesprächen.“⁵⁸⁸

Publikation

*„In meinen Kindheitserinnerungen ist dieses ‚Dreieck‘ Herklotzgasse 21, der Turnertempel und die Storchenschul ähnlich einer Burg mit drei Türmen, umgeben von einem drohenden Vulkan, welcher jederzeit ruhen oder ausbrechen hätte können. Ich würde gerne unser Gespräch über die Elemente und den Inhalt der physischen und geistigen Komponenten dieses ‚Dreiecks‘ fortsetzen ...“*⁵⁸⁹

Mit diesen Worten beginnt die Publikation der Initiative, die als Begleitband zur Ausstellung erschien. Auf der gegenüberliegenden Seite des Zitats sind drei Fotos angeordnet, die Moshe Jahoda mit seiner Schwester im Jahr 1933 zeigen, das zweite Foto zeigt ihn mit seiner Frau und zwei Enkelkindern in Israel im November 2007 und das letzte Foto zeigt ihn in Wien, vor dem Haus der Herklotzgasse 21, bei seinem ersten Besuch der Initiative im November 2007. Nach dem Inhaltsverzeichnis steht eine Widmung in der rechten unteren Ecke der Seite: „Gewidmet den jüdischen Bewohnerinnen und Bewohnern des 15. Bezirks und ihren Nachkommen.“

In den einleitenden Worten werden die Vorzüge des Mediums Buch hervorgehoben und auch die Unterschiede der Themensetzung im Gegensatz zur Ausstellung:

*„Dieses Buch versucht, ergänzend zur Ausstellung in der Herklotzgasse 21 und zu den Präsentationen im städtischen Raum, der Durchdringung von Geschichte und Erinnerung auf der Ebene der Schriftlichkeit gerecht zu werden. Der Ausstellung sind andere Mittel geboten, die Erinnerung an den historischen Schauplätzen durch Film, historische und aktuelle Fotografien zu einem vielstimmigen und die Wahrnehmung ansprechenden Text zu verweben.“*⁵⁹⁰

Die HerausgeberInnen gliedern den Inhalt in zwei Abschnitte mit den Übertiteln: „Geschichte“ bzw. „Gedächtnis“.⁵⁹¹ Zuerst widmet sich die Publikation der Geschichte der jüdischen Gemeinde („Die jüdische Gemeinde ‚Sechhaus‘“), darauf folgt das Kapitel „Die jüdische Bevölkerung unter der NS-Herrschaft“ und widmet sich schließlich

⁵⁸⁸ Informationsblatt: Herklotzgasse 21. Erinnerungs- und Dialograum, o. A.

⁵⁸⁹ Kofler / Pühringer / Traska, 2008, o. A.; Zitat Moshe Jahoda, vom 26. März 2007.

⁵⁹⁰ Ebd., S. 16.

⁵⁹¹ Vgl. ebd.

dem „Gedächtnis in Österreich, Israel und den USA – Überschneidungen“. In diesem Bereich zeigt sich die Vernetzung mit anderen Projekten und Personen, denn hier wird ein jüdisches Projekt außerhalb von Österreich thematisiert. Die Publikation legt besonderes Augenmerk auf die Entwicklung der jüdischen Gemeinde im 19. Jahrhundert, der in der Ausstellung wenig Platz eingeräumt wird. „Der dem Gedächtnis gewidmete Teil des Bandes bildet einen Fächer der Perspektiven rund um die historische Erzählung und geht den Initiativen und Modi der Erinnerung an verschiedenen Orten und in unterschiedlichen sozialen und institutionellen Zusammenhängen nach.“⁵⁹²

Auf der Außenseite des Umschlags der Publikation ist eine alte Fotografie eines Sandkastens mit Kindern zu sehen, innerhalb ist ein Foto der Mitglieder der Erinnerungsinitiative auf ihrer Reise in Israel und eine große Abbildung des Hauses heute zu sehen, vorne ist das Foto einer Bastelarbeit aus dem Kindergarten in der Herklotzgasse 21, entstanden in den dreißiger Jahren, abgebildet. Diese Fotografien deuten die verschiedenen Zeitebenen an, innerhalb derer sich das Projekt bewegt. Zwischen dem Vorwort und dem umfassenden historischen Teil sind die Portraitfotos der InterviewpartnerInnen abgebildet, die auch in der Ausstellung einführend eingesetzt wurden, mit Kurzbiografien und jeweils einer kleinen Abbildung eines Kinderfotos ergänzt.

Erinnerungszeichen

Gemeinsam mit dem Kuratorium für Kunst im öffentlichen Raum (kör) ist die Realisierung eines Gedenkzeichens in Planung. Derzeit läuft eine Ausschreibung für KünstlerInnen. Angedacht ist ein Denkmal im öffentlichen Raum das anstelle des Turnertempels auf der bislang ungenutzten Grünfläche stehen soll. Von Anfang an angedacht war auch die Restaurierung der „Storchenschul“-Fassade, die beispielsweise eine in die Fassade integrierte Gedenkschrift beinhalten könnte.⁵⁹³ Die Idee, ein Erinnerungszeichen im öffentlichen Raum zu platzieren entstand relativ früh, als die Mitglieder der Initiative erkannten, dass es sich nicht nur um ein Haus drehen würde, sondern auch um die Leerstelle eines Tempels und die Fassade in der Storchengasse. Sie hatten die Vorstellung, dass es nicht genüge, *nur* eine Tafel aufzuhängen. Schließlich soll es nicht mit der Denkmalsetzung getan sein, sondern die ganze Fläche wird neu gestaltet, die bislang existierenden Parkplätze werden eliminiert, der Gehsteig wird miteinbezogen etc. Im Wettbewerb sind sieben KünstlerInnen und Landschafts-

⁵⁹² Traska, 2009, S. 171.

⁵⁹³ Vgl. Traska, 2007, S. 134.

architektInnen geladen, im Mai 2010 soll sich die Jury für ein Projekt entscheiden, die Umsetzung soll 2011 stattfinden. Auf Wunsch des Bezirks wurde Sensibilisierungsarbeit mit den Anrainern betrieben. Workshops und Informationsveranstaltungen wurden organisiert, in der die Bevölkerung über das Vorhaben informiert wurde und ihre Erwartungen gefragt waren. Der Tenor der AnrainerInnen bei diesen Veranstaltungen war durchwegs erstaunt: Jetzt erst würden sie verstehen, warum der Ort so aussieht wie er aussieht.⁵⁹⁴

Website

Die Projekt-Website www.herklotzgasse21.at enthält eine umfassende Beschreibung der unterschiedlichen Aktivitäten der Initiative. Dort können neben Informationen über das Projekt und die InitiatorInnen die Beschreibung der Projektgeschichte und der verschiedenen Formen der Erinnerungsarbeit, Termine von aktuellen Veranstaltungen sowie ein Veranstaltungsarchiv abgerufen werden. Die Website gliedert sich in die Bereiche: „Home“, „Projekt“ („Projektteam“), „Räume“ („Herklotzgasse“ / „Turnertempel“ / „Storchenschul“), „Menschen“ („Portraits“), „Aktivitäten“ („Veranstaltungen“ / „Fotos vom 21.11.2009“ / „Ausstellung“ / „Vermittlung“ / „Denkmal“ / „Publikation“ / „Tagung“ / „Audioguides“), „Israel“ („Reise Oktober 2007“ / „Reise Mai 2008“) und „PartnerInnen“. Unter „Projekt“ werden die Fragestellungen und Ziele der Initiative festgehalten und das Projektteam vorgestellt. „Räume“ beschreibt die Geschichte der verschiedenen Bezugspunkte „Herklotzgasse 21“, „Turnertempel“ und „Storchenschul“ und zeigt die Verbindungen zwischen den Orten auf. Unter „Menschen“ sind, ebenso wie in der Ausstellung und in der Publikation, die Portraits der interviewten Personen zu finden und die Mitglieder der Initiative schildern, wie sie auf die Menschen aufmerksam wurden. Unter „Aktivitäten“ sind die einzelnen Formen der Erinnerungsarbeit von der Ausstellung bis hin zur Publikation und den Audioguides beschrieben. Der Navigationspunkt „Israel“ beinhaltet die Berichte und Fotos der beiden Reisen nach Israel. Unter dem Menüpunkt „PartnerInnen“ sind die unterschiedlichen FörderInnen, wissenschaftlichen Kooperationen, KooperationspartnerInnen und MitarbeiterInnen angeführt und verlinkt. Eine Vernetzung zu anderen Erinnerungsinitiativen ist unter „Erinnerungsprojekte“ wohl erst angedacht. Zudem gibt es einen Pressebereich mit Kontaktdaten, in dem Pressemitteilungen und Fotos bereitgestellt sind, sowie eine Auswahl an veröffentlichten Pressestimmen (z. B. Artikel aus *Kurier*, *Falter*, *Jüdisches Echo*, *Profil*).

⁵⁹⁴ Vgl. Gespräch „Herklotzgasse 21“, vom 18. Dezember 2009.

Im Bereich „Aktivitäten“: „Audioguides“ ist es möglich, die Audiodateien mitsamt der begleitenden Broschüre herunter zu laden. Mittels „Google-Maps“ wird auf die verschiedenen Informationstafeln, die im Bezirk verteilt sind, verwiesen. Eine Verlinkung auf der Startseite führt auf das Fotoportal „Flickr“, das Fotografien von der Präsentation der Audioguides und der Eröffnung des „Dialograums“ zeigt.

Audioguides und Erinnerungsweg

In Zusammenarbeit mit *Radio Orange 94.0* entstanden mit der Unterstützung der Bezirksvorstehung Audioguides über die jüdische Geschichte des 15. Bezirks, der im September 2009 in einer Veranstaltung vorgestellt wurde. Damit wurde bereits bestehendes Material aus Gesprächen mit 17 Überlebenden verwendet, das mit geschichtlichen Daten angereichert wurde. Die Hörstationen sind unter dem Titel „Orte erinnern – Menschen erzählen“ an zehn Stellen in der Umgebung der Herklotzgasse 21 in Form von Infotafeln mit Bildern und Texten mit Informationen über den Ort, installiert. Sie sollen auf „Schauplätze jüdischen Lebens und dessen Vernichtung im 15. Bezirk“ aufmerksam machen: „Die lebendige Erinnerung [...] reaktiviert das verstummte Gedächtnis der Häuser und Straßen von Rudolfsheim-Fünfhaus.“⁵⁹⁵ Die Audioguides sind – wie bereits erwähnt – über die Website erhältlich oder über auf den Tafeln ersichtliche Telefonnummern zum Ortstarif abrufbar, womit keine Audiogeräte entliehen werden müssen. Die Audiodateien sind in den Sprachen Deutsch, Englisch, Türkisch, Bosnisch/Kroatisch/Serbisch und Hebräisch verfügbar. Auf der Website wird der Erinnerungsweg beschrieben: „das Erfahren des ehemals von jüdischem Leben geprägten Grätzels [ist] zu jeder Jahres- und Tageszeit erlebbar. [...] Rufen Sie an den Orten die angegebenen Telefonnummern an und hören Sie den Menschen zu.“⁵⁹⁶

⁵⁹⁵ <http://herklotzgasse21.at/index.php?id=20> (abgerufen am 7. Jänner 2010).

⁵⁹⁶ Ebd.

3.2.2.2. „1938 Adresse: Servitengasse“⁵⁹⁷

„Erinnerung bedarf keiner Rechtfertigung. Für die Toten gibt es keine Rettung, nichts kann wieder gut gemacht werden. Das Vergessen voranzutreiben, von ihnen kein Sterbenswörtchen zu sagen, sie totzuschweigen, heißt jedoch, die Juden ein zweites Mal auszumerzen. Deshalb bemühen und mühen sich Überlebende, die Erinnerung aufrechtzuerhalten. Die Auslöschung des Namens gilt bei den Juden als ärgster Fluch. ‚Nicht gedacht soll deiner werden‘; so lautet die schlimmste Verwünschung. Der nationalsozialistische Massenmord machte aus diesem Satz Wirklichkeit. Millionen Ermordete, die keine Grabstätte haben, keine sterblichen Überreste, manchmal kein Todesdatum, keinen Ort, ja, deren Ende, deren Verenden manchmal nicht einmal bezeugt werden kann.“⁵⁹⁸

Entstehungsgeschichte

Die Servitengasse ist eine mittelgroße Gasse im neunten Wiener Gemeindebezirk (Alsergrund), die 24 Häuser, die zumeist aus der Gründerzeit stammen, einige Lokale und kleine Geschäfte, eine Konditorei und eine Kirche mit beinahe dörflich anmutendem Vorplatz umfasst. „Heute weiß man wieder, dass diese Gasse sowie das ganze Viertel eine reiche jüdische Vergangenheit hatte. Diese Spuren waren fast sieben Jahrzehnte unbemerkt, vergessen und verdrängt. [...] Eine Infrastruktur jüdischen Lebens umgab diese Gasse.“⁵⁹⁹ In der angrenzenden Müllnergasse befand sich eine Synagoge, in der Seegasse ein jüdisches Spital, das später in ein Altersheim umfunktioniert wurde. Hinter diesem Gebäude liegt der älteste jüdische Friedhof von Wien.⁶⁰⁰ Vor 1938 war der Alsergrund nach dem zweiten Bezirk (Leopoldstadt) der Bezirk mit dem zweithöchsten jüdischen Bevölkerungsanteil. Auch hier wurden jüdisches Leben und Kultur durch die nationalsozialistische Vertreibung und Ermordung fast zur Gänze eliminiert. So wurden nahezu alle Synagogen zerstört, wie auch der nahegelegene Tempel in der Müllnergasse.⁶⁰¹

Die Initiative nahm ihren Anfang im Frühjahr 2003, als eine Bewohnerin der Servitengasse Nr. 6 zufällig entdeckte, dass in diesem Haus eine jüdische Frau gelebt hatte, die im Konzentrationslager Theresienstadt umgebracht wurde.⁶⁰² Nach Gesprächen mit ihrem Mann und befreundeten NachbarInnen wollte diese Gruppe herausfinden, ob es noch weitere Opfer des Nationalsozialismus in diesem Haus

⁵⁹⁷ Anm.: vollständiger Titel: „1938 Adresse: Servitengasse. Eine Nachbarschaft auf Spurensuche“.

⁵⁹⁸ Rabinovici, Doron: Von den jüdischen Menschen zu reden. In: Johler / Fritzsche, 2007, S. 19 - 22, S. 21.

⁵⁹⁹ Stern, Ursula: Schlüssel gegen das Vergessen. Verortung der Erinnerung: Gedenksymbol Servitengasse. In: Personenkomitee Forum Landschaftsplanung (Hg.): Zoll. Österreichische Schriftenreihe für Landschaft und Freiraum, Nr. 15, 19. Jg., Wien, 2009, S. 13 - 16. S. 13.

⁶⁰⁰ Vgl. ebd.

⁶⁰¹ Vgl. Sauer, Barbara / Landesmann, Michael / Kintaert, Barbara: Projekt „Servitengasse 1938“. In: Stifter, 2009, S. 154 - 162, S. 156.

⁶⁰² Vgl. ebd., S. 154.

gegeben hatte. Sie stellten sich die Frage, wer 1938 in diesem Haus gewohnt hatte. Im Herbst des selben Jahres wurde eine Wissenschaftlerin engagiert, die zu dieser Zeit mit der Ausstellung „Freuds verschwundene Nachbarn“ im nahe gelegenen Freud Museum tätig war. Sie recherchierte, welche Personen das Haus im März 1938 bewohnten und das Schicksal der Menschen, die von den Nationalsozialisten verfolgt wurden. Bald stellte sich heraus, dass die Ergebnisse der Hausrecherche für die ganze Gasse Gültigkeit erweisen sollten.⁶⁰³ Es entstand der Wunsch nach einer Gedenktafel, die direkt am Haus angebracht werden sollte. Die Hausbesitzerin unterstützte das Vorhaben jedoch nicht und gab keine Erlaubnis zur Installation. Schließlich wurde im September 2005 eine von einem Architekten entworfene Tafel, etwas versetzt zur Fassade, auf öffentlichem Grund angebracht und feierlich enthüllt. Auf der Tafel finden sich die Namen aller Personen, die in diesem Haus wohnten oder ein Geschäft hatten und die von Nationalsozialisten verfolgt wurden: „Hinter jedem dieser Namen steht eine individuelle Biografie; es sind Schicksale, die von der wissenschaftlichen Forschung nur bruchstückhaft rekonstruiert werden können.“⁶⁰⁴ Bei der Enthüllung der Tafel hielt ein ehemaliger Bewohner der Servitengasse eine Rede:

„You all have fulfilled my dream of returning to beautiful Wien and to show my son all of the landmarks of his father's heritage. May we all see peace in our time, and thank you from the bottom of my heart. HEUTE ICH BIN EIN WIENER AND I AM PROUD OF IT!“⁶⁰⁵

Im Rahmen der Bemühungen um die Aufstellung der Gedenktafel entstand die Idee zur Gründung einer Bürgerinitiative. Die Mitglieder leben größtenteils im Servitenviertel bzw. im näheren Umkreis im Bezirk. Heute zählt die Initiative etwa vierzig Personen, ein Kernteam von zehn aktiven TeilnehmerInnen trifft sich in regelmäßigen Abständen. Das neu gesetzte Ziel war es, die ganze Servitengasse zu erforschen.⁶⁰⁶ Mithilfe der Förderung des Jubiläumsfonds konnten sich fünf Wissenschaftlerinnen über den Zeitraum von zwei Jahren hinweg der Recherchearbeit widmen. Quellen in verschiedensten Archiven wurden nach Personen befragt, „die zum Zeitpunkt März 1938 in der Servitengasse wohnhaft waren, ihre Geschäftsadresse hatten, oder Immobilien besaßen.“⁶⁰⁷ Bei den Menschen, die vom NS-Regime verfolgt wurden, wurde versucht, ihr weiteres Schicksal herauszufinden.⁶⁰⁸ Das Ergebnis entsetzte die Mitglieder der Initiative. Von insgesamt 680 BewohnerInnen der Gasse wurden im März 1938 377 Personen als Jüdinnen oder Juden eingestuft und verfolgt, die Hälfte

⁶⁰³ Vgl. ebd.

⁶⁰⁴ Ebd.

⁶⁰⁵ <http://www.servitengasse1938.at/page10/page6/page6.html> (abgerufen am 23. Februar 2010); Ausschnitt aus der Rede des Zeitzeugens Paul Lichtman bei der Gedenktafelenthüllung Servitengasse Nr. 6.

⁶⁰⁶ Vgl. Sauer / Landesmann / Kintaert, 2009, S. 156.

⁶⁰⁷ Ebd., S. 154.

⁶⁰⁸ Vgl. ebd., S. 154f.

der Immobilien, Geschäfte und Firmenadressen befanden sich in jüdischem Eigentum und wurden „arisiert“. 133 Personen wurden deportiert und in Konzentrationslagern ermordet, 150 Menschen gelang die Flucht in die Emigration, 21 verstarben in der Zeit des Nationalsozialismus in Wien, fünf überlebten in der Stadt, bei 68 Personen ist der weitere Verbleib unbekannt.⁶⁰⁹ Die Archivrecherche war die Basis für die Erschließung der Namen und Lebensumstände dieser Menschen. „Auch Meldezettel können Geschichten erzählen und weisen auf die unmenschliche und unwürdige Odyssee der Vertreibung aus der Wohnung, die Einweisung in Sammelwohnungen, in Sammelager, die Überstellung ins KZ, die Flucht ins Exil hin.“⁶¹⁰ Zudem wurden lebensgeschichtliche Gespräche mit Überlebenden geführt, die die Archivarbeit ergänzten und Lebensschicksale erlebbar machten.⁶¹¹

Ziel der Initiative war es, das Schicksal der Menschen, die aufgrund „rassischer“ Gründe Opfer von Verfolgung und Ermordung wurden, nachvollziehbar zu machen.⁶¹² „Dort, wo sie gelebt und gearbeitet haben, dort, wo ihre Häuser waren, dort sollten sie auch 70 Jahre nach ihrer Vertreibung wieder einen Namen haben.“⁶¹³ Die Initiative bezeichnet sich selbst als „BürgerInnen-Beteiligungsprojekt“⁶¹⁴ bzw. als „BürgerInnen-initiative“, auf der Suche nach ihren „vertriebenen jüdischen Nachbarinnen und Nachbarn“. Ihre Erinnerungsarbeit schätzen sie als singulär ein, weil erstmals die Lebensschicksale von jüdischen Menschen einer ganzen Gasse recherchiert wurden. Im Mittelpunkt stehen die Suche und die Kontaktaufnahme zu Überlebenden aus der Servitengasse und die persönlichen Kontakte die daraus entstehen.⁶¹⁵ So wurde bereits im Frühling 2006 ein Treffen mit ehemaligen BewohnerInnen der Servitengasse und aus der Umgebung veranstaltet.⁶¹⁶

Die Gruppe wurde von der überparteilichen BürgerInnenbeteiligungsplattform „Agenda 21“ moderiert, „deren Erfahrungen im Umgang mit Behörden und Ämtern“ für die Projektarbeit hilfreich waren und auch „Rückschläge und Frustration“ überwinden ließen. Die Mitglieder haben unterschiedlichste berufliche Hintergründe. „Durch die Erfahrungen und das Wissen der einzelnen Projektmitglieder ergab sich eine Kompetenzverteilung. Zielstrebig und basisdemokratisch wurden die einzelnen Schritte zur Verwirklichung der Ideen erörtert.“⁶¹⁷ Ein wesentlicher Bestandteil der

⁶⁰⁹ Vgl. ebd., S. 155.

⁶¹⁰ Stern, 2009, S. 15.

⁶¹¹ Vgl. ebd.

⁶¹² Vgl. ebd., S. 14.

⁶¹³ Ebd.

⁶¹⁴ Ebd.

⁶¹⁵ Vgl. Sauer / Landesmann / Kintaert, 2009, S. 155.

⁶¹⁶ Vgl. Jöhler / Fritzsche, 2007, S. 15.

⁶¹⁷ Stern, 2009, S. 14.

Erinnerungsarbeit besteht in einer „intensiven Öffentlichkeitsarbeit.“⁶¹⁸ Es wurde viel Zeit investiert, um das Projekt einer breiten Öffentlichkeit vorzustellen und die Erinnerungsarbeit publik zu machen. In diesem Zusammenhang präsentierte sich die Initiative auch mehrmals innerhalb Österreichs und im Ausland.⁶¹⁹ Die Mitglieder des Projekts betreiben die Website www.servitengasse1938.at. Im Verlauf des Projekts wurde auch die Zusammenarbeit mit umliegenden Schulen gesucht.⁶²⁰

Auf der Website erfährt man über das Selbstverständnis der Erinnerungsinitiative:

„Ziel des Projektes ist es, dieser Menschen zu gedenken und die Erinnerung an sie durch ein sichtbares Symbol in der Öffentlichkeit und durch eine gemeinsame Erinnerungs- bzw. Vermittlungsarbeit in das Gedächtnis unseres Bezirkes einzuschreiben. [...] Was ist in unserer Wohnung, in unserem Haus, in unserem Bezirk mit den jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern während der NS-Zeit passiert? Wer waren diese Menschen? Wo haben sie gearbeitet? Hatten sie Kinder? Ist den Menschen die Flucht vor dem NS-Terror geglückt oder wurden sie im KZ ermordet? Gibt es Überlebende oder Nachkommen? [...] Ziel des Projektes ist es, im Dialog mit den BewohnerInnen eine vielschichtige Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit in Gang zu setzen. In die Vermittlungsarbeit einbezogen werden Schulen, die Volkshochschule sowie Vereine im 9. Bezirk.“⁶²¹

Begegnungen mit ZeitzeugInnen

In den Selbstbeschreibungen schildern die Mitglieder der Initiative, dass die bewegendsten Momente stets die Begegnungen mit den ZeitzeugInnen waren. Keiner der Überlebenden, mit der die Gruppe Kontakt aufgenommen hatte, kehrte zur Gänze in seine Heimat zurück, doch „die Brücke, die durch die Arbeit der Projektgruppe entstanden ist, [führte] einige von den vertriebenen Jüdinnen und Juden wieder an den Ort ihrer Kindheit.“ Im Frühling 2006 ermöglichte ihr Engagement ein Treffen von ehemaligen SchulfreundInnen in Wien, in der Umgebung ihrer Kindheit. Das Zusammentreffen wurde als „die Besslerparkpartie“ bezeichnet: „Die Gespräche wechselten zwischen fröhlichen Kindheitserinnerungen an die Umgebung und bedrückende Schilderungen der Verfolgung: Nachdem sie aus allen öffentlichen Parks vertrieben worden waren, war der ‚Besslerpark‘, ein kleiner Grünstreifen, ihr letzter möglicher Begegnungsort vor der Flucht.“⁶²²

⁶¹⁸ Vgl. Jöhler / Fritzsche, 2007, S. 16.

⁶¹⁹ Vgl. Sauer / Landesmann / Kintaert, 2009, S. 155.

⁶²⁰ Vgl. ebd.

⁶²¹ <http://www.servitengasse1938.at/page17/page17.html> (abgerufen am 23. Februar 2010); Anm.: Hervorhebungen im Original.

⁶²² Stern, 2009, S. 15.

Website

Um das Projekt einem breiteren Publikum vorzustellen – nicht zuletzt auch außerhalb Österreichs – wurde die Website www.servitengasse1938.at aufgebaut.⁶²³ Auf der Startseite, gleichzeitig die Seite „Aktuelles“, wird auf aktuelle Projektgruppentreffen oder auf Veranstaltungen wie die Gedenkstunde im November aufmerksam gemacht. Die Seite scheint jedoch vordringlich der Dokumentation und Vorstellung des Projekts zu dienen, es sind eher weniger tagesaktuelle Inhalte zu finden. Das macht folgende Notiz deutlich: „Auch wenn wir unsere Homepage in den letzten Monaten etwas stiefmütterlich behandelt haben, die Grätzlinitiative „Servitengasse 1938“ traf sich trotzdem zu regelmäßigen Treffen und durfte sich auch über neue Mitglieder freuen!“⁶²⁴ Die Website ist klar strukturiert und stellt die Informationen in den Vordergrund. Auf der linken Seite der Website befindet sich unter einer historischen Fotografie, die den Servitenplatz zeigt, die Navigation und eine Verlinkung auf die Punkte „Nachrichtenarchiv“ und „Projektgruppentreffen“, die die Entwicklung des Projekts chronologisch dokumentieren.

Die Menüführung der Navigation gliedert sich in die Bereiche „Aktuelles“, „Jüdische Nachbarschaft“, „Das Projekt“, „Infomaterial“, „English Summary“, sowie „Über uns & Kontakt“. Im Bereich „Jüdische Nachbarschaft“ wird in den Unterpunkten „Eine Gasse, 24 Häuser“, „Servitengasse 6“ die Hintergrundgeschichte des Projekts mittels Text und Bild erläutert. Unter den Punkten „Jüdisches Vereinswesen“, sowie „Jüdische Verbindungen und Organisationen“ wird im Speziellen von wissenschaftlichen Ergebnissen in diesem Zusammenhang erzählt. Unter „Servitengasse Nr. 6“ kann ein kurzes Video zur Denkmalenthüllung abgerufen werden. Der Menüpunkt „über das Projekt“ gliedert sich in „Hausrecherche“, „Literatur“, „Sponsoren“ und „Links“. Unter „Hausrecherche“ finden Interessierte einen Rechercheleitfaden, für weitere Hilfestellungen wird die Einladung zu einem Projekttreffen ausgesprochen. Unter dem Punkt „Literatur“ befinden sich Literaturhinweise, die bei Recherchen dienlich sein können. Unter „Sponsoren“ werden die FörderInnen und SubventionsgeberInnen aufgelistet, verlinkt und die Initiative bedankt sich für ihre Unterstützung. Unter „Links“ sind ähnliche Projekte (z. B. „Steine der Erinnerung“) und der Recherche dienliche Websites zusammengefasst. Unter dem Menüpunkt „Infomaterial“ finden sich Informationsblätter über das Projekt und diverse Broschüren und Handzettel von Veranstaltungen, unter „Presseberichte“ ist eine Auswahl der Medienberichterstattung festgehalten, zudem sind Presstexte und Bilder (von der Gedenktafel) abrufbar. Dort

⁶²³ Vgl. ebd., S. 14.

⁶²⁴ <http://www.servitengasse1938.at/> (abgerufen am 23. Februar 2010).

befindet sich auch ein passwortgeschützter interner Bereich, der die Adressliste der Projektgruppe enthält. Unter „english summary“ ist eine Kurzinformation des Projekts auf Englisch zu finden.

Filmprojekt

Über eine Kooperation mit der Wiener Filmakademie wurde ermöglicht, dass Studierende die Arbeit des Projekts verfolgten. 2006 wurde schließlich eine Dokumentation über die Erinnerungsarbeit der Initiative und die ehemaligen BewohnerInnen mit dem Titel „Unter dem Alsergrund. Servitengasse 1938“ (Tobias Dörr / Henri Steinmetz, Ö 2006, Dauer: 61 min) fertiggestellt. „Dieser Titel betont den quasi archäologischen Aspekt unseres Projekts, das Verborgene, das Unter-den-Teppich-Gekehrte, das (absichtlich) Vergessene an das Tageslicht holen zu wollen.“⁶²⁵ Der Film wurde im September 2008 auf dem Kirchplatz vor der Servitenkirche in Form eines „Open Air“-Kinos gezeigt und auf in- und ausländischen Filmfestivals präsentiert.⁶²⁶ (z. B. auf der Jüdischen Kulturwoche in Paris).⁶²⁷

Publikation

Im Dezember 2007⁶²⁸ wurden die Forschungsergebnisse der WissenschaftlerInnen in einer Publikation mit dem Titel: „1938 Adresse: Servitengasse. Eine Nachbarschaft auf Spurensuche“ veröffentlicht. Auf dem Umschlag der Publikation sind Ausschnitte des Gedenksymbols („Schlüssel gegen das Vergessen“) abgebildet, im Hintergrund der Montage liegt eine Abbildung eines alten Stadtplans mit dem Ausschnitt der Servitengasse.

Neben den wissenschaftlichen Beiträgen finden sich auch Artikel von Gruppenmitgliedern, die die individuellen Zugänge zum Projekt aufzeigen. Die Lebensschicksale der ehemaligen BewohnerInnen, Interviews, Fotos und Briefe von Überlebenden oder ihrer Nachkommen dienen als Ergänzung zu den dokumentarischen Quellen.⁶²⁹ Die Initiative sieht in ihrer Publikation mehr als die bloße Dokumentation der Einzelschicksale, sie will damit auch einen Gedenk-Anstoß liefern: „Es ist auch eine Anregung, selbst danach zu fragen, wer im eigenen Haus, in der

⁶²⁵ Sauer / Landesmann / Kintaert, 2009, S. 155.

⁶²⁶ Vgl. ebd.

⁶²⁷ Vgl. <http://www.servitengasse1938.at/page17/page17.html> (abgerufen am 23. Februar 2010).

⁶²⁸ Vgl. Kintaert, Barbara: Wie alles anfang! In: Jöhler / Fritzsche, 2007, S. 151 - 157, S. 154.

⁶²⁹ Vgl. <http://www.servitengasse1938.at/page17/page17.html> (abgerufen am 23. Februar 2010).

eigenen Gasse gewohnt hat und was mit diesen Menschen vor beinahe 70 Jahren passiert ist.“⁶³⁰

Erinnerungszeichen „Schlüssel gegen das Vergessen“

„Mit dem Gedenksymbol ‚Schlüssel gegen das Vergessen‘ ist die Verortung der Erinnerung im engsten Sinn des Wortes der Erinnerung an die Bevölkerung einer Gasse gewidmet. Mit der geographischen Einbettung des Gedenksymbols an dem Ort, der die Geschichte der jüdischen BewohnerInnen der Servitengasse wieder ins Bewusstsein der Bevölkerung gebracht hat, ist ein ‚LIEU DE MEMOIRE‘ entstanden, der über die symbolische Bedeutung hinaus einen tiefen Einblick in die Vergangenheit gewährt.“⁶³¹

Einer der Höhepunkte der Erinnerungsarbeit für die Initiative war die Realisierung des Gedenksymbols an einem zentralen Platz in der Servitengasse, das den „vertriebenen jüdischen BewohnerInnen, InhaberInnen von Geschäften und HauseigentümerInnen und ihren Familien einen symbolischen Platz in ihrem ehemaligen Lebensumfeld wiedergibt.“⁶³² Von Beginn an verfolgte die Initiative das Ziel, ein permanentes Erinnerungszeichen zu setzen.⁶³³ „Die Suche nach einer geeigneten Darstellung dieser verborgenen und verdrängten Geschichte im öffentlichen Raum hat die Mitglieder der Projektgruppe dazu bewogen, einen Wettbewerb mit StudentInnen der Universität für angewandte Kunst zu veranstalten. Gerade die Einbeziehung der jüngeren Generation ist ein immanentes Anliegen der Gruppe.“ Für die Kooperation war die Gründung eines Vereins notwendig („Servitengasse 1938 – Verein zur Erforschung jüdischer Schicksale am Alsergrund“). Für die Vorbereitung des Wettbewerbs organisierten die Mitglieder des Vereins eine Begehung und einen Workshop, der die StudentInnen über die Geschichte der Servitengasse und ihrer BewohnerInnen und über die Anforderungen an das Erinnerungszeichen informierte.⁶³⁴

Wie an anderen Orten Österreichs gab es auch im Alsergrund lange Zeit keine Erinnerungszeichen.⁶³⁵ Dieser „Kultur des Vergessens und Verdrängens“ wollten die Projektmitglieder ein Zeichen entgegensetzen, „um den jüdischen Vertriebenen und Ermordeten ihre Namen und ihren Platz in der Servitengasse zurückzuerstatten.“⁶³⁶ Erste Ideen orientierten sich zunächst an bereits ausgeführten Erinnerungszeichen, beispielsweise den Stolpersteinen von „Steine der Erinnerung“ wie im zweiten Wiener

⁶³⁰ <http://www.servitengasse1938.at/page17/page17.html> (abgerufen am 23. Februar 2010).

⁶³¹ Stern, 2009, S. 13.

⁶³² Jöhler / Fritzsche, 2007, S. 16.

⁶³³ Vgl. Sauer / Landesmann / Kintaert, 2009, S. 155.

⁶³⁴ Vgl. Stern, 2009, S. 15.

⁶³⁵ Vgl. Sauer / Landesmann / Kintaert, 2009, S. 156.

⁶³⁶ Ebd.

Gemeindebezirk, oder einer Litfasssäule mit Informationen zu den Opfern, die gleichzeitig als Denkmal wie auch als kleine „Ausstellung“ fungiert, nach einem Vorbild eines Gedenkprojekts in der Rosenstraße in Berlin. Schließlich kamen die Verantwortlichen überein, etwas Eigenes zu schaffen. Erneut sollten junge Menschen einen kreativen Beitrag leisten. In Zusammenarbeit mit der Universität für angewandte Kunst Wien schrieb die Initiative einen Wettbewerb aus, der Sieger-Entwurf „Schlüssel gegen das Vergessen“ wurde schließlich umgesetzt.⁶³⁷ Die Initiative sah sich in der Realisierung auch mit bürokratischen und technischen Hürden konfrontiert, wobei die „Agenda 21“ unterstützend eingriff.⁶³⁸

Das Erinnerungszeichen wurde schließlich am 8. April 2008 im Rahmen einer Enthüllungsfeier mit etwa 500 Anwesenden und musikalischer Umrahmung eingeweiht. Mithilfe des „Jewish Welcome Service“ konnte die Initiative vier ehemalige BewohnerInnen nach Wien einladen, die dann das Erinnerungszeichen feierlich enthüllten.⁶³⁹ Es ist eine Glasvitrine, die 462 alte Schlüssel beinhaltet – jeder Schlüssel trägt den Namen eines Opfers – die im Boden eingelassen ist. Rundherum ist eine Inschrift eingelassen, die besagt, wem das Denkmal gewidmet ist: „Im Gedenken an die als Juden und Jüdinnen Vertriebenen und Ermordeten, die in der Servitengasse wohnten, Geschäfte führten oder Häuser besaßen.“⁶⁴⁰ Die Schlüssel sollen auf das jüdische Leben und die blühende Kultur der Wiener Jüdinnen und Juden vor 1938 verweisen:

„Die 462 Schlüssel sind ein Sinnbild für das, was den jüdischen Bewohnern und Bewohnerinnen genommen wurde, als sie ihrer Wohnungen und Geschäfte beraubt wurden. Sie erinnern an Vertreibung, Deportation und Ermordung. Mit diesem Gedenksymbol gibt unser Projekt den vertriebenen und ermordeten Nachbarn gleichsam ihre Wohnungsschlüssel wieder zurück. Die 462 Schlüssel liegen unter dem Bodenniveau der Servitengasse und werden erst durch die Glasvitrine als ‚Zeitfenster‘ sichtbar.“⁶⁴¹

Die Schlüssel sind alte, gebrauchte Schlüssel, die nicht neu gekauft wurden, sondern von Menschen, die heute im Servitenviertel wohnen, bereitgestellt wurden. Die Versenkung soll eine Metapher für die Erinnerungsarbeit darstellen, die ebenfalls „unter den Boden Gekehrtes“ ausmacht.⁶⁴² „Die Schlüssel symbolisieren, dass hier Menschen gelebt, gearbeitet und gewohnt haben, aus dieser Gasse vertrieben wurden und vergessen waren. Sie symbolisieren aber auch das Wiederfinden und das

⁶³⁷ Vgl. ebd.

⁶³⁸ Vgl. ebd., S. 157.

⁶³⁹ Vgl. ebd.

⁶⁴⁰ Ebd.

⁶⁴¹ Ebd.

⁶⁴² Vgl. ebd.

Erinnern an ihre Namen.“⁶⁴³ Die anwesenden Überlebenden äußerten sich durchwegs positiv zu diesem Erinnerungszeichen. Mit seiner Errichtung scheint das Projekt an seinem Höhepunkt angelangt zu sein. Doch die Initiative hat noch nicht damit abgeschlossen: „Neue Ideen sind entstanden: So ist die Geschichte des Judentums im Alsergrund nicht gut erforscht – es bleibt also noch viel zu tun.“⁶⁴⁴

3.2.2.3. „Verlorene Nachbarschaft“

„Um im Kopf zu verstehen, was im Großen geschah, muß man die kleinen Dinge betrachten, nur sie sprechen zum Herzen.“⁶⁴⁵

Entstehungsgeschichte

Als Vorgeschichte für das Projekt ist die Umgestaltung der Neudeggergasse im achten Wiener Gemeindebezirk (Josefstadt) im Jahr 1994 zu sehen, im Zuge derer von BewohnerInnen aus privater Initiative ein Straßenfest ins Leben gerufen wurde.⁶⁴⁶ Zwei Jahre später wurde der Verein „Betrifft: Neudeggergasse“ gegründet, „als überparteiliche und überkonfessionelle Kommunikationsplattform für sozial- und kulturpolitische Anliegen in unserem Grätzl.“⁶⁴⁷ Bereits zu diesem Zeitpunkt war die Erinnerung an die ehemalige Synagoge in der Gasse ein Thema.⁶⁴⁸ Die zugrundeliegende Intention der Initiative war es, einerseits die „Fragen, Irritationen, Missverständnisse und ‚blinden Flecken‘“ in Wien und in Österreich aufzuspüren. Andererseits ging es darum, das gegenwärtige Wien in all seinen Ausprägungen darzustellen, jüdisches Leben nach 1945 aufzuspüren, aber auch den Umgang mit der Geschichte zu beleuchten.⁶⁴⁹ Die ProjektinitiatorInnen bemühten sich darum, Eindrücke von jüdischen und nichtjüdischen Menschen einzufangen.⁶⁵⁰

„Wie seid ihr darauf gekommen, so ein Projekt zu machen?’ Dies war eine oftmals gestellte Frage. Interessanterweise fragt nie jemand: warum? Vielleicht war es ‚nur‘ ein Zufall, der NachbarInnen und FreundInnen eine Tuschezeichnung der Synagoge in die Hände spielte und daß daraufhin eine Idee geboren wurde. Vielleicht war es das unbewußte Bedürfnis, ein dunkles Kapitel zu erhellen, einerseits in familien- und andererseits in nationalgeschichtlicher Hinsicht. [...] Immer stärker spürten wir, daß und

⁶⁴³ Stern, 2009, S. 14.

⁶⁴⁴ Sauer / Landesmann / Kintaert, 2009, S. 157f.

⁶⁴⁵ Kratz / Schön / Gaisbauer / Litsauer, 1999, S. 11.

⁶⁴⁶ Vgl. <http://www.verlorene-nachbarschaft.at/Deutsch/BuenosAiresProjektVerein.asp> (abgerufen am 3. Februar 2010).

⁶⁴⁷ Ebd.

⁶⁴⁸ Vgl. ebd.

⁶⁴⁹ Vgl. ebd.

⁶⁵⁰ Vgl. ebd.

*wie auch unser jetziges Leben damit zu tun haben muß. Und daß noch immer Verleugnen und Weg-Schweigen das Erinnern verstellen.*⁶⁵¹

Zwei große Erinnerungsprojekte wurden im Abstand von zehn Jahren realisiert: 1998 die Rekonstruktion der Synagogenfassade in der Neudeggergasse die von einer Veranstaltungsreihe begleitet wurde und 2008 der Transfer der Synagogenfassade und des Rahmenprogramms nach Argentinien.

„Verlorene Nachbarschaft“, Wien 1998

Erinnerungszeichen: die Rekonstruktion der Synagogenfassade

Eine schlichte Zeichnung gab den Anstoß für das Projekt. Eine Zeichnung, die die Synagoge in der Neudeggergasse 12 als Motiv hatte, die zwischen den 1903 bis 1938 dort stand. Einige befreundete NachbarInnen trafen sich im August 1996: „Das Bild der Synagoge hatte sich in unseren Köpfen verankert. Sie war ein imposantes Zentrum der kleinen Gasse. Neugierde entsteht. Wie war das Leben damals in diesem Mikrokosmos? Wir wollten eine Ahnung davon wiederherstellen.“⁶⁵² An die Synagoge erinnert heute nur mehr eine kleine Tafel am Gemeindebau, der in den fünfziger Jahren errichtet wurde und an der Stelle steht, an der die Synagoge ihren Platz hatte, bis sie von den Nationalsozialisten zerstört wurde. „Die Synagoge war ein über die Maßen imposanter Bau, doppelt so groß wie die größeren Häuser dieser kleinen, beschaulichen Gasse. [...] In der Pogromnacht im November 1938 wurde die Inneneinrichtung der Synagoge zerstört, die Türen wurden vernagelt. 1940 wurde sie dem Erdboden gleichgemacht.“⁶⁵³

Rasch kristallisierte sich die Idee der Rekonstruktion der Synagogenfassade heraus. Sie sollte für eine kurze Zeit lang wieder ihren Platz in der Neudeggergasse einnehmen, vor dem Gemeindebau. In dieser Synagogen-Rekonstruktion sah die Initiative „ein Zeichen der Erinnerung an die verlorene Nachbarschaft.“⁶⁵⁴ Damit nahm das Projekt seinen Anfang: Eine Projektgruppe wurde ins Leben gerufen. Für die meisten TeilnehmerInnen war eine solche Arbeit zunächst neu. Zuerst musste darüber diskutiert und entschieden werden, wie die Suche nach den ehemaligen jüdischen

⁶⁵¹ Schön, Karin: Eine Chance für uns. Versuch eines Resümees. In: Kratz, Käthe / Schön, Karin / Gaisbauer, Hubert / Litsauer, Hans (Hg.): Verlorene Nachbarschaft. Die Wiener Synagoge in der Neudeggergasse. Ein Mikrokosmos und seine Geschichte, Wien, 1999, S. 265 - 294, S. 265.

⁶⁵² Kratz / Schön / Gaisbauer / Litsauer, 1999, S. 153.

⁶⁵³ Projekt-Präsentationsmappe: Verlorene Nachbarschaft Buenos Aires – Wien 2008 / Vecinos Perdidos Buenos Aires – Viena 2008 S. 8, abrufbar unter <http://www.verlorene-nachbarschaft.at/Deutsch/BuenosAiresPresseInfo.asp>, Projekt-Präsentationsmappe_deutsch (pdf) (abgerufen am 11. Februar 2010).

⁶⁵⁴ Ebd.

NachbarInnen ablaufen könnte, wie und in welcher Form die Anrainer mit einbezogen werden könnten und wie ein künstlerisches und wissenschaftliches Rahmenprogramm aussehen könnte.⁶⁵⁵ Ziel der InitiatorInnen war es, sich sechzig Jahre nach dem Novemberpogrom der Verantwortung zu stellen und sich damit auseinander zu setzen, dass das „was da war an ganz normaler Nachbarschaft, an ganz normalem Leben“ einfach ausgelöscht wurde.⁶⁵⁶ Um der Initiative auch nach außen hin ein gewisses „moralisches Gewicht zu verleihen“⁶⁵⁷, wurde ein Ehrenkomitee mit VertreterInnen aus der Wissenschaft, den Kirchen und der Gesellschaft ernannt: darunter Erhard Busek, Paul Chaim Eisenberg, Paul Grosz, Ruth Klüger, Gertraud Knoll, Franz König, Erika Weinzierl und Helmut Zilk.⁶⁵⁸

Zu Beginn des Jahres 1997 begann „die Suche nach den EmigrantInnen aus dem Einzugsbereich der Synagoge in der Neudegggasse.“ Die Initiative schrieb Briefe an Botschaften, jüdische Institutionen und Zeitungen.⁶⁵⁹ Schließlich besuchten die Mitglieder im Frühling 1998 ehemalige jüdische BewohnerInnen des siebten und achten Gemeindebezirks an ihren heutigen Wohnorten in Argentinien, Israel, USA und Wien. Das Ergebnis sind 28 lebensgeschichtliche Interviews, die auf Video aufgezeichnet wurden⁶⁶⁰, insgesamt neunzig Stunden Videomaterial.⁶⁶¹

„Entstanden sind Geschichten der Erinnerung an Menschen, die vernichtet wurden. Sie leben weiter im Gedächtnis jener, die selbst entkommen konnten, aber als BürgerInnen unseres Landes kaum mehr existieren. Diese einstigen NachbarInnen haben uns ihre Geschichte erzählt, die in der Zweiten Republik jahrelang aus dem Bewusstsein gedrängt war, weil die Menschen die sie erlebt und erlitten haben, als Teil der österreichischen Gesellschaft letztlich unerwünscht waren.“⁶⁶²

Im Juni 1997 präsentierte die Initiative ihr Vorhaben den BewohnerInnen des Gemeindebaus, doch ihr Anliegen stieß auf Widerstand. Im darauf folgenden Herbst erklärten sie ihre Ablehnung in einer Unterschriftenliste an die Stadt Wien. Anschließend wurde versucht, auf verschiedenen Ebenen Überzeugungsarbeit zu leisten.⁶⁶³ Eine MieterInnenversammlung mit dem Bürgermeister und dem Stadtrat wurde einberufen, zudem gelangte das Thema in den Kulturausschuss der Gemeinde. Zur Versammlung kam nur eine Mieterin. Aus der Not heraus wurde die Idee geboren,

⁶⁵⁵ Vgl. Kratz / Schön / Gaisbauer / Litsauer, 1999, S. 153.

⁶⁵⁶ Gaisbauer, Hubert: Vorwort. In: Kratz / Schön / Gaisbauer / Litsauer, 1999, S. 9 - 10, S. 9.

⁶⁵⁷ Kratz / Schön / Gaisbauer / Litsauer, 1999, S. 153.

⁶⁵⁸ Vgl. Projekt-Präsentationsmappe „Verlorene Nachbarschaft“, S. 9.

⁶⁵⁹ Vgl. Kratz / Schön / Gaisbauer / Litsauer, 1999, S. 13.

⁶⁶⁰ Vgl. Kratz, Käthe: Eindrücke, Erfahrungen und Hoffnungen bei der Arbeit an den Erinnerungsgeschichten.

In: Kratz / Schön / Gaisbauer / Litsauer, 1999, S. 31 - 34, S. 31.

⁶⁶¹ Vgl. Kratz / Schön / Gaisbauer / Litsauer, 1999, S. 160.

⁶⁶² Kratz, 1999, S. 31.

⁶⁶³ Vgl. Kratz / Schön / Gaisbauer / Litsauer, 1999, S. 154.

die Fassade zweigeteilt vor den angrenzenden Nachbargebäuden aufzustellen.⁶⁶⁴ Im Dezember 1997 wurde das Projekt in einer Pressekonferenz erstmals einer größeren Öffentlichkeit vorgestellt. In der darauffolgenden Berichterstattung drängte sich der Konflikt zunehmend vor das eigentliche Anliegen.⁶⁶⁵ Währenddessen betrieb ein Teil der Projektmitglieder Finanzverhandlungen mit der Gemeinde Wien und mit verschiedenen Ministerien, FörderInnen wurden auch auf privater Ebene gesucht. Eine befreundete Werbeagentur war beim Sponsoring behilflich und schaltete Inserate in Wiener Tageszeitungen mit einem Spendenaufruf, und gestaltete einen Informationsfolder, der sich an Privatpersonen und Unternehmen richtete.⁶⁶⁶ Letztere Bemühungen blieben jedoch erfolglos. Im September 1998 wurde die Arbeit auch von einer Öffentlichkeitsarbeiterin unterstützt, was erste Erfolge brachte, allerdings war das „Lieblingsthema der Medien [...] nach wie vor der Gemeindebaukonflikt.“⁶⁶⁷ In einem weiteren Anlauf wurde nochmals versucht, „die GassenbewohnerInnen zu informieren und ihre Bedenken zu hören. Es kommen dieselben Leute wie immer: die, die ohnehin informiert und dafür sind.“⁶⁶⁸

Schließlich konnte die Synagogenfassade nach einer zweijährigen Vorbereitungszeit doch noch realisiert werden.⁶⁶⁹ Die Initiative filmte die Reaktionen von PassantInnen beim Beginn des Gerüstbaus. Sie wurden mit den unterschiedlichsten Antworten konfrontiert: „Mich interessiert Geschichte nicht. Mir wurde auch nicht geholfen. Ich finde das wichtig. Es ist gut, sich an damals zu erinnern. Mich hat niemand informiert. Was das alles kostet! ...“⁶⁷⁰

Für sechs Wochen stand die Synagoge symbolisch wieder an dem Ort, an dem sie sechzig Jahre vorher gestanden hatte. Für die VeranstalterInnen wurde die Gasse damit wieder für kurze Zeit zu einem „Ort der Liturgie, der Besinnung, der Begegnung.“⁶⁷¹ Begleitend erschien eine Broschüre und eine Publikation, das Veranstaltungs- und Kulturprogramm war neben der Rekonstruktion der Synagogenfassade jedoch der Dreh- und Angelpunkt des Projekts.

⁶⁶⁴ Vgl. ebd., S. 157.

⁶⁶⁵ Vgl. ebd., S. 158.

⁶⁶⁶ Vgl. ebd., S. 158f.

⁶⁶⁷ Kratz / Schön / Gaisbauer / Litsauer, 1999, S. 160.

⁶⁶⁸ Ebd.

⁶⁶⁹ Vgl. Gaisbauer, 1999, S. 9.

⁶⁷⁰ Kratz / Schön / Gaisbauer / Litsauer, 1999, S. 160.

⁶⁷¹ Projekt-Präsentationsmappe „Verlorene Nachbarschaft“, S. 9.

Veranstaltungs- und Kulturprogramm

Die Veranstaltungsreihe war der Versuch, in einem befristeten Zeitraum wieder zum Leben zu erwecken, was die Nationalsozialisten auszulöschen versuchten: „jüdisches Leben in vertrauter und alltäglicher Nachbarschaft in einem Wiener Bezirk.“⁶⁷² In einem Veranstaltungszelt in der Neudeggergasse, direkt vor dem Synagogennachbau, fanden Veranstaltungen statt, die „Begegnungen zwischen eingeladenen Gästen aus dem In- und Ausland – Juden und Jüdinnen, die von hier fliehen mussten – und Menschen, die heute hier leben“⁶⁷³ ermöglichen sollten. Für dieses Vorhaben wurden Konzerte, Lesungen, Filmvorführungen, Vorträge und Diskussionen veranstaltet.⁶⁷⁴ So hielt beispielsweise der Historiker Robert Streibl einen Vortrag über „Strategien der Zerstörung in der Pogromnacht“, Pierre Genée sprach über „Jüdische Tempel in Wien“, Elfriede Faber, Leiterin des Josefstädter Bezirksmuseums hielt einen Vortrag über „Die BewohnerInnen des 7. und 8. Bezirk vor 1938“. Ein Abend war einer Hommage an Fritz Löhner-Beda gewidmet („Musikalischer Abend mit Gerhard Bronner, Steffi Paschke, Helmut Peschina“), an einem anderen Abend hielt Hugo Bettauer eine Lesung.⁶⁷⁵ So genannte „Gästeabende“ stellten für die InitiatorInnen das Herzstück der Veranstaltungen dar.⁶⁷⁶ An mehreren Abenden erzählten die anwesenden ZeitzeugInnen „Geschichten rund um die Synagoge“⁶⁷⁷ oder über ihre Erfahrungen zu „Flucht und Emigration“.⁶⁷⁸

Im Rahmen einer Veranstaltung lagen an einem Abend 1.000 Karten zum Mitnehmen auf, versehen mit den Namen der ehemaligen NachbarInnen, „gemäß eines jüdischen Brauches, daß Tote nur tot sind, wenn sie vergessen sind [...] damit ein ehemaliger Nachbar vor dem Vergessen bewahrt wird.“⁶⁷⁹ In einer Gedenkveranstaltung am 9. November wurde im Gedenken an die Novemberpogromnacht die sonst hell erleuchtete Synagoge verdunkelt.⁶⁸⁰

Einige Veranstaltungen wurden von Schulklassen aus Schulen in der Umgebung frequentiert, „vor allem die Video-Nachmittage“ waren zahlreich besucht. Im Unterricht wurde der Gegenstand weiter behandelt und Arbeiten zum Thema „Gewalt“ oder „Was ich vermissen würde, müsste ich Österreich verlassen“ oder zu Begegnungen mit

⁶⁷² Gaisbauer, 1999, S. 9.

⁶⁷³ Projekt-Präsentationsmappe „Verlorene Nachbarschaft“, S. 9.

⁶⁷⁴ Vgl. ebd., S. 9.

⁶⁷⁵ Vgl. Schön, 1999, S. 281.

⁶⁷⁶ Projekt-Präsentationsmappe „Verlorene Nachbarschaft“, S. 9.

⁶⁷⁷ Vgl. Schön, 1999, S. 283.

⁶⁷⁸ Vgl. ebd., S. 287.

⁶⁷⁹ Ebd., S. 281.

⁶⁸⁰ Vgl. Projekt-Präsentationsmappe „Verlorene Nachbarschaft“, S. 9.

ZeitzeugInnen, die die Klassen besuchten, verfasst.⁶⁸¹ ZeitzeugInnen wurden auch gezielt zu Projekten eingeladen. Nach einer solchen Begegnung wurde beispielsweise von einer Klasse eine 80-seitige Zeitung verfasst, andere SchülerInnen arrangierten einen Radiobeitrag für *Radio Orange* 94.0.⁶⁸²

Die Initiative dokumentierte auch die ZeitzeugInnenreaktionen, nachdem sie in Wien waren. Darin fiel auch auf, dass viele der ehemaligen Nachbarn davon überrascht waren, dass es heute ÖsterreicherInnen gibt, die wissen wollen, „wie es damals war“. Für viele war auch der „symbolische Wiederaufbau der Synagoge“ ein Erlebnis.⁶⁸³

„Erst nach unserer Ankunft hier, nach den Besuchen bei den Veranstaltungen im Zelt, nach Gesprächen erfassten wir die Größe, Bedeutung und den menschlichen und moralischen Hintergrund. Bauwerke, Filme und Bücher sind Menschenwerk, und ohne die Menschen, die hinter ihnen stehen, bleiben sie inhaltslose Fassaden. Hier haben Wiener Bürger, nur bewegt von dem Willen eine grausam abgebrochene und verlorene Nachbarschaft und Freundschaft wieder herzustellen, ein Werk geschaffen, daß uns zutiefst bewegt hat.“⁶⁸⁴

Publikation

„Die ersten Schritte, die zu dem Projekt VERLORENE NACHBARSCHAFT führten, wurden unfreiwillig getan, vor mehr als sechzig Jahren. Es waren die Schritte von Menschen, zumeist von Kindern, die ihre Heimatstadt Wien verlassen mussten, weil sie Juden waren. [...] Wie schwer diese Schritte des Abschieds gefallen sind, erzählen einige wenige dieser ehemaligen Nachbarn sechzig Jahre später, stellvertretend für die vielen, die nicht mehr erzählen können oder wollen.“⁶⁸⁵

Der Umschlag der Publikation mit dem Titel „Verlorene Nachbarschaft. Die Wiener Synagoge in der Neudeggergasse. Ein Mikrokosmos und seine Geschichte“ ist mit einer alten Fotografie gestaltet, auf der ein kleines Mädchen mit einer Frau zu sehen ist, die beide mit Gepäckstücken beladen sind und zweifelnd oder bange in eine Richtung sehen. Im Zusammenhang mit dem Inhalt wird klar, dass die beiden diese Reise nicht freiwillig beginnen. Das Buch beginnt mit „Abschiedserinnerungen“ was der Intention seiner VerfasserInnen nachkommt, die Geschehnisse der Vergangenheit in Erinnerung zu rufen und „so konkret wie möglich mit den ‚Orten‘ des einstigen Lebens zu verbinden, die zu verlassen [die Menschen] ‚damals‘ gezwungen waren, wenn sie

⁶⁸¹ Vgl. Schön, 1999, S. 290.

⁶⁸² Vgl. ebd., S. 292.

⁶⁸³ Vgl. Kratz / Schön / Gaisbauer / Litsauer, 1999, S. 295f; Anm.: aus dem Brief einer Emigrantin.

⁶⁸⁴ Ebd., S. 297; Anm.: Zwei ZeitzeugInnen über die Veranstaltung.

⁶⁸⁵ Kratz / Schön / Gaisbauer / Litsauer, 1999, S. 11.

überleben wollten.“⁶⁸⁶ Die Publikation sehen die VerfasserInnen als „Bestandsaufnahme“, die die Recherchearbeit der Initiative beschreibt.⁶⁸⁷ Sie soll Hintergründe liefern und zeigen, dass in den Bezirken Josefstadt und Neubau einst eine Vielzahl von Jüdinnen und Juden lebte, eine Tatsache, die heute bereits in Vergessenheit geraten zu sein scheint. Mit dem Buch soll versucht werden, diesen „Mikrokosmos jüdischen Lebens“ im Wien zwischen den Kriegen festzuhalten.⁶⁸⁸ Auch hier steht die Synagoge im Mittelpunkt. Damit wird dargestellt, dass mit ihrer Zerstörung auch das Leben um die Synagoge ausgelöscht wurde. Aus diesem Grund „ziehen sich durch das ganze Buch wie ein roter Faden des Lebens die Erinnerungen jener Menschen, die ‚damals‘ ihre Heimat verloren haben und heute über die ganze Welt verstreut leben, wenn sie noch leben.“⁶⁸⁹ Ebenso wie bei den Mitgliedern der Initiative, die unterschiedlichste Hintergründe aufweisen, sollen auch im Buch die vielfältigen stilistischen und inhaltlichen Annäherungen deutlich werden. Darin sind „Erinnerungen und Briefe der einstigen Nachbarn sowie persönliche Erfahrungen der InitiatorInnen und GestalterInnen des Projekts [...] mit wissenschaftlichen kultur- und zeitgeschichtlichen Analysen und der Dokumentation“⁶⁹⁰ nebeneinander vereint.

17 Biografien von Menschen, die in der Umgebung der Neudeggergasse gelebt hatten, werden in Auszügen vorgestellt. Im Kapitel „Orte des Erlebens“ werden verschiedene Orte nachgezeichnet und ihnen gesammelte Erinnerungen in Form von Zitaten zugeordnet: „In der Synagoge“, „Familienalltag zwischen Normalität und Terror“, „Schulgeschichten“, „Sport“, „auf der Straße“, „Oper“, „Theater“, „Kino“, „Museum“, „Im Hamerlingpark“, usf. Auf der Fußleiste der Seiten verläuft ein Band mit Namen der ehemaligen NachbarInnen in alphabetischer Abfolge. Dieser Versuch, die Namen hervorzuheben und den ehemaligen Nachbarn damit ihren Namen und die Erinnerung an sie wieder zu geben, war auch bei der Rekonstruktion der Fassade ein maßgeblicher Teil der Gestaltung, so verlief ein Transparent mit Namen über den Gemeindebau und verband beide Hälften der Synagogenfassade miteinander.⁶⁹¹ Ein Kapitel beschreibt protokollartig den Ablauf der Rekonstruktion der Synagogenfassade. Auch die unterschiedlichen Veranstaltungen werden chronologisch aufgelistet und beschrieben.

⁶⁸⁶ Ebd., S. 11.

⁶⁸⁷ Vgl. Gaisbauer, 1999, S. 9.

⁶⁸⁸ Vgl. <http://www.mandelbaum.at/books/764/6825> (abgerufen am 2. Februar 2010).

⁶⁸⁹ Gaisbauer, 1999, S. 10.

⁶⁹⁰ Gaisbauer, 1999, S. 10.

⁶⁹¹ Vgl. Gespräch „Verlorene Nachbarschaft“, vom 13. Jänner 2010.

Dokumentarfilm

In Anlehnung an das Projekt „Verlorene Nachbarschaft“ entstand ein Dokumentarfilm. Die österreichische Regisseurin Käthe Kratz, selbst Mitinitiatorin des Projekts, hielt in ihrem 91-minütigen Film „Abschied ein Leben lang“ (Ö, 1999) die Lebensschicksale von drei der Zeitzeuginnen, die im Rahmen des Projekts „Verlorene Nachbarschaft“ kontaktiert wurden, fest.⁶⁹² Sie befragte sie zu den damaligen Wohnverhältnissen, NachbarInnen, und wie sich die politische Situation zur Zeit des „Anschlusses“ sich auf ihr Leben auswirkte bis hin zu ihrer Flucht. Kratz besuchte Orte, die für die ZeitzeugInnen von Bedeutung waren, ging durch den Bezirk und stellte diese Bilder dem Aufbau der Synagogenfassade und der Veranstaltungsreihe in der Neudeggergasse gegenüber. „Vergangenheit und Gegenwart fließen ineinander, sodaß der Film den Verlust, den diese drei Personen erleiden mußten, auch als Verlust für die heutige Generation begreifen läßt.“⁶⁹³

„Verlorene Nachbarschaft“, Buenos Aires 2008

Unter dem Ehrenschutz von Christina Fernández de Kirchner, Staatspräsidentin von Argentinien und Heinz Fischer, dem Bundespräsidenten von Österreich wurde 2008, zehn Jahre später, das Nachfolgeprojekt von „Verlorene Nachbarschaft“ in der argentinischen Hauptstadt Buenos Aires realisiert.⁶⁹⁴ Dazu wurde die Synagogenfassade noch einmal aufgebaut, um auch außerhalb Österreichs an die Pogromnacht 1938 in Wien zu erinnern. „Es soll eine kulturelle Begegnung von Wien und Buenos Aires werden, eine Geste der Reflexion über die Vergangenheit und die Gegenwart beider Städte“⁶⁹⁵, heißt es in der Präsentationsmappe des Projekts und weiter:

*„Der Holocaust hat nicht nur das Leben von Jüdinnen und Juden, sondern von uns allen verändert. Er ist prägender Bestandteil unserer Geschichte und Gegenwart. Viele der Zeitzeugen sind leider schon verstorben. Diejenigen, die noch leben sind schon sehr alt und es bleibt nicht mehr viel Zeit, mit ihnen gemeinsam ein derartiges Projekt der Vergangenheitsbewältigung und Versöhnung zu gestalten. Diesen Menschen ist unser Projekt Verlorene Nachbarschaft Buenos Aires – Wien 2008 gewidmet.“*⁶⁹⁶

In Kooperation mit argentinischen Kulturinstitutionen, VertreterInnen der Stadt, jüdischen Vereinen, der österreichischen Botschaft, KünstlerInnen, ehemaligen

⁶⁹² Vgl. Projekt-Präsentationsmappe „Verlorene Nachbarschaft“, S. 9.

⁶⁹³ <http://www.filmladen.at/vkat/v6151ael.htm> (abgerufen am 3. Februar 2010).

⁶⁹⁴ Vgl. Projekt-Präsentationsmappe „Verlorene Nachbarschaft“, S. 4.

⁶⁹⁵ Ebd., S. 5.

⁶⁹⁶ Ebd.

jüdischen NachbarInnen, österreichischen Kulturschaffenden, sowie WissenschaftlerInnen wurde erneut eine zweiwöchige Gedenkveranstaltung ins Leben gerufen.⁶⁹⁷ Dabei wurden Fragen behandelt wie: „Wie entwickelte sich das jüdische Leben in Wien von 1945 bis heute?“ oder „Wie ging das Leben für die Wiener jüdischen Emigrant/innen in Buenos Aires weiter?“, oder „Was ist zu lernen, für Menschen in Wien und Buenos Aires?“⁶⁹⁸ Das Projekt war eines der wenigen, das im Gedenkjahr 2008 über die österreichischen Grenzen hinaus reichte. Argentinien wurde deshalb ausgewählt, weil die Rückwirkungen des „Anschlusses“ dort zweifach wirksam wurden: „Zum einen wurde Argentinien zum Fluchtpunkt vieler aus Österreich vertriebener Juden und Jüdinnen; zum anderen bot Argentinien nach Kriegsende zahlreichen nationalsozialistischen Tätern Unterschlupf, denen es auf diese Weise gelang, sich der strafrechtlichen Verfolgung zu entziehen.“⁶⁹⁹

Die Initiative wollte zehn Jahre nach dem ersten Projekt noch einmal mit den Menschen Kontakt aufnehmen, die Österreich verlassen mussten. Einige hatten Wien wieder besucht, andere kehrten zurück, doch es gab auch viele, die ihre alte Heimat nicht mehr sehen wollten. Sie schmerzte die Erinnerung an eine Stadt, die sie mit der Konfrontation mit Hass, Demütigung und Verfolgung verbanden. „Diesen Menschen galt es die Botschaft zu übermitteln, dass ihre Geschichte nicht vergessen ist, dass es Menschen gibt, die bereit sind, sich mit ihr auseinander zu setzen.“⁷⁰⁰ Damit sollte im Rahmen des zweiten Projekts nochmals Platz für die Fragen des österreichischen Umgangs mit seiner Vergangenheit geschaffen und vermittelt werden, dass nach all den Jahren der Verdrängung der Mitschuld es möglich ist, „dass im heutigen Wien sowohl das Gedenken als auch ein jüdisches Leben wieder angemessenen Raum haben.“⁷⁰¹

Die Konzeption des Projekts wurde in einer Projektmappe festgehalten und sah die wissenschaftliche Fundierung des Projekts in drei Dimensionen verankert: erstens war vorgesehen, längsverlaufende Aspekte miteinzubeziehen und an das Projekt aus dem Jahr 1998 anzubinden und damit Vergleichswerte über „die Debatten, Medienberichterstattung und Rezeption in Wien und dann in Buenos Aires“ zu erhalten. Das Thema 2008 umfasste die „Auseinandersetzung mit traumatischen Vergangenheiten“ das beide Länder auf unterschiedliche Weise betrifft, jedoch mit dem

⁶⁹⁷ Vgl. ebd., S. 6.

⁶⁹⁸ Ebd..

⁶⁹⁹ Anm.: Zitat Manoschek, Walter; <http://www.verlorene-nachbarschaft.at/Deutsch/BuenosAiresSpenden.asp> (abgerufen am 2. Februar 2010).

⁷⁰⁰ Kalmar, Roberto: Verlorene Nachbarschaft – Buenos Aires 2008. In: Bolbecher, Siglinde / Kaiser, Konstantin / Theodor Kramer Gesellschaft (Hg.): *Zwischenwelt. Zeitschrift für Kultur des Exils und des Widerstands*, 25. Jg., Nr. 3/4, Wien, 2008, S. 77.

⁷⁰¹ Ebd.

Fokus auf „die Vertreibung und Flucht jüdischer Österreicherinnen und Österreicher aus Wien 1938 und die Folgen des Novemberpogroms in Wien.“ Die noch lebenden ExilantInnen sollten in Interviews und Paneldiskussionen Möglichkeit haben, ihr Lebensschicksal zu erzählen, die narrativen Interviews sollten auch dokumentiert werden. Der Umgang mit den Vergangenheiten der beiden Länder sollte über folgende Fragen Aufschluss geben: „Was wird tabuisiert, wie wird aufgearbeitet, von wem, und wann, mit welchen Folgen?“⁷⁰²

Einer der wissenschaftlichen Mitarbeiter des Projekts hielt fest, dass gerade 70 Jahre nach dem „Anschluss“ und der Pogromnacht „eine bilaterale Gedenkveranstaltung zur Vertreibung und Ermordung der österreichischen Juden als gesamtkulturelles Projekt“ eine wichtige Zeichensetzung sei, die wahrscheinlich zum letzten Mal gemeinsam mit EmigrantInnen einen „nachhaltigen Beitrag zur konkreten politischen Bildung“ liefern kann.⁷⁰³ „Diesmal reisten nicht die Vertriebenen an, sondern Menschen, denen deren Schicksal auch nach 70 Jahren noch ein Anliegen war.“⁷⁰⁴ Neben dem (Wieder-)Aufbau der Synagogenfassade aus Wien fand erneut ein begleitendes Veranstaltungs- und kulturprogramm statt. Der Parque Thays, ein Park im Zentrum von Buenos Aires, wurde als Veranstaltungsort ausgewählt. Erneut wurde ein Festzelt zu einem „Zentrum der Kommunikation und Information.“ Die Synagoge wurde als weithin sichtbares Zeichen davor aufgestellt.⁷⁰⁵

Veranstaltungsreihe Buenos Aires

Im Zeitraum zwischen 29. Oktober und 9. November 2008 wurden im Veranstaltungszelt in der „zweiten Auflage“ des Projekts wieder Diskussions- und Informationsveranstaltungen abgehalten und Filme gezeigt. Zudem gab es einen Bereich, in dem Werke argentinischer KünstlerInnen und einen Bereich, in dem Bilder von Friedensreich Hundertwasser ausgestellt waren. Zudem wurde eine Art „Kaffeehaus“ eingerichtet.⁷⁰⁶

Die Themen der Veranstaltungen waren vielfältig. So moderierte der österreichische Schriftsteller Erich Hackl unter dem Motto „Verlorene Nachbarschaft in Österreich und Argentinien“ ein Gespräch, bei dem drei Generationen aus Wien stammender jüdischer Familien über folgende Fragen diskutierten: „Welche Chancen bietet das Fremde, bis

⁷⁰² Projekt-Präsentationsmappe „Verlorene Nachbarschaft“, S. 7.

⁷⁰³ Kalmar, 2008, S. 77.

⁷⁰⁴ Ebd.

⁷⁰⁵ Vgl. Projekt-Präsentationsmappe „Verlorene Nachbarschaft“, S. 6.

⁷⁰⁶ Vgl. Kalmar, 2008, S. 77.

es sich in etwas Eigenes verwandelt, und wie ändern sich die Gedanken an das Herkunftsland im Laufe der Zeit?“⁷⁰⁷ Eine andere Veranstaltung befasste sich mit dem Thema „Flucht, Emigration, Ankunft“ und wie Vertreibung und Exil die Lebensgeschichten der Menschen beeinflussten.⁷⁰⁸

Als Vertreterin einer österreichischen Institution sprach Hannah Lessing, die Generalsekretärin des „Österreichischen Nationalfonds“, über Restitution und stand an zwei Nachmittagen als Expertin zu Fragen zu dieser Problematik zur Verfügung.⁷⁰⁹ Das Thema „Zweite und Dritte Generation und deren Heimatbezug“ moderierte Doron Rabinovici, der ebenfalls drei Generationen jüdischer Familien in ein Gespräch über Heimat verwickelte.⁷¹⁰ „Der Umgang mit der Vergangenheit in Österreich“ war der Titel einer ExpertInnendiskussion an der Clemens Jabloner, Hannah Lessing und Friedrich Stadler zum österreichspezifischen Umgang mit der Vergangenheit und zur Waldheim-Debatte Stellung nahmen.⁷¹¹

Beinahe täglich gab es verschiedenste künstlerische Beiträge, so sang Maria Bill Lieder von Kreisler, Berg und Bronner, anderntags wurden Gedichte von Celan, Prosa von Torberg, Kalmar und anderen vorgetragen. Robert Schindel und Doron Rabinovici hielten zwei Lesungen.⁷¹² Die Filmvorführungen waren sehr beliebt. Darunter waren Filme wie „Die Fälscher“, „38“, „Wohin und zurück“, „Hasenjagd“, „Gebürtig“, „Der Engel mit der Posaune“.⁷¹³

Am 9. November fand die Abschlussveranstaltung statt, die sehr gut besucht war. Im Rahmen dieses Events konnte eine in Wien stattfindende Gedenkveranstaltung, ein „Filmbeitrag über die Gedenksteinsetzung in der Neudeggasse“, der wenige Stunden zuvor aufgezeichnet wurde, in Buenos Aires gezeigt werden.⁷¹⁴

⁷⁰⁷ Ebd.

⁷⁰⁸ Vgl. ebd.

⁷⁰⁹ Vgl. ebd.

⁷¹⁰ Vgl. ebd.

⁷¹¹ Vgl. ebd.

⁷¹² Vgl. ebd.

⁷¹³ Vgl. ebd.

⁷¹⁴ Vgl. ebd.

Vermittlungsarbeit

Schulen wurden eingeladen, die Veranstaltungen zu besuchen. In Kooperation mit den PädagogInnen wurden verschiedene „Bildungsaktivitäten für verschiedene Altersstufen in Argentinien entwickelt.“ Gemeinsam mit dem argentinischen Nationalen Universitären Kulturinstitut wurde ein Wettbewerb für Studierende und FilmemacherInnen für ein Kurzfilmfestival mit dem Motto „Verlorene Nachbarschaft“ ausgeschrieben.⁷¹⁵

Telecafé in Wien

Parallel zur Veranstaltung in Buenos Aires wurde in Wien ein Telecafé eingerichtet, das auf Basis moderner „TelePresence-Übertragung“ und über internationale Wissenschaftsnetz-Verbindungen ermöglichte, dass Buenos Aires mit Wien (ORF KulturCafe) verbunden wurde. Die Idee war, dass man sich an einem „gemeinsamen“ Tisch mit seinem Gegenüber in der anderen Stadt – je nach Wunsch: privat oder öffentlich – unterhalten konnte, als wäre man im selben Kaffeehaus.⁷¹⁶ Tatsächlich konnte jedoch keine optimale Verbindung bis ins Veranstaltungszelt erreicht werden, die Übertragung in Buenos Aires fand in einem nahegelegenen Bürogebäude statt. Die erwünschte Kaffeehaus Stimmung stellte sich dadurch nicht ein, zudem wurde die Einrichtung aufgrund der technischen Schwierigkeiten und der räumlichen Distanz weniger oft genutzt, als erhofft.⁷¹⁷

Website

Die ursprüngliche Website und die Inhalte von „Verlorene Nachbarschaft“ aus dem Jahr 1998 sind heute im Auftritt des Projekts von 2008 integriert. Unter <http://www.verlorene-nachbarschaft.at/> gelangt man auf die Startseite des Projekts „Buenos Aires : Wien : 2008“ und hat die Wahl zwischen der spanischen und der deutschsprachigen Version. Das Logo des Projekts ist der zentrale Aufhänger der Startseite: die abstrahierte geteilte Synagogenfassade, die Mitte durchbricht ein Streifen in den Farben des Lichtspektrums. Der Seitenaufbau der beiden Fassungen ist – mit einigen Unterschieden im Aufbau und in der Gestaltung –nahezu vergleichbar, allerdings scheint die argentinische Projektseite eher aktuellen Veranstaltungscharakter aufzuweisen, die deutschsprachige scheint die Inhalte vielmehr zu archivieren. So sind beispielsweise die Veranstaltungsankündigungen (unter „Muestra

⁷¹⁵ Vgl. Projekt-Präsentationsmappe „Verlorene Nachbarschaft“, S. 6.

⁷¹⁶ Ebd., S. 6.

⁷¹⁷ Gespräch „Verlorene Nachbarschaft“ vom 13. Jänner 2010.

de cine“) abrufbar oder die Anfahrt zum Park wird beschrieben. Die Fotodokumentation befindet sich auf der deutschsprachigen Seite und ist auf der argentinischen dorthin verlinkt. Dort sind Fotos von der Synagogenfassade oder von einzelnen Veranstaltungen, chronologisch geordnet, abrufbar sowie „Eindrücke aus dem Ausstellungszelt“ festgehalten. Die Navigation gliedert sich in die Punkte: „Projektbeschreibung“, „Fotodokumentation“, „Programm“, „Tele-Café“, „Standort“, „Aktuelles“, „Presse/Informationsmaterial“, „Team“, „Gästebuch“, „Spenden/Sponsoren“, „Kontakt“, „Wien 1998“, „Home“. Die Seite wirkt abseits der Fotodokumentation sehr textlastig.

Der Punkt „Projektbeschreibung“ legt die Projektziele und die Hintergründe des Projekts dar und erzählt, weshalb Buenos Aires als zweiter „Austragungsort“ des Erinnerungsprojekts ausgewählt wurde. Auf einer Seitenleiste wird der Ehreenschutz angeführt. Unter „Presse/Infomaterial“ sind Pressetexte, Stellungnahmen von Mitwirkenden, Projekt-Präsentationsmappen in deutsch und spanisch und ein Foto zum Herunterladen bereitgestellt. Es ist nur ein Presseartikel einsehbar. („Gedenkaktion gegen verzerrtes Österreich Bild“, *Kurier*) Unter „Aktuelles“ findet sich eine Zeittafel mit einzelnen Ereignissen. Unter „Team“ finden sich die Namen des Projektteams und des ExpertInnenteams, das künstlerische, technische und wissenschaftliche BeraterInnen vereint. Das „Gästebuch“ verzeichnet in der deutschen Version keine Einträge.

Publikation

Eine zweite Publikation, die das Projekt von 2008 dokumentieren soll, ist in Bearbeitung und wird im Laufe des Jahres 2010 erscheinen. Das Buch soll auf Wunsch des Verlages auf der Frankfurter Buchmesse vorgestellt werden, auf der Argentinien das Gastland ist. Das Buch soll in ähnlicher Form wie bereits die erste Veröffentlichung aus Beiträgen der Mitglieder der Initiative und aus Interviews bestehen.⁷¹⁸

⁷¹⁸ Vgl. Gespräch „Verlorene Nachbarschaft“, vom 13. Jänner 2010.

3.2.2.4. „Geschichtswerkstatt Silbertal“

Entstehungsgeschichte

Stein des Anstoßes für die Arbeit der Geschichtswerkstatt Silbertal war ein Artikel in der Tageszeitung *Vorarlberger Nachrichten* im Juni 2007 mit dem Titel „Der unbekannte Massenmörder“⁷¹⁹, der darauf hinwies, dass sich auf dem Kriegerdenkmal der Gemeinde unter den Namen der im Krieg gefallenen und vermissten Soldaten ein Mann befindet, der in der Euthanasie-Anstalt Hartheim in Oberösterreich und im Konzentrationslager Sobibor in Polen für die Ermordung tausender Menschen verantwortlich war: Josef Vallaster. Dies führte zu teils heftigen Kontroversen in der Vorarlberger Öffentlichkeit sowie in der Ortschaft Silbertal.⁷²⁰ Die erste Reaktion des Bürgermeisters war Abwehr, die er auch offen kundtat: Silbertal brauche keine Einmischung von draußen. Seine problematischen Aussagen wurden schließlich auch im Vorarlberger Landtag diskutiert. Im Laufe der Zeit wurde jedoch die Notwendigkeit erkannt, sich mit der Thematik auseinander zu setzen. Noch im Sommer gründete die Gemeinde eine Geschichtswerkstatt unter dem Leitsatz: „Nur wer seine eigene Vergangenheit kennt, kann befreit und unbelastet in die Zukunft blicken.“ Ihre Aufgabe war es, die NS-Vergangenheit des Dorfes aufzuarbeiten und zu thematisieren, die Aufarbeitung sollte offen, ohne Vorbehalte und Anklage geschehen. Seit Sommer 2007 wurden von der Geschichtswerkstatt zahlreiche Veranstaltungen organisiert, ZeitzeugInnenengespräche geführt, Exkursionen unternommen und in Zusammenarbeit mit HistorikerInnen Recherchearbeit betrieben.⁷²¹ Im Gegensatz zur erhitzt geführten medialen Debatte, sollte die Geschichtswerkstatt „Josef Vallaster in den historischen Kontext [...] stellen und den Blick über diesen Einzeltäter hinaus auf andere Akteure der Geschichte ebenso wie auf die Opfer der NS-Täter und auf die Strukturen der menschlichen Vergangenheit [...] lenken.“⁷²²

Die Gruppe – die Geschichtswerkstatt setzt sich aus dem Bürgermeister, dem Vizebürgermeister, einer Hausfrau, einer Lehrerin, einem Landwirt, einem Geschäftsführer einer großen Firma und einem Unternehmer zusammen – konstituierte sich offiziell nach einem Antrag im Gemeinderat und arbeitete über zwei Jahre hinweg die Vergangenheit des Ortes auf. Die leitende Frage galt der Problematik, wie es zu den Vorwürfen kommen konnte, d.h. es sollte umfassend

⁷¹⁹ Dünser, Seff: Der unbekannte Massenmörder. In: *Vorarlberger Nachrichten*, vom 14. Juni 2007, A8.

⁷²⁰ Vgl. Weber, Wolfgang: Von Silbertal nach Sobibor. Über Josef Vallaster und den Nationalsozialismus im Montafon, Feldkirch, 2008, S. 6.

⁷²¹ Vgl. Weber, 2008, S. 6.

⁷²² Ebd.

beforscht werden, was für ein Mann Josef Vallaster tatsächlich war und auch die Umstände miteinbezogen werden, in welchem Milieu solche Gesinnungen entstehen können, welche politische Geschichte das Dorf selbst erlebt hatte und wie nach dem Krieg mit der Erinnerung an die Ereignisse umgegangen wurde und warum über diese Geschichte so lange geschwiegen wurde. Insbesondere das *Davor* und *Danach* spielte eine große Rolle in der Aufarbeitung.⁷²³

Im Gegensatz zu einem urbanen, anonymen Umfeld fühlten sich die Menschen in Silbertal unmittelbar mit den Vorwürfen konfrontiert und sahen sich zunächst als Opfer der Medien. In einem Ort mit 900 EinwohnerInnen, in dem sich die Bevölkerung persönlich kennt, kommt der Erinnerungsarbeit eine gewisse „Brisanz“ zu. Die Mitglieder der Geschichtswerkstatt sahen sich auch immer wieder mit Schwierigkeiten konfrontiert:

„Es war dann zum Teil so, dass Mitglieder der Geschichtswerkstatt auch in ihren eigenen Familien zum Teil Probleme bekommen haben. Weil die Ehemänner oder die Eltern oder Verwandte auch zum Ausdruck gebracht haben: ‚Warum macht ihr das, gebt doch endlich einmal Ruhe!‘ ‚Das gibt nur Unfrieden!‘ und ‚Das gibt nur böses Blut‘ [...]. Also sie haben einen ziemlich massiven Druck, mehr oder weniger von Familie zu Familie bekommen.“⁷²⁴

Neben der ursprünglichen Problemstellung gehörten auch Themen wie die Zwangsarbeit im Montafon sowie die Frage, wie in einem kleinen Dorf mit dem Thema Euthanasie umgegangen wurde, zum Arbeitsbereich der Geschichtswerkstatt. Es war ein „breites Spektrum, das eigentlich weit über Josef Vallaster hinausgegangen ist.“ Zudem wurde versucht, neben den Tätern auch die Opferschicksale und den Umgang mit den Überlebenden und ihren Angehörigen einzubinden. Ein Überlebender von Sobibor wurde für ein paar Tage nach Silbertal eingeladen. „Uns war natürlich auch wichtig, hat es im eigenen Ort nicht nur Täter, sondern auch Opfer gegeben, wer hat sie zu Opfern gemacht, also nicht irgendwie so ein abstraktes Regime, sondern die hausgemachten Ressentiments und Einstellungen.“⁷²⁵

Von Anfang an wurden die Medien eingebunden, um auch über den Fortschritt der Aufarbeitung zu berichten. Die Mitglieder der Geschichtswerkstatt kommunizierten ihr Anliegen in Gesprächen im privaten Bereich, in der Familie oder bei Stammtischen. Sie führten narrative Gespräche mit „örtlichen Erinnerungsträgern“, die auch erfasst wurden. In der Recherchearbeit bemühte man sich um die ständige Einbeziehung der

⁷²³ Vgl. Gespräch „Geschichtswerkstatt Silbertal“, vom 21. Dezember 2009.

⁷²⁴ Ebd.; Anm.: Das Interview wurde in Alltagssprache geführt, d.h. in Vorarlberger Dialekt. Im Sinne der Verständlichkeit werden die zitierten Passagen in Hochdeutsch angeführt.

⁷²⁵ Vgl. ebd.

historischen Ebene, beispielsweise durch die Mithilfe von VertreterInnen des Vorarlberger Landesarchivs und des Montafoner Museums.

Exkursionen

Auf einer anderen Ebene ging es der Geschichtswerkstatt darum, zu fragen: Wo hat dieser Josef Vallaster „gewirkt“ und was hat er dort verbrochen? Zu diesem Zweck wurden zwei Exkursionen nach Hartheim und nach Sobibor organisiert. Mit dabei war der Sohn Josef Vallasters, der in Ostdeutschland aufgewachsen ist und seinen Vater nie kennengelernt hatte, aber Interesse daran bekundete, dessen Geschichte aufzuarbeiten. In Sobibor selbst wurde ein Gedenkakt gesetzt. Auf der Suche nach österreichischen Opfern – laut Recherchen kamen keine Silbertaler oder Vorarlberger in Sobibor um – stießen die Silbertaler auf Eugenie Goldstern aus Wien. Die jüdische Wissenschaftlerin setzte sich mit bäuerlichen Lebensformen im Hochgebirge auseinander, die mit dem Silbertal sehr ähnlich sind. Auf dem ehemaligen Lagerareal befindet sich heute eine Allee, die von Gedenksteinen flankiert ist, zu deren Setzung eine Patenschaft notwendig ist. So setzte die Montafoner Initiative den ersten österreichischen Stein. Insgesamt wurden dort bereits mehr als 250 Steine von internationalen Initiativen gesetzt. Für 2010 ist wieder eine Exkursion nach Sobibor geplant, dieses Mal sollen Jugendliche aus Silbertal und der Umgebung nach Sobibor fahren.⁷²⁶

Ausstellung: Eugenie Goldstern

Mit der Setzung des Gedenksteins in Sobibor hatte die Geschichtswerkstatt begonnen, sich mit dem Schicksal Goldsterns auseinander zu setzen, so wurde im Sommer 2008 eine kleine Ausstellung und eine begleitende Veranstaltung realisiert. Die Sammlung der Wissenschaftlerin befindet sich im Besitz des Völkerkundemuseums Wien, die Ausstellungsstücke, vor allem Kinderspielzeug, dokumentieren das Leben im hochalpinen Raum. Ziel war es, der Bevölkerung in Silbertal zu symbolisieren, dass mit diesem Akt nicht nur ein pflichtschuldiges „Soll“ erfüllt wurde, sondern durch die Ausstellung sollte der Gedenkstein auch „greifbar“ werden. Nach und nach meldeten sich entfernte Nachfahren Goldsterns aus Frankreich und Amerika, die zu einem mehrtägigen Besuch nach Silbertal eingeladen wurden und in dessen Rahmen ebenfalls wieder eine kleine Veranstaltung initiiert wurde.⁷²⁷

⁷²⁶ Vgl. ebd.

⁷²⁷ Vgl. ebd.

Vermittlungsarbeit

Die Geschichtswerkstatt versucht, gerade im Bezug auf die Jugend, in Zukunft auch überzeitliche Themen wie Zivilcourage anzusprechen. Ein Projekt dazu hat es schon gegeben. Über mehrere Tage hinweg setzte sich eine Gruppe jugendlicher SilbertalerInnen intensiv mit der Frage auseinander: „Was war Zivilcourage damals – mit welchen Konsequenzen?“, und „Was bedeutet sie heute?“ Zu diesem Zweck führten sie angeleitete ZeitzeugInnengespräche mit älteren BewohnerInnen des Dorfes. Die Ergebnisse dieser Gespräche wurden schließlich auf einer DVD festgehalten und präsentiert.⁷²⁸

Publikation

„Von einem Silbertal im Montafon zu vielen ‚Silbertälern‘ in Vorarlberg“⁷²⁹

Begleitend zur Erinnerungsarbeit der Geschichtswerkstatt verfasste ein Mitarbeiter des Landesarchivs eine Broschüre zur NS-Geschichte Silbertals, die mittlerweile zum zweiten Mal aufgelegt wurde. Der zugrunde liegende Wunsch war es, auf wissenschaftlicher Basis etwas Bleibendes für die Bevölkerung zu schaffen.⁷³⁰ In Einleitung und Resümee betont der Autor, dass in der Debatte um das Kriegerdenkmal versucht worden sei, Silbertal als Symbol für das Verdrängen der NS-Schuld der Bevölkerung zu instrumentalisieren. Mit der Veröffentlichung solle Vallaster nicht als „Einzelphänomen, sondern als Teil des Ganzen“ dargestellt werden.⁷³¹ In der Broschüre wird daher zuerst die ökonomische Lage von Silbertal in den dreißiger Jahren nachgezeichnet, die folgenden Kapitel behandeln die „Volksabstimmung“ vom 10. April 1938, die NSDAP-Ortsgruppe der Gemeinde in Kontext zu den Ereignissen und Entwicklungen in der Talschaft Montafon und dem Land Vorarlberg: „Denn das Einzelne kann nur als Teil des Ganzen verstanden werden.“ Das fünfte und sechste Kapitel setzen diesen Vergleich fort und erläutern die Geschichte der Hitler-Bewegung im Montafon von ihren Anfängen bis zum Verbot, Kapitel 7 bis 9 haben illegale NationalsozialistInnen zum Thema, und das zehnte Kapitel beschreibt Vallasters Lebenslauf.⁷³²

⁷²⁸ Vgl. ebd.

⁷²⁹ Weber, 2008, S. 63.

⁷³⁰ Gespräch „Geschichtswerkstatt Silbertal“, vom 21. Dezember 2009.

⁷³¹ Vgl. Weber, 2008, S. 6f und S. 66.

⁷³² Vgl. Weber, 2008, S. 6f.

Veranstaltungsreihe

Die Geschichtswerkstatt organisierte eine Reihe von Veranstaltungen, die von Vorträgen über Filmpräsentationen zu Diskussionsveranstaltungen und Podiumsdiskussionen reichten. Neben den beiden Exkursionen nach Hartheim und Sobibor gab es auch gemeinsame Fahrten zu einer Publikumsdiskussion im *ORF*-Landesstudio in Dornbirn, die der Geschichtswerkstatt Silbertal gewidmet war oder zu einer Filmpräsentation des Feldkircher Filmclub, der, angeregt durch die Geschichtswerkstatt, „Sobibor“ von Claude Lanzmann zeigte, oder zu einer Veranstaltung im Jüdischen Museum Hohenems, die auf der „Metaebene“ zwischen Vorarlberger HistorikerInnen fragte, ob eine Geschichtswerkstatt „modelltauglich“ sein könnte.⁷³³

Mit Einladungskarten wurde die Bevölkerung auf die öffentlichen Veranstaltungen im Silbertaler Vereinshaus aufmerksam gemacht. Die Abende stießen auf großes Interesse. Mit Hilfe einer fachkompetenten Ebene wurden beispielsweise auch psychologische Faktoren zum Thema Verdrängung besprochen.⁷³⁴ Der Vortrag einer Psychotherapeutin mit dem Titel „Stille Wahr-Nehmung. Gedanken zum Zweiten Weltkrieg und den Folgebelastungen“ fragt nach den Ursachen für Hassgefühle und danach, wie wir heute auf diese Vergangenheit schauen können.⁷³⁵ „Ein Dorf unterm Hakenkreuz. Nationalsozialismus, Euthanasie und Zwangsarbeit in Silbertal“ war eine Veranstaltung mit HistorikerInnen, die dörfliche Aspekte des Nationalsozialismus thematisieren sollte: „Wie müssen wir uns das Silbertaler Dorfleben im Nationalsozialismus vorstellen? In welchem Klima wurden Täterbiografien wie jene des Josef Vallaster möglich? Wie war die nationalsozialistische Gemeindeverwaltung organisiert? Welche Hoffnungen und Überzeugungen, welche Ängste und Widerstände entwickelten die Dorfbewohner mit dieser Zeit?“ Die Veranstaltung sollte neben Impulsreferaten und dem Podiumsgespräch auch in einer Publikumsdiskussion Raum für Fragen wie diese eröffnen und zur Beantwortung neben wissenschaftlichen Kenntnissen auch das „Erfahrungswissen älterer Dorfbewohner“ mit einbeziehen.⁷³⁶ Der Universitätsdozent Reinhard Haller referierte über „Das Böse im Menschen. Anfänge und Entwicklungen in Täterbiografien“, an einem anderen Abend erzählte ein Überlebender von Sobibor, der nach Silbertal eingeladen wurde über seine Erfahrungen im Lager, in dem zur selben Zeit Josef Vallaster stationiert war: „Das

⁷³³ Vgl. Gespräch „Geschichtswerkstatt Silbertal“, vom 21. Dezember 2009.

⁷³⁴ Vgl. ebd.

⁷³⁵ Vgl. Einladungskarte: Stille Wahr-Nehmung, Gedanken zum Zweiten Weltkrieg und den Folgebelastungen.

⁷³⁶ Vgl. Einladungskarte: Ein Dorf unterm Hakenkreuz. Nationalsozialismus, Euthanasie und Zwangsarbeit in Silbertal.

Vernichtungslager Sobibor, ein Häftling und Josef Vallaster. Überleben und Erinnern. Erzähl- und Diskussionsabend mit Jules Schelvis aus Amsterdam.“⁷³⁷

Die Einladungskarte „Nachdenken im November. Die Silbertaler Erinnerungskultur im Gespräch.“ weist auf drei Veranstaltungen der Geschichtswerkstatt hin. Am Sonntag, den 9. November 2008 nach der Sonntagsmesse eine Gedenkveranstaltung abgehalten, in der Silbertaler Jugendliche einen Film zeigten, in dem sie Gespräche mit älteren DorfbewohnerInnen aufgezeichnet hatten. Am 15. November 2008 fand die Veranstaltung „Erinnerungskultur im Wandel“ im ORF-Publikumsstudio statt, in der der Moderator der Geschichtswerkstatt über „Zeitgemäßes Erinnern am Beispiel Silbertal“ referierte, ein Vortrag über Denkmäler und Gedenkstätten Vorarlbergs in der Fotografie gehalten wurde, und einem anschließenden Podiumsgespräch „Erinnern an die Zukunft“ abschloß, die auch die Geschichtswerkstatt zum Thema hatte.⁷³⁸ Ebenfalls im November fand die Bilanzveranstaltung der Geschichtswerkstatt statt und bot Einblick in die Aktivitäten von eineinhalb Jahren Erinnerungsarbeit. Der Abend gestaltete sich aus dem Resümee einzelner Mitglieder, der Präsentation der Publikation „Von Silbertal nach Sobibor“, der Projektvorstellung der Silbertaler Jugendlichen zum Thema Zivilcourage und der Ankündigung über die Neugestaltung des Kriegerdenkmals.⁷³⁹ Eine Veranstaltung wurde in Kooperation mit dem Projekt „NS-Euthanasie im Bregenzerwald“⁷⁴⁰ veranstaltet.

Erinnerungszeichen: der Erinnerungsplatz

Von Anfang an ging es der Geschichtswerkstatt darum, eine Lösung für das Kriegerdenkmal zu finden, das in der bestehenden Form nicht mehr belassen werden konnte. In diesem Prozess wurden auch „ErinnerungsexpertInnen“ wie Heidemarie Uhl hinzugezogen, die sich wissenschaftlich mit Kriegerdenkmälern und Praxen des Erinnerns auseinander gesetzt haben. Die Meinungen über die Vorgehensweise gingen im Ort völlig auseinander und reichten von denjenigen, die das Denkmal so stehen lassen wollten, über diejenigen, die eine erläuternde Tafel montieren wollten, die Informationen darüber enthält, wer Vallaster war, bis zu denjenigen die den Namen eliminieren wollten. Schließlich kam die Geschichtswerkstatt zum Schluss, dass der

⁷³⁷ Vgl. Einladungskarte: Das Böse im Menschen. Anfänge und Entwicklungen von Täterbiografien; Einladungskarte: Überleben und Erinnern. Erzähl- und Diskussionsabend mit Jules Schelvis aus Amsterdam.

⁷³⁸ Vgl. Einladungskarte: Nachdenken im November. Die Silbertaler Erinnerungskultur im Gespräch.

⁷³⁹ Vgl. Einladungskarte: Einladung zur Bilanzpräsentation der Geschichtswerkstatt.

⁷⁴⁰ Anm: „NS-Euthanasie im Bregenzerwald“: Das Kulturforum Bregenzerwald in Vorarlberg initiierte in Kooperation mit dem Heimatmuseum in Egg und dem Vorarlberger Landesarchiv unter der Einbindung von Schulen eine Ausstellung (vom 10. Mai bis zum 30. Juni 2008) und eine Veranstaltungsreihe, die sich damit befasste, dass über 60 BregenzerwälderInnen Opfer der NS-Euthanasie wurden. Quelle: <http://www.erinnern.at/bundeslaender/vorarlberg/termine/ns-euthanasie-im-bregenzerwald/?searchterm=bregenzerwald> (abgerufen am 2. Februar 2010).

Stein ganz weg musste und stellte die Frage, warum nicht auch an die Menschen erinnert werden sollte, die damals Opfer der Nationalsozialisten geworden seien. Drei Menschen kamen in Silbertal als ZwangsarbeiterInnen ums Leben, eine Frau wurde Opfer der NS-Euthanasie, eine weitere Frau musste auf der Flucht ihr Leben lassen. Für Vallaster sollte ein entsprechender Hinweis mitbedacht werden. In Folge wurde offiziell ein Gestaltungsteam beauftragt, das aus einem Grafiker, einer Landschaftsgärtnerin und einer Künstlerin bestand. 2010 soll ihr Vorschlag umgesetzt werden. Zum Zeitpunkt des Interviews wurde noch um Förderungen angesucht. Die Diskussion dreht sich seitdem im Dorf weniger um den Namen Vallaster als um das Geld, das für das Erinnerungszeichen eingesetzt werden soll. Die Initiative bemühte sich darum, dass sich das Aussehen des Gedenkzeichens auch von der Ikonographie zu dem in der Nachkriegszeit entstandenen Heldendenkmal unterscheidet und sich eher „bodennah“ als pathetisch geben soll. Das Erinnerungszeichen wird ein kleiner Platz, auf dem sich Steinplatten befinden, die als Informationsträger fungieren. Der Platz ist umgeben von Anpflanzungen heimischer Heilpflanzen. Die Dorfbevölkerung soll diesen Garten auch mittragen, er soll nicht von der Gemeinde oder durch Gemeindeangestellte gepflegt werden, die Verantwortung obliegt den BewohnerInnen des Ortes. Ob sie sich dafür verantwortlich zeigen oder nicht – beides wird als Ausdruck ihres Umgangs mit der Erinnerung sichtbar. Ziel ist es, den Platz, der auch als Dorfplatz an zentraler Stelle vor der Kirche fungiert, am so genannten „Totensonntag“, dem Sonntag nach Allerheiligen, an dem traditionellerweise an den Kriegerdenkmälern den gefallenen Soldaten gedacht wird, in einem offiziellen Akt einzuweihen.

3.2.2.5. „Gedenkstätte Hadersdorf am Kamp“

„Weil ma's eben net weiß, was passiert ist. Weils nie gesagt wurde, was passiert ist und weil ma die Umstände net kennt. Die große Lüge von der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus ist – wenn ma jetzt ganz böse ist – dass immer vorgegaukelt wird: Wir wissen eh alles! Die Vergangenheit bleibt unbequem auch wenn die Lüge vom ersten Opfer des Faschismus weitestgehend ausgeräumt worden ist und auch wenn sich das offizielle Österreich in Ansätzen erinnert. Auf lokaler Ebene wird um die jüngste Geschichte immer noch ein großer Bogen geschlagen.“⁷⁴¹

Entstehungsgeschichte

Im niederösterreichischen Hadersdorf am Kamp wurden an einem der letzten Tage des Krieges, am 7. April 1945, 61 politische Häftlinge, die aus der Strafanstalt Stein entlassen worden waren, auf dem Weg nach Wien von Mitgliedern der SS an der Kirchenmauer von Hadersdorf hingerichtet.⁷⁴² Das Massaker war ein Teil der massenhaften Ermordung dieser Häftlinge, die in verschiedensten Orten in der Umgebung von Krems stattfanden. Diese Ereignisse sind auch bekannt unter dem Namen „Kremser Hasenjagd“. Seit mehreren Jahren bemüht sich der Verein „Gedenkstätte – Hadersdorf am Kamp“ gegen den Widerstand von Teilen der örtlichen Politik und der Bevölkerung um die Verankerung dieses Ereignisses im Gedächtnis der Gemeinde, darunter auch die Tochter und der Enkel eines der Ermordeten, mit dem Wunsch nach einem „öffentlichen Zeichen der Erinnerung“.⁷⁴³ Auf der Website der Gemeinde liest man unter der Rubrik Geschichte nichts über das Ereignis.⁷⁴⁴ Die Tochter suchte 1995, inspiriert von den offiziellen Gedenkfeierlichkeiten Österreichs, den Ort auf, um ihrem Vater zu gedenken und suchte vergeblich nach einer Tafel, die an die Ereignisse erinnert, bei der sie ihre Blumen ablegen hätte können. Sie formulierte einen Brief an den Bürgermeister der Gemeinde und bat um ein Zeichen der Erinnerung, doch auf ihr Ansuchen hin geschah nichts. Erst als 1997 die Tageszeitung *Die Presse* über die „gescheiterten Bemühungen um einen Gedenkstein“⁷⁴⁵ berichtete, wurde ohne großes Aufhebens eine kleine Tafel im Friedhof montiert, mit der Inschrift: „Zum Gedenken An die Opfer des Massakers Vom 7. April 1945 Mögen Sie In Frieden Ruhen!“⁷⁴⁶

⁷⁴¹ Däuble, Matthias: Erinnern. Oder lieber nicht, Teil 2, Ö1 Moment – Leben heute, vom 10. August 2006; Anm.: Dieser Beitrag widmet sich ausführlich der Erinnerungsinitiative „Gedenkstätte Hadersdorf am Kamp“.

⁷⁴² Vgl. http://gedenkstaette-hadersdorf.at/gedenkstaette_hadersdorf.asp?id=74 (abgerufen am 2. Februar 2010).

⁷⁴³ Vgl. Pazderka, Gerhard: Hadersdorf am Kamp: Der Bürgermeister, das Mahnmal. In: Stifer, 2009, S. 129 - 136, S. 129.

⁷⁴⁴ Vgl. ebd., S. 132.

⁷⁴⁵ Vgl. ebd.

⁷⁴⁶ Vgl. ebd., S. 129.

Am 6. November 2005 kamen etwa 150 Menschen aus Hadersdorf und Umgebung in das örtliche Veranstaltungszentrum zu einer Informationsveranstaltung, die gemeinsam von der Gemeinde und dem Verein organisiert wurde. Zum ersten Mal wurde das Massaker vor einer breiteren Öffentlichkeit im Ort angesprochen. Robert Streibl hielt einen Vortrag über die „Kremser Hasenjagd“ und betonte die Relevanz von Gedenken, Katharina Gewolf erzählte aus ihrer wissenschaftlichen Arbeit über das Massaker von Hadersdorf und die Beteiligung von NSDAP-Mitgliedern aus dem Ort. Im Publikum waren auch ZeitzeugInnen anwesend. Die Initiative erhoffte sich damit die jahrzehntelange „Mauer des Schweigens“ einzureißen und Zustimmung für ein Erinnerungszeichen zu schaffen.⁷⁴⁷ Doch die Ereignisse, die um die geplante Errichtung der Mahnmals folgen sollten, offenbarten, dass eine sichtbare Erinnerung an die Verbrechen des Nationalsozialismus auch heute noch mit massiven Widerständen konfrontiert werden kann.

Erinnerungszeichen: temporäres Mahnmal

Zunächst galt die Diskussion der Frage, welches Erinnerungszeichen angemessen wäre, die Vizebürgermeisterin sprach von einem Erinnerungsrundgang mit erläuternden Tafeln, die auf die Ereignisse hinweisen sollten, einige waren der Meinung, das Denkmal gehöre an eine zentrale Stelle im Ort, manche waren der Meinung, es sollte auf den Friedhof, denn dort hätte auch das Massaker stattgefunden, schließlich möchte man die Geschichte nicht ständig vor Augen haben. In der Folge war geplant, 2006 ein Erinnerungszeichen zu installieren und damit das Projekt abzuschließen. Doch dann stockte der Prozess und schließlich hieß es von Gemeindeseite, dass ein Erinnerungszeichen, genauer: eine Gedenktafel, nur innerhalb der Friedhofsmauern möglich sei und die alte Tafel ersetzt werden würde. Diese sollte mit einer Gedenkmesse eingeweiht werden. Der Verein wehrte sich dagegen, dass das Projekt ohne Rücksprache abgedreht werden sollte und plante eine eigene Veranstaltung auf dem Hauptplatz, auf dem ein „provisorisches“ Mahnmal enthüllt wurde, auf dem die Namen der Opfer zu lesen war, ergänzt mit Texten und Bildern.⁷⁴⁸ Die Anwesenden schrieben die Namen in einer Aktion mit Kreide auf die Straße. Am nächsten Tag waren die Spuren verschwunden, der Bürgermeister wies die Feuerwehrjugend an, die Namen wegzuwaschen, das temporäre Erinnerungszeichen wurde abmontiert.⁷⁴⁹ Ein Jahr später „erfolgte eine deutliche Antwort seitens der Republik Österreich“, Bundespräsident Heinz Fischer übernahm den Ehrenschatz über die Gedenkveranstaltung, die Präsidentin des Nationalrats,

⁷⁴⁷ Vgl. http://gedenkstaette-hadersdorf.at/gedenkstaette_hadersdorf.asp?id=204 (abgerufen am 2. Februar 2010).

⁷⁴⁸ Vgl. Gespräch „Gedenkstätte Hadersdorf am Kamp“, vom 26. Jänner 2010.

⁷⁴⁹ Vgl. Pazderka, 2009, S. 134.

Barbara Prammer hielt eine Rede. Die Veranstaltung wurde von 200 Menschen besucht, die 61 schwarze Ballons mit den Namen der Opfer fliegen ließen, was symbolisierten sollte, dass sie aus dem Ort hinaus müssen „in dem es für sie keinen Platz gibt.“⁷⁵⁰ Ein Jahr darauf, am 6. April 2006, stand die Gedenkveranstaltung unter dem Leitsatz „Erinnern an den europäischen Widerstand“. Blickfang war eine Installation von 61 Windrädern, die sich am Hauptplatz im Wind drehten und auf diese Weise an die Opfer des Massakers erinnern sollten. Auch diese Veranstaltung zählte rund 200 Besucher und etliche Ehrengäste,⁷⁵¹ erstmals sprachen auch VertreterInnen der beiden politischen Fraktionen der Gemeinde.⁷⁵²

Nach Jahren des Konflikts wurde am 5. April 2009 schließlich ein Gedenkstein auf dem Friedhof eingeweiht, der vom Bürgermeister in Auftrag gegeben wurde. Die Initiative, die in die Vorbereitung nicht einbezogen wurde, kritisierte bei der Veranstaltung die deutungs offene Inschrift, die die Ermordeten als Straffällige stehen lässt. Es ist nur von „Gefangenen“ die Rede, die umgekommen sind, das Adjektiv „politisch“ fehlt in dieser Interpretation. „Noch während der offiziellen Einweihung wurde der Text des Denkmals in Hadersdorf korrigiert und [...] der Zusatz *politische* Gefangene eingefügt.“⁷⁵³

Website

Anlässlich des sechzigsten Jahrestages des Massakers in Hadersdorf wurde die Website „Virtuelle ‚Gedenkstätte – Hadersdorf am Kamp‘“ eingerichtet (<http://www.gedenkstaette-hadersdorf.at>). Seither wird sie nach Angaben des Vereins jährlich von etwa 10.000 Menschen besucht. Zur selben Zeit wurde auch der Verein gegründet, der die konkrete Umsetzung eines Erinnerungszeichens im Ort zum Ziel hat.⁷⁵⁴ Der Zusatz „virtuell“ auf dem Schriftzug „Gedenkstätte Hadersdorf am Kamp“ weist bereits darauf hin, dass es für den Verein noch keine permanente Form des Erinnerns gibt und diese Form momentan die einzige ständige Erinnerung darstellt.

Die Website scheint alle Informationen zentral zu sammeln. Sie gliedert sich in die zwei Abschnitte „Chronik“, wo die Ereignisse stichpunktartig wiedergegeben werden („Die Ereignisse in Hadersdorf am Kamp am 6. und 7. April 1945“, „Ein Jahr später: Exhumierung der Ermordeten“, „Zwei Jahre später: Der Prozess gegen einige Verantwortliche“, „Liste der 61 Opfer und deren Kurzbiografie“, „Augenzeugen

⁷⁵⁰ Ebd., S. 135.

⁷⁵¹ Vgl. ebd.

⁷⁵² Vgl. http://www.gedenkstaette-hadersdorf.at/gedenkstaette_hadersdorf.asp?id=204 (abgerufen am 2. Februar 2010).

⁷⁵³ Pazderka, 2009, S. 136.

⁷⁵⁴ Vgl. ebd., S. 133.

berichten“, „Erinnern & Vergessen seit 1945“) und „Aktuelles“ („Bürgermeister Bernd Toms attackiert Art-Performance“, „Kremser Hasenjagd: Zeitzeugen gesucht“, „Lieder erinnern an SS-Massaker von Hadersdorf“), sowie „Pressespiegel“, „Newsletter“ und „Links“. Unter dem Punkt „Chronik“ finden sich neben den chronologischen Ereignissen die zum Massaker führten und der Dokumentation des Prozesses gegen die Verantwortlichen beispielsweise auch Abbildungen von Dokumenten, die skalierbar sind, sowie eine Liste der Opfer des Massakers mit Portraitaufnahmen und Augenzeugenberichten. Unter „Erinnern und Vergessen“ ist der Umgang mit diesem Ereignis seit 1945 punktuell dokumentiert und auch die Aktivitäten der Initiative festgehalten. Die Initiative weist eine umfangreiche Medienberichterstattung auf, die auf der Projektwebsite dokumentiert sind. Über 100 Zeitungsberichte, APA-Meldungen, Blogeinträge und ein Radiobeitrag können abgerufen werden, ebenso wie kleine Fernsehbeiträge und Videos, z. B. von regionalen Fernsehbeiträgen des ORF („Niederösterreich heute“) etc.

Dokumentarfilm

Aktuell produziert der Verein in Zusammenarbeit mit dem Historiker Robert Streibl und mit Hilfe der Förderung des Landes Niederösterreich einen Film, der die Ereignisse der „Kremser Hasenjagd“ dokumentieren soll.⁷⁵⁵ Über die Website www.kremser-hasenjagd.at, über die Projektwebsite von Hadersdorf und über eine Pressemitteilung wurde ein Aufruf auf der Suche nach ZeitzeugInnen gestartet. So heißt es auf der Website: „Nach mehr als 60 Jahren sind die Zeitzeugen rar, die sich detailgetreu an die Geschehnisse um die ‚Kremser Hasenjagd‘ erinnern können. An den Originalschauplätzen, im Gespräch mit Zeitzeugen und Experten, soll ein Zeitdokument entstehen, das pädagogische Aufklärungsarbeit leistet und einen Teil regionaler Geschichte aufarbeitet.“⁷⁵⁶

⁷⁵⁵ Vgl. Gespräch „Gedenkstätte Hadersdorf am Kamp“, vom 26. Jänner 2010.

⁷⁵⁶ http://www.kremser-hasenjagd.at/index.php?Der_Film (abgerufen am 5. Februar 2010).

3.2.2.6. „Wolkersdorf 1938“

„Bei Wolkersdorf im Weinviertel, etwa 20 Kilometer von Wien entfernt, denkt man nicht primär an das nationalsozialistische Grauen. Hier errichtete die SS kein Konzentrationslager. Hier fanden keine Massenhinrichtungen statt. Und im November 1938 wurde in Wolkersdorf weder eine Synagoge niedergebrannt noch kam es zu diesem Zeitpunkt zu gewalttätigen Ausschreitungen gegen die jüdische Bevölkerung. Das ist allerdings einzig dem Umstand zuzuschreiben, dass es im November 1938 in Wolkersdorf keine Juden und Jüdinnen mehr gab. Wolkersdorf ist ein Ort des ganz alltäglichen nationalsozialistischen Terrors [...]“⁷⁵⁷

So beschreibt Johanna Grützbauch, eine der InitiatorInnen des Erinnerungsprojekts „Wolkersdorf 1938“ die Ausgangslage. Anhand der Lebensgeschichten der jüdischen Familien und Personen die in Wolkersdorf gelebt hatten, sollte das ehemalige jüdische Leben in der Gemeinde rekonstruiert und die Verfolgung sowie der Umgang mit dem Thema in der Zweiten Republik thematisiert werden: „Ziel des Projektes war weniger eine lückenlose Darstellung als viel mehr das Bekanntmachen des Themas im Ort und die Initiierung eines Kommunikations- und Reflexionsprozesses in Bezug auf ein lange Zeit völlig unbeachtetes und in der öffentlichen Sprache des Gedenkens nicht vorhandenes Kapitel der Lokalgeschichte.“⁷⁵⁸ Wichtig war den InitiatorInnen also vor allem das zur Sprache bringen der Vergangenheit, dabei sollten möglichst viele EinwohnerInnen, „unabhängig von sozialen und politischen Zugehörigkeiten“, im Verlauf des Projektes mit eingebunden werden.⁷⁵⁹ Der Impuls ging von der Gemeinde Wolkersdorf aus, die den Beschluss fasste, die Möglichkeit zu schaffen, dass sich die BewohnerInnen mit der Geschichte des Ortes auseinandersetzen und dabei im Speziellen die jüdische Geschichte „aufarbeiten“. Vor dem „Anschluss“ im Jahr 1938 lebten hier 15 jüdische Familien, bis zu den Bemühungen der Projektgruppe war deren Geschichte im Ort kaum bekannt.⁷⁶⁰

Die Initiative sieht sich „in der Tradition der Geschichtswerkstätten“ und bemüht sich um „partizipatorische Methoden“ und die Mitarbeit von Laien, um „zeithistorische Kommunikationsprozesse in Gang zu bringen.“⁷⁶¹ Die Projektgruppe setzte sich aus etwa 15 Personen zusammen, dabei bildeten acht Mitglieder den aktiven Kern. Zwei ProjektleiterInnen begleiteten das Projekt. Alle TeilnehmerInnen leben in Wolkersdorf

⁷⁵⁷ Grützbauch, Johanna: Wolkersdorf 1938. Ein Erinnerungsprojekt. In: Stifter, 2009, S. 122 - 128, S. 122.

⁷⁵⁸ Ebd., S. 124.

⁷⁵⁹ Vgl. ebd., S. 124.

⁷⁶⁰ Vgl. Grützbauch, Johanna: Patinnen und Paten der Erinnerung. Ein partizipatives Projekt zur Entwicklung eines öffentlichen Erinnerungsdiskurses anhand der 1938 aus Wolkersdorf im Weinviertel vertriebenen Menschen. Master-Thesis Arbeit, Wien, 2006, S. 3f; Anm.: Die Arbeit sollte als Leitfaden für das Projekt dienen. Johanna Grützbauch war mit der wissenschaftlichen Leitung des Projekts betraut.

⁷⁶¹ Ebd., S. 4.

und haben verschiedenste Berufe und Funktionen. Die Kerngruppe setzt sich aus „zwei Geschichtestudenten, einer Pädagogikstudentin, einem Historiker, einem Religionslehrer, drei Wolkersdorfer Stadträten unterschiedlicher politischer Parteien, zwei Geschichtelehrerinnen, einem Schuldirektor, zwei in regionalen Kulturinitiativen tätigen Personen und zwei weiteren interessierten Wolkersdorferinnen“⁷⁶² zusammen. Für das Ansuchen um Förderungen war schließlich eine Vereinsgründung notwendig („Wolkersdorf 1938 – Verein zur Dokumentation der Geschichte der jüdischen Bevölkerung in Wolkersdorf“).⁷⁶³

Wesentlicher Bestandteil der gemeinsamen Arbeit waren Oral History Gespräche und Archivrecherchen.⁷⁶⁴ Die Interviews wurden, auch in Hinblick auf eine weitere Verwendung, beispielsweise in der geplanten Ausstellung, als Ton- und teilweise als Videoaufnahmen aufgenommen, und dienten der Ergänzung der Quellen aus dem Archiv.⁷⁶⁵ Dabei wurde der Vorteil der Oral History auch darin gesehen, „dass sie auch Nicht-Fachleuten ermöglicht, ohne langwierige Vorbereitungen einen bestimmten Geschichtsausschnitt zu erforschen. Ein weiterer Vorteil für die Arbeit [...] ist, dass durch den direkten Kontakt mit der ‚Quelle‘ – nämlich den ZeitzeugInnen – in kurzer Zeit Ergebnisse zur Verfügung stehen, die mit anderen Rechercheergebnissen in Verbindung gesetzt werden können.“⁷⁶⁶ Nach einer Einführung in die Praxis der Oral History wurde nach potentiellen ZeitzeugInnen gesucht und beispielsweise mit Hilfe des österreichischen Entschädigungsfonds recherchiert, aber auch im persönlichen Umfeld wurde geforscht.⁷⁶⁷ Neben der Arbeit mit ZeitzeugInnen wurde den Gruppenmitgliedern die Arbeit mit „harten“ Quellen, also verschiedenen Dokumenten und anderem Archivmaterial wie Vermögensanmeldungen, Arisierungs- und Rückstellungsakten, Verlassenschaftsakten etc. in einem „Aktenworkshop“ nähergebracht. Der Besuch in einem Archiv war ein fester Bestandteil des Workshops.⁷⁶⁸

Den verschiedenen TeilnehmerInnen wurden in einem „Patenschafts“-Modell die jüdischen Familien und Einzelpersonen zugeordnet mit denen sich diese intensiver auseinandersetzten.⁷⁶⁹ In monatlichen Treffen wurde der Wissens- und Recherchestand ausgetauscht.⁷⁷⁰ Neben der Arbeit mit bestehender Literatur waren

⁷⁶² Ebd., S. 11.

⁷⁶³ Vgl. Gespräch „Wolkersdorf 1938“, vom 5. März 2010.

⁷⁶⁴ Vgl. Grützbauch, 2009, S. 127.

⁷⁶⁵ Vgl. Grützbauch, 2006, S. 6.

⁷⁶⁶ Ebd., S. 22ff.

⁷⁶⁷ Vgl. ebd., S. 19f.

⁷⁶⁸ Vgl. ebd. S. 22ff.

⁷⁶⁹ Anm.: Das Projekt hieß ursprünglich „Patinnen und Paten der Erinnerung“ bis der Nationalfonds eine Namensänderung vorschlug und argumentierte, dass man sich nicht eigenmächtig zu einem „Paten“ oder einer „Patin“ von Menschen machen könne, wenn man diese nicht gekannt hat und auch nicht weiß, ob eine Patenschaft auch in ihrem Sinne ist. Vgl. Gespräch „Wolkersdorf 1938“, vom 5. März 2010.

⁷⁷⁰ Vgl. Grützbauch, 2006, S. 4.

auch die Zusammenarbeit und der Austausch mit ExpertInnen der Region eingeplant. So brachte der Autor der Ortschronik sein Wissen mit ein und stellte Recherchematerial zur Verfügung. Ein Mitarbeiter des Instituts zur Geschichte der Juden in Österreich wurde als Referent eingeladen. Der Kontakt zu einer Initiative aus der Bezirkshauptstadt Mistelbach, die die Geschichte der Mistelbacher Jüdinnen und Juden bearbeitet und eine Publikation veröffentlicht hatte, wurde gesucht. Die Wolkersdorfer Projektgruppe traf die Initiatorin und nahm an einer Führung zum Thema „Jüdisches Leben im Weinviertel“ teil, wodurch sich die Möglichkeit zum Gedanken- und Wissensaustausch bot.⁷⁷¹

Die Initiative versuchte, durch die Vermittlung des Themas auf verschiedenen Ebenen „eine gute Voraussetzung für die Reflexion des Themas am Ort des Geschehens zu schaffen.“⁷⁷² Dabei sollte die Erinnerungsarbeit keineswegs auf rituelle Veranstaltungen an Gedenkjahren eingeeengt werden.⁷⁷³

„Durch viele Gespräche, durch die Erinnerungsrundgänge und die anderen öffentlichen Veranstaltungen des Teams, durch die Aus-sendungen, die in der Gemeindezeitung publizierten Artikel und die lokale Medienberichterstattung und vor allem durch die seit nunmehr über einem Jahr mitten im Zentrum präsentierte Ausstellung der Projektgruppe haben wir erreicht, dass nun viele in Wolkersdorfer [sic!] wissen: Vor dem Zweiten Weltkrieg lebten hier jüdische Familien.“⁷⁷⁴

Erinnerungsrundgang

Von Beginn an waren öffentliche Aktionen und „Erinnerungsrundgänge auf den jüdischen Spuren“ des Ortes geplant. Dabei sollte der „Blick auf gewohnte Details reflektiert werden.“⁷⁷⁵ Anfang Sommer 2006 wurden die Rechercheergebnisse der Gruppe der Bevölkerung in Wolkersdorf in Form eines solchen „Erinnerungsrundgangs“ präsentiert,⁷⁷⁶ womit die Gruppe erstmals in der Wolkersdorfer Öffentlichkeit auftrat. Eine Gemeindeaussendung lud alle BürgerInnen ein, „sich an der öffentlichen Spurensuche zu beteiligen und ihr Wissen bzw. ihre eigene Erinnerung einzubringen.“⁷⁷⁷ Bei diesem ersten Vorhaben sollte darauf geachtet werden, dass noch keine Markierungen vorgenommen werden, da nicht der Anschein geweckt werden sollte, dass Täterfamilien bzw. deren Nachkommen angeklagt werden sollten. „In einigen Fällen leben in den zwangsenteigneten Häusern noch die Nachkommen der

⁷⁷¹ Vgl. ebd., S. 13f.

⁷⁷² Grützbauch, 2009, S. 128.

⁷⁷³ Vgl. ebd.

⁷⁷⁴ Ebd., S. 127.

⁷⁷⁵ Grützbauch, 2006, S. 6.

⁷⁷⁶ Vgl. Grützbauch, 2009, S. 125.

⁷⁷⁷ Vgl. ebd., S. 29.

„Ariseure“, beziehungsweise jener Familien, die 1938/39 die Häuser gekauft hatten. Bei diesen Häusern gilt es, mit besonderer Sensibilität vorzugehen, um zu verdeutlichen, dass die Frontenbildung nicht Ziel des Projektes ist.“⁷⁷⁸ Damit wird auch der Unterschied zu Städten verdeutlicht, eine ländliche Kleinstadt wie Wolkersdorf mit etwa 7.000 Einwohnern „verlangt methodisch andere Zugänge als vergleichbare Projekte in urbaneren Räumen.“⁷⁷⁹

Beginn des Rundgangs ist der Kirchplatz im Ortszentrum, auf dem sich das Kriegerdenkmal befindet, auf dem die vertriebenen Jüdinnen und Juden – wie andernorts auch – namentlich nicht aufscheinen. Die „PatInnen“ erzählen über die Geschichten der Familien vor den jeweiligen Häusern.⁷⁸⁰ Auf der Website ist der Erinnerungsweg als Skizze abrufbar.⁷⁸¹ Darauf sind 13 Stationen durch den Ort markiert, die an die ehemaligen Wohnorte der jüdischen Familien erinnern.

Der Spaziergang wurde zu einem späteren Zeitpunkt auch mit SchülerInnen durchgeführt.⁷⁸² Für die Zukunft soll diese Form der Erinnerung in ritualisierter Form beibehalten werden und der Weg jährlich begangen werden.⁷⁸³

Temporäre Ausstellung im öffentlichen Raum

„Zufällig vorbeikommend freue ich mich über die Ausstellung. Es ist eine würdige Auseinandersetzung mit der Geschichte. [...] Ein Ort, der so zurückblickt, hat auch eine Zukunft.“⁷⁸⁴

Ursprünglich als eine Ausstellung im Wolkersdorfer Schloss angedacht,⁷⁸⁵ doch damit wäre nicht die gesamte Bevölkerung angesprochen worden. Zudem kam das Ausstellen im öffentlichen Raum an zentraler Stelle „dem inhaltlichen Anspruch des Projektes [entgegen], einen Kommunikationsprozess in Gang setzen zu wollen.“⁷⁸⁶ Schließlich wurde die temporäre Ausstellung im Ortszentrum vor der Stadtbibliothek im Oktober 2007 mit dem Titel „Wolkersdorf 1938“ eröffnet⁷⁸⁷ und war nach ihrer Verlängerung bis Oktober 2008 im Stadtraum zu sehen,⁷⁸⁸ ursprünglich war sie nur bis

⁷⁷⁸ Grützbauch, 2006, S. 29f.

⁷⁷⁹ Ebd.

⁷⁸⁰ Vgl. ebd., S. 30f.

⁷⁸¹ Vgl. <http://www.wolkersdorf1938.at/das-projekt.html> (abgerufen 5. Februar 2010); Anm.: „Erinnerungsweg.

Ein Rundgang zur Erinnerung an die jüdischen Bewohner und Bewohnerinnen von Wolkersdorf“.

⁷⁸² Vgl. o. V.: Vergangenheit begreifen. Erinnerung / Interessierte Schüler des Wolkersdorfer Gymnasiums besuchten bei einem Rundgang die Häuser jüdischer Familien. In: *Niederösterreichische Nachrichten, NÖN WOCHEN*, 49/2006.

⁷⁸³ Vgl. Gespräch „Wolkersdorf 1938“, vom 5. März 2010.

⁷⁸⁴ Eintragung in das Gästebuch der Ausstellung „Wolkersdorf 1938“, vom 27. Oktober 2007.

⁷⁸⁵ Vgl. Grützbauch, 2006, S. 5.

⁷⁸⁶ Grützbauch, 2009, S. 125.

⁷⁸⁷ Vgl. ebd.

⁷⁸⁸ Vgl. ebd., S. 128.

November geplant.⁷⁸⁹ Damit wurden das Thema und die Ergebnisse der Recherchen als „aktuelles öffentliches Gesprächsthema wahrgenommen.“⁷⁹⁰

Die Eröffnung fand am Abend des 19. Oktober 2007 statt. Zur Veranstaltung wurde die Bevölkerung mit Flugblättern eingeladen, die Vorderseite zeigt eine alte Fotografie eines jüdischen Geschwisterpaars, das mit seiner Familie in Wolkersdorf gelebt hatte. Zur Eröffnung sprachen der Bürgermeister, die beiden ProjektleiterInnen und es gab eine musikalische Umrahmung. Die Schicksale der jüdischen BewohnerInnen von Wolkersdorf wurden in der Ausstellung anhand von vierzehn Biografien und exemplarischen Lebensläufen nachgezeichnet. In der Bibliothek wurde ein Informationsraum eingerichtet, der weiterführende Informationen und die Arbeitsweise der Projektgruppe verdeutlichte.⁷⁹¹ Während der Ausstellungseröffnung wurden Bilder mit einem Projektor auf die Hauswand projiziert. Das Ausstellungssystem war sehr schlicht aufgebaut: auf Tafeln, die am so genannten „Barsch“-Haus – benannt nach seinem ehemaligen jüdischen Bewohner, Rechtsanwalt Barsch – angebracht waren, fanden sich Informationen über jede Familie und über das Projekt. Aufgrund gegenteiliger Befürchtungen waren die Mitglieder der Initiative überrascht, dass keinerlei Beschädigungen oder Schmierereien stattfanden.⁷⁹²

Publikation

Zur Ausstellung ist auch eine begleitende Broschüre erschienen.⁷⁹³ Das Titelbild zeigt die Fotografie der Weinkellerei Beer und die erste Aufmacherseite die beiden Schwestern Beer. Eine Erläuterung im Umschlag beschreibt die beiden Bilder und erläutert, dass die beiden Frauen nach Auschwitz und in das Ghetto Litzmannstadt deportiert und ermordet wurden. Die private Fotografie mit den glücklich erscheinenden, ländlich gekleideten Frauen wirkt sehr persönlich und steht in Kontrast zu der Tatsache, dass die Schwestern von den Nationalsozialisten verfolgt und umgebracht wurden. Dieses Foto wurde immer wieder bewusst gewählt, erläutert einer der InitiatorInnen.⁷⁹⁴

Die Publikation umfasst 32 Seiten und stellt die Rechercheergebnisse der Gruppe dar. In übersichtlichen Kapiteln werden die Situation in der Stadtgemeinde um 1938 erläutert, die Vertreibung beschrieben und die jüdischen Familien und Einzelpersonen

⁷⁸⁹ Vgl. Flugblatt: Wolkersdorf 1938. Erinnerung an die jüdischen EinwohnerInnen Wolkersdorfs, Ausstellung.

⁷⁹⁰ Grützbauch, 2009, S. 36.

⁷⁹¹ Vgl. Flugblatt Ausstellung.

⁷⁹² Vgl. Gespräch „Wolkersdorf 1938“, vom 5. März 2010.

⁷⁹³ Vgl. <http://www.wolkersdorf1938.at/das-projekt.html> (abgerufen am 5. Februar 2010).

⁷⁹⁴ Vgl. Gespräch „Wolkersdorf 1938“, vom 5. März 2010.

jeweils auf einer Doppelseite porträtiert. Die Texte stammen von den Recherchen der einzelnen Mitglieder, die auch entsprechend gekennzeichnet sind. Die Beschreibungen der ehemaligen jüdischen EinwohnerInnen sind knapp formuliert und dafür reich mit Fotografien und Dokumenten bebildert. Eingangs erläutern die beiden LeiterInnen die Arbeitsweise und die Intention der Initiative. Das Format und die Heftung wurde bewusst gegen eine Hardcover-Bindung ausgewählt, die um ein vielfaches kostenintensiver geworden wäre, damit möglichst viele Menschen erreicht werden können. Die Broschüre ging an alle Haushalte in Wolkersdorf und wurde breit verteilt.⁷⁹⁵

Website

Die Website www.wolkersdorf1938.at stellt das Projekt in übersichtlicher Weise vor. Auf der Startseite sind die zwei zentralen Fotografien eingesetzt, die Studioaufnahme der zwei Frauen und das Motiv der Weinkellerei Beer. Die Menüführung gliedert sich in folgende Navigationspunkte: „Das Projekt“, „Wolkersdorf 1938“, „Biografien“, „Erinnerungsweg“, „Presse“, „Aktuell“, „Lesezone“. Unter den Punkten „Wolkersdorf 1938“ und „Biografien“ werden die Rechercheergebnisse einer breiteren Öffentlichkeit über Texte und Bilder zugänglich gemacht. Die Biografien sind im Menü durch die einzelnen Personen und Familien aufgezählt. Unter „Aktuell“ wird auf die Installation der Erinnerungstafel, ein Projekttreffen und einen Erinnerungsrundgang im September 2008 aufmerksam gemacht. Unter dem Punkt „Presse“ sind vereinzelte Zeitungsartikel nachzulesen, unter „Lesezone“ sind verschiedene Beiträge von Mitgliedern der Initiative als pdf zum Download verfügbar.

Veranstaltungen

Im Rahmen der Erinnerungsarbeit wurden auch verschiedene Veranstaltungen organisiert, die einen weiteren „Projektbaustein“ darstellten. So gab es etwa eine Lesung in der AHS Wolkersdorf im November 2007 mit Texten jüdischer AutorInnen,⁷⁹⁶ beispielsweise von einer Frau aus Wolkersdorf, die nach London emigrieren musste und deren Gedichte Wolkersdorf und ihre Jugend thematisieren.⁷⁹⁷ Der Historiker Christoph Lind las im Rahmen einer anderen Veranstaltung aus seinem Buch zur Geschichte der Juden in Niederösterreich mit dem Titel „Der letzte Jude hat den

⁷⁹⁵ Vgl. ebd.

⁷⁹⁶ Vgl. Flugblatt zur Ausstellung.

⁷⁹⁷ Vgl. Gespräch „Wolkersdorf 1938“, vom 5. März 2010.

Tempel verlassen“.⁷⁹⁸ Zu den Veranstaltungen zählten auch die Ausstellungseröffnung und die Enthüllung der Gedenktafel.

Erinnerungszeichen: Gedenktafel

Von Anfang an war der Wunsch nach einem permanenten Erinnerungszeichen präsent, ein „bleibendes, öffentliches Zeichen des Gedenkens im Wolkersdorfer Stadtraum“ zu verwirklichen.⁷⁹⁹ Für ein Gedenkzeichen, das die „Lücke in der Denkmallandschaft Wolkersdorfs schließen“ sollte, war ursprünglich die Zusammenarbeit mit KünstlerInnen aus der Region angedacht. Das Erinnerungszeichen sollte mit der temporären Ausstellung und den Informationstafeln in Bezug stehen.⁸⁰⁰ Als Aufstellungsort war zunächst das unmittelbare Umfeld des Kriegerdenkmals vorgesehen: „Als realisiertes Zeichen sind viele Varianten denkbar, von relativ massiven Eingriffen wie etwa einem Glassturz mit dem Namen der vertriebenen Wolkersdorferinnen, der über das Kriegerdenkmal gestürzt wird über Eingrabungen oder in den Boden eingelassenen ‚Stolpersteinen‘ an mehreren ausgewählten Plätzen in Wolkersdorf, bis hin zu Formen der Erinnerung, die temporären Charakter aufweisen oder die Entwicklung neuer Formen wie den Einsatz elektronischer Medien,“⁸⁰¹ hieß es noch in der Projektkonzeption.

Nachdem sich die Initiative umfassend mit der Realisierung eines Erinnerungszeichens auseinandersetzte und nachdem ihrer Einreichung bei einem Kulturfestival im Weinviertel zurückgewiesen wurde, traten sie schließlich mit dem Wunsch nach einer Gedenktafel an die Gemeinde heran. Die Tafel sollte nicht, wie ursprünglich intendiert, gegenüber des Kriegerdenkmals stehen, sondern auf der anderen Seite des „Barsch“-Hauses, an der Stelle, an der die Ausstellung hing, die als angemessener Platz auserkoren wurde.⁸⁰² Die permanente Erinnerungstafel wurde schließlich am 29. April 2009 installiert. Zu diesem Anlass sprachen VertreterInnen der Gemeinde und des Vereins.⁸⁰³ Zur Enthüllung wurde die Bevölkerung durch eine persönliche Einladungskarte eingeladen.

⁷⁹⁸ Vgl. Tesar, Alexandra: Paten der Erinnerung auf den Spuren jüdischer Geschichte. Das Weinviertel begegnet seiner Vergangenheit. In: *Bezirksblatt*, Nr. 50, 13. Dezember 2006.

⁷⁹⁹ Grützbauch, 2006, S. 6.

⁸⁰⁰ Vgl. ebd.

⁸⁰¹ Ebd., S. 44.

⁸⁰² Vgl. Gespräch „Wolkersdorf 1938“, vom 5. März 2010.

⁸⁰³ <http://www.wolkersdorf1938.at/aktuell.html> (abgerufen am 5. Februar 2010).

Schulprojekt

Ein Schulprojekt war ein „Satellit“ des Erinnerungsprojekts: in Kooperation mit der Initiative erarbeitete eine Gruppe aus dem Wahlpflichtfach Geschichte einen Teilbereich. Teil des Projektunterrichts war der Besuch einer Zeitzeugin aus Wolkersdorf.⁸⁰⁴

⁸⁰⁴ Grützbauch, 2006, S. 13.

3.3. Analyse: Erinnern als Kommunikationsprozess

„Nicht der (Gedenk)-Stein ist das Ziel, sondern der Prozess.“⁸⁰⁵

In diesem Abschnitt werden die Ergebnisse der Analyse dargelegt. Im ersten Unterkapitel werden die Kategorien zusammengefasst und beschrieben, mit Kurzverweisen auf die entsprechenden Passagen im Textkorpus. Im darauffolgenden Kapitel (→ 3.3.2. Beantwortung der Forschungsfragen) wird nochmals explizit auf die Forschungsfragen eingegangen, darüber hinaus werden weiterführende Fragen aufgeworfen. Abschließend werden die Erkenntnisse im Resümee verdichtet (→ 3.4. Resümee: Erinnerung braucht Öffentlichkeit).

3.3.1. Zusammenfassung der Kategorien⁸⁰⁶

K 1 AkteurInnen

Die Initiativen bestehen zumeist aus einer aktiven Kerngruppe (WKD 50 - 59 / SVG 28 - 29), sowie verschiedenen HelferInnen (NDG 417 - 421) und ziehen MitarbeiterInnen für die verschiedenen Bereiche – wie HistorikerInnen, AusstellungsgestalterInnen oder FilmemacherInnen – hinzu (HKG 131 - 139). Drei der Initiativen betonen besonders die „Durchmischtheit“ der Gruppe bestehend aus Privatpersonen mit den unterschiedlichsten beruflichen Hintergründen (WKD 332 - 334 / GWS 288 - 295 / NDG 140 - 147). Zwei der Initiativen wurden durch eine professionelle Moderation angeleitet, es handelt sich um die beiden Projekte, die über einen Gemeinderatsbeschluss gegründet wurden (GWS / WKD), wobei bei „Wolkersdorf 1938“ vorrangig die organisatorische, politische und inhaltliche Absicherung gewährleistet wurde, der Diskurs über das Vorgehen jedoch stets mit der Gruppe vollzogen worden sei (WKD 206 - 207). In Hadersdorf wurde der Verein nur beigezogen, ein Gemeinderatsausschuss galt der Interessensabwägung der Gemeinde (GDH 229 - 234). Zwei der Initiativen betonen, dass die Vereinsgründung ein notwendiger Schritt war, um Förderungen zu empfangen, Wettbewerbe auszuschreiben etc. In Hadersdorf war die Repräsentation der Gruppe nach außen mit ein Grund für die Vereinsgründung (SVG 585 - 587 / NDG 221 - 228 / HKG 222 - 223).

⁸⁰⁵ Streibel, 2009, S. 14.

⁸⁰⁶ Anm.: Die Abkürzungen beziehen sich auf die einzelnen Initiativen: GDH = „Gedenkstätte Hadersdorf am Kamp“, GWS = „Geschichtswerkstatt Silbertal“, HKG = „Herklotzgasse 21“, NDG = „Verlorene Nachbarschaft“ (Neudeggergasse), SVG = „Servitengasse 1938“, WKD = „Wolkersdorf 1938“; Die Zahlen beziehen sich auf die Zeilen der Textabschnitte, die für die Analyse aus den transkribierten Interviews entnommen wurden. Aus Gründen der Übersichtlichkeit befinden sich die Kurzbelege innerhalb des Fließtextes.

Eine Vertreterin einer Initiative betont, dass Wert darauf gelegt wird, ein Basisprojekt zu bleiben, es werde keine Instrumentalisierung durch die Politik gewünscht (SVG 171 - 181, 171 - 181), während die zwei Initiativen, die von der Gemeinde beauftragt wurden, von Beginn an die Kooperation mit der Gemeinde suchten (WKD 34 - 39). Die Mitglieder von „Herklotzgasse 21“ grenzen sich heute bewusst vom Etikett „zivilgesellschaftlich“ ab und betonen, ihr Engagement resultiere weniger aus zivilgesellschaftlicher Betroffenheit, als aus dem Wunsch, bewusst in Entwicklungsprozesse und in Stadtgestaltung einzugreifen. Die Einordnung als „junge, engagierte Leute“ setze die Arbeit eher herab. Sie würden sich um Erinnerungsarbeit auf „hohem professionellem Niveau“ bemühen und wollen diese auch entsprechend kommunizieren (HKG 754 - 759, 760 - 763, 144 - 151).

K 1.1. Ziel

Alle GesprächspartnerInnen unterstreichen, dass zwar zu Beginn Ziele festgelegt wurden, die schrittweise, vergleichbar mit „Bausteinen“ oder „Modulen“, erreicht werden sollten (SVG 80 - 86 / HKG 160 - 165 / WKD 45 - 50, 315), im Verlauf des Projekts aber erst die Dimension erkannt wurde (HKG 36 - 38) und dass sich die Erinnerungsarbeit kontinuierlich entwickelte (SVG 548 - 557). Waren im Projekt Begegnungen und Kontakte mit ZeitzeugInnen vorgesehen, wuchs das Projekt damit an (HKG 57 - 59), wurde breiter, dauerte länger als vermutet (GWS 98 - 101) und entwickelte eine eigene Dynamik (NDG 13 - 19). Zumeist wurde ein kürzerer Zeitraum für die Aufarbeitung geplant (GDH 127 - 128), in einem Fall galt das Ziel nur der Impulssetzung für eine Gedenktafel, das Projekt nahm jedoch eine Eigendynamik an, die bis heute andauert (GDH 367 - 370). Zwei Projektvertreter sehen ihre Arbeit zwar als abgeschlossen, es gibt aber noch immer „Nachwirkungen“ durch Kontakte, Veranstaltungen etc. womit sich die Erinnerungsarbeit nicht in ein zeitliches Raster einpassen lasse (GWS 494 - 509 / WKD).

Die lokale Erinnerungsarbeit scheint keine Vorbilder gehabt zu haben. So betont die Geschichtswerkstatt, dass diese Art der Auseinandersetzung keinem Modell nachgeahmt worden sei (GWS 247 - 255). „Verlorene Nachbarschaft“ war sein eigenes Vorbild im zweiten Projektdurchlauf, zehn Jahre später (NDG 447).

K 1.2 Einordnung

Die Initiativen reflektieren ihre Arbeit in hohem Maße und haben eine klare Vorstellung darüber, was „offizielles“ Gedenken für sie bedeutet, und wie sie sich davon

abgrenzen. Kranzniederlegungen mit offiziellen VertreterInnen seien eine Verpflichtung und würden die Bevölkerung nicht berühren, meint ein Gesprächspartner (NDG 343 - 349). Ein anderer thematisiert, dass diese Formen des Gedenkens einer Kontextualisierung bedürfen, beispielsweise *warum* die Kränze niedergelegt werden (HKG 658 - 662). Die Vertreterin einer anderen Initiative spannt den Bogen zur Eventkultur und „Erinnern als Event“, die sich ihres Erachtens in offiziellen Events niederschlägt, im Gegensatz dazu würden lokale Initiativen „Lücken“ im „offiziellen“ Gedächtnis füllen, indem sie z. B. den persönlichen Kontakt mit den ZeitzeugInnen in den Vordergrund stellen (SVG 248 - 254, 274 - 278). Aktionen wie von „A Letter To The Stars“⁸⁰⁷ würden suggerieren, die Menschen nach Österreich einzuladen wäre großzügig, doch habe sie diese „Heimat“ vor Jahrzehnten vertrieben (NDG 349 - 359). Die Aufmerksamkeit und Breitenwirksamkeit, die solche Projekte in der Öffentlichkeit erreichen, sei allerdings sehr hoch und sei trotz vieler Kontroversen für eine Vielzahl der Vertriebenen und deren Nachkommen ein positives Erlebnis (NDG 392 - 397), andererseits wurde auch der Vorwurf laut, dass inhaltlich teilweise unsensibel umgegangen werde (HKG 695 - 701).

Erinnerung verfolge Perioden des Gedenkens, in den letzten Jahren seien verstärkt Initiativen entstanden (SVG 466 - 476). Erinnerungsarbeit sei lange Zeit den Institutionen überlassen worden (GWS 690 - 693). Im Unterschied zum „offiziellen“ Österreich würden die Mitglieder dieser Projekte ehrenamtlich und mit dem unentgeltlichen Engagement weiterer Mitwirkender wie KünstlerInnen und WissenschaftlerInnen arbeiten. Im Gegensatz zum Bild eines „inflationären Kranz-ablegens“ könnten lokale Initiativen sehr wirksam sein – sie benötigen allerdings auch eine gewisse Profession, die sie in der Öffentlichkeit sichtbar macht (NDG 375 - 379). Institutionelles Gedenken verfügt über eine gewisse Infrastruktur, Netzwerke, ein Repertoire an Zeremonien und damit über weniger Risiken als kleinere Initiativen, die sich noch nicht durchgesetzt haben. Sie haben keine Erfahrungswerte, keine etablierten Rituale und Formen wie räumliche und zeitliche Fixpunkte (GWS 422 - 431, 431 - 439). Die Vorteile solcher Erinnerungsarbeit liegen in der Kommunikation lebensnaher Themen, lokale Erinnerungsinitiativen sind lebendiger und näher am Thema als formelle Gedenkakte (GWS 439 - 445). Die Dynamik einer Initiative birgt ihr

⁸⁰⁷ Anm.: „A Letter To The Stars“ ist das österreichische Zeitgeschichteprojekt des Vereins „Lernen aus der Zeitgeschichte“, 2002 von den Journalisten Josef Neumayr und Andreas Kuba initiiert, das sich insbesondere an Schulen richtet und sich für Projekte wie „Briefe in den Himmel“, „Botschafter der Erinnerung“ und Aktionen wie die „Nacht des Schweigens“ oder „80.000 weiße Rosen – Blumen der Erinnerung“ verantwortlich zeichnet. So kamen in der „Nacht des Schweigens“ vom 12. auf den 13. März 2008 nach Angaben der VeranstalterInnen mehr als 15.000 Menschen auf den Wiener Heldenplatz, um mit Kerzen an den „Anschluss“ und an die Opfer des Nationalsozialismus zu erinnern. Vgl. www.lettertothestars.at (abgerufen am 12. Februar 2010). Anm.: Die Arbeit des Vereins ist nicht unumstritten, Kritik richtet sich insbesondere auf die Vorgehensweise, Stichwort: „Gedenk-Events“ und „Shoah Business“ (Vgl. Blimlinger, Eva: Luftballons und Briefe in den Himmel. Gedenken und Erinnern als Event. In: Stifter, 2009, S. 17-22).

Potential im Gegensatz zu fix angelegten Rastern des offiziellen Gedenkens in dem genau festgelegt ist, wann welche Handlung gesetzt wird (GWS 494 - 509). Im Unterschied zu einer HistorikerInnenkommission die von außen dokumentiert, publiziert und den Ort wieder verlässt, werde hier eine intensive Kommunikation mit der Bevölkerung tragend (WKD 341 - 345). Besonders im ländlichen Umfeld kommt eine Brisanz hinzu, die im Unterschied zum urbanen Raum die Menschen unmittelbar betrifft (GWS 110 - 113). Diese Verwobenheit kann die Erinnerungsarbeit jedoch auch behindern (GDH 116 - 122), was ein sensibles Vorgehen zur Notwendigkeit macht (WKD 159 - 164).

K2 Inhalt

K 2.1. Bezugspunkte

Je nach Erinnerungsanlass unterscheiden sich die Inhalte, die von den Initiativen bearbeitet werden, so steht zwar bei allen Initiativen die Erinnerung an die Opfer und die Schicksale der Überlebenden bzw. Vertriebenen im Vordergrund, die inhaltlichen Schwerpunkte sind jedoch vielfältig gesetzt. So möchten die Mitglieder der Initiative „Herklotzgasse 21“, ausgehend von einem kleinen Kindergarten über die Viertelgeschichte auch etwas über Wien sowie über den Holocaust und Emigration erzählen und darüber hinaus nachvollziehen, was dies für die individuellen Schicksale bedeutete (HKG 811 - 819, 617 - 633). Keinen Ort für die Erinnerung findet die Initiative „Gedenkstätte Hadersdorf am Kamp“ in der Ortschaft, in der vor 70 Jahren ein Massaker stattfand und 61 Menschen ermordet wurden (GDH 44 - 51). Die Errichtung eines bleibenden Erinnerungszeichens oder eines Gedenkweges ist bis heute nicht gelungen. Inhaltliche Diskrepanzen führten zu zahlreichen Konflikten zwischen dem Verein und Teilen der Gemeinde (GDH 68 - 78, 298 - 306).

Alle Initiativen hatten auf unterschiedliche Weise mit ZeitzeugInnen zu tun. Bei drei Initiativen standen vor allem die Begegnungen mit den ehemaligen BewohnerInnen im Vordergrund, und damit z. B. der Aspekt der Versöhnung (SVG 412 - 420). Die anderen Projekte konzentrierten sich vermehrt auf den zusätzlichen Wissenserwerb. Durch ZeitzeugInnen-Berichte kann sich emotionale Berührtheit zum Thema entwickeln, im Gegensatz zum reinen Faktenaufarbeiten und Bildern und Dokumentationen über den Holocaust (HKG 255 - 260). Dieser Aspekt sei besonders wichtig für Jugendliche, durch die Gespräche werde Glaubwürdigkeit vermittelt (SVG 207 - 212). Neben den ZeitzeugInnen vor Ort wurde auch die wissenschaftliche Ebene

mit einbezogen, um das Wissen zu ergänzen und zu fundieren (GWS 144 - 152). „Verlorene Nachbarschaft“ beschäftigte sich mit der zentralen Frage, wie der jüdische Mikrokosmos in der unmittelbaren Umgebung ausgesehen haben könnte und wollte die Menschen kennen lernen, die hier gelebt hatten – das „Gedenken“ blieb zunächst im Hintergrund und ergab sich im Projektverlauf, zentral waren die BewohnerInnen (NDG 36 - 46, 5 - 9). Im Fortsetzungsprojekt ging es stark um den Begriff Heimat und was er für die ExilantInnen darstellt: die Heimat, die sie vertrieben hatte, das geschehene Unrecht sollte thematisiert werden und auch, wie der Umgang mit den Vertriebenen bis heute aussieht (NDG 354 - 359, 625 - 627). Durch ZeitzeugInnen-Gespräche profitierten die Projektmitglieder vom Wissen und den Erfahrungen der Menschen, die Wien verlassen mussten, sie rekonstruierten, welche Wege ihr Leben einschlug und wie sie in ihrer heutigen Heimat ankamen (NDG 614 - 618, 592 - 595). „Wolkersdorf 1938“ beschäftigte sich mit den Schicksalen der vertriebenen Jüdinnen und Juden der Kleinstadt und der Nichtthematisierung ihrer Schicksale (WKD 11 - 24, 27 - 33). Siebzig Jahre später hatte dieser Aufarbeitungsversuch noch immer den Beigeschmack der Befürchtung, Unangenehmes „aufzudecken“, ein Aspekt, der die Gruppe lange beschäftigen sollte (WK 266 - 270, 78 - 81). Durch die Aufarbeitung und durch die formale Umsetzung sollten diese Menschen wieder einen Platz im Ort zurückerlangen (WKD 276 - 279).

Die „Geschichtswerkstatt Silbertal“ betrachtet ihre Erinnerungsarbeit als Notwendigkeit, was auch ihrem Entstehen geschuldet ist. Nach der Intervention von außen musste reagiert werden (GWS 6 - 13). Neben dem Fokus auf die Täterbiographie sollten auch die Opfer thematisiert werden (GWS 205 - 210) und das Milieu, das den Boden für solche Ideologien bereitet, erforscht werden, sowie ein Bewusstsein geschaffen und der Umgang mit der Vergangenheit thematisiert werden (GWS 709 - 711, 215 - 217, 184 - 189, 217 - 219, 44 - 52) – ein Themenspektrum, das weit über den Ausgangspunkt hinauslief (GWS 203 - 204). In den Begegnungen mit Überlebenden oder ihren Nachkommen wurde auch die Geschichte hinter den Opfern deutlich, z. B. der Kontakt zwischen dem an Aufarbeitung interessierten Sohn eines Täters und Überlebenden (GWS 640 - 652, 211 - 215, 166 - 173). Innerhalb der Gruppen entstanden auch Diskurse über das angemessene inhaltliche Vorgehen (WKD 149 - 146).

K 2.2. Bezug zur Gegenwart

Die Initiativen versuchen in hohem oder weniger hohem Ausmaß, die Gegenwart mit in die Erinnerungsarbeit einzubeziehen. Eine Initiative legt den Fokus auf die Verknüpfung und Weiterentwicklung der Erinnerungsarbeit mit aktuellen Prozessen

und Konfliktfeldern im Bezirk, z. B. Multikulturalität, Interreligiösität, soziale Ungerechtigkeit, Rassismen etc. und setzt diese Herangehensweise auch in Workshops mit migrantischen Jugendlichen ein, um ihnen das Thema Erinnerung in Bezug auf Erinnerung und Identität näherzubringen (HKG 249 - 255). Jüngste Zwischenfälle mit Jugendlichen in Ebensee und Auschwitz⁸⁰⁸ sollten nach Ansicht des Gesprächspartners darauf aufmerksam machen, dass langfristige Rahmenbedingungen und Ressourcen für die pädagogische Vermittlung geschaffen werden müssen, anstatt kurzfristige Aktionen zu setzen (HKG 336 - 339). Erinnerungsarbeit wird als Kommunikationsprozess mit den Menschen im Viertel gesehen, so biete der Entstehungsprozess eines Denkmals viele Anknüpfungspunkte, die auf das heutige Zusammenleben im Bezirk verweisen sollen (HKG 321 - 328). Die Vertreterin einer Initiative sieht ebenfalls die Notwendigkeit, auf Entwicklungen der Gegenwart hinzuweisen und eine gewisse Sensibilität zu entwickeln, sie verwehrt sich jedoch gegen direkte Parallelen zwischen Holocaust und heutigen Ereignissen (SVG 220 - 229). Das Projekt möchte etwas bewegen, hier steht der Zugang zum „Lernen aus der Vergangenheit“ im Vordergrund (SVG 241 - 243). In Wolkersdorf war die Gegenwart im Arbeitsprozess präsent, nachdem nicht nur am Schreibtisch gearbeitet wurde – es wurden jedoch nicht bewusst Bezüge ins Heute gesetzt (WKD 401 - 406). In Silbertal wurde das Thema „Zivilcourage damals und heute“ mit Jugendlichen bearbeitet, in Hinkunft sollen weitere überzeitliche Themen angesprochen werden, um das Thema auch in der Gegenwart zu verankern (GWS 532 - 539, 514 - 515). Im Mittelpunkt des Projekts „Verlorene Nachbarschaft“ stand der Wiederaufbau der Synagogenfassade, die Menschen und die Veranstaltungen und damit das Leben in der Gasse damals und heute (NDG 29 - 35).

K 3 Vermittlung

K 3.1. Formen und Medien

Alle vorgestellten Initiativen fanden vielfältige Ausdrucksformen, um ihr Anliegen zu vermitteln, die von Publikationen, Ausstellungen, Videobeiträgen bis hin zu Erinnerungszeichen reichten. Zumeist standen die Ideen, wie das Projekt umgesetzt werden kann, von vornherein fest, bzw. entwickelten sich im Laufe des Prozesses weiter, so beschreibt einer der InitiatorInnen, dass die Idee für ein Buch, eine

⁸⁰⁸ Anm.: Es handelt sich dabei um einen Zwischenfall bei einer Gedenkfeier mit Überlebenden im ehemaligen Konzentrationslager Ebensee in Oberösterreich, bei der BesucherInnen angegriffen wurden und „Sieg Heil“-Rufe zu hören waren, sowie einen Vorfall bei einer Schulfahrt in das Konzentrationslager Auschwitz, bei der SchülerInnen Judenwitze erzählten (Quelle: o. A.: Ebensee: Eklat bei KZ-Gedenkfeier, *Die Presse*, vom 11. Mai 2009; Bitzan, Gerhard / Meinhardt, Georgia: Auschwitz: Neuer Antisemitismus-Eklat in KZ, *Die Presse*, vom 15. Mai 2009).

Ausstellung und einen Film von Anfang an im Raum standen, das Denkmalsprojekt hätte sich in Anbetracht der breiteren Dimension des Projekts im Prozess weiterentwickelt (HKG 617 - 633). Hier sollte das Denkmal nicht *nur* ein Denkmal werden, sondern der Platz, an dem der Tempel stand, soll einer grundlegenden Neugestaltung ausgesetzt werden, für die ein Wettbewerb mit LandschaftsarchitektInnen und KünstlerInnen ausgeschrieben wurde, die Ansprüche sind auch mit der inhaltlichen Auseinandersetzung gewachsen (HKG 271 - 277). Eine andere Initiative hatte von Beginn an den zentralen Wunsch nach einem Erinnerungszeichen, neben Ideen zu Film, Publikation etc. (zunächst Tafel am Haus, später für die ganze Gasse). Auch hier wurden im Verlauf des Projekts Wettbewerbe ausgeschrieben, um junge Menschen von außen in den Prozess zu involvieren (SVG 9 - 10, 105 - 108). Zu Beginn wurden Vorbilder für ein Erinnerungszeichen gesucht (SVG 88 - 89), was schließlich verworfen wurde, um etwas Eigenständiges umzusetzen. Dabei war neben dem pragmatischen Grund der Realisierbarkeit vor allem wesentlich, dass mit dem Denkmal ein Denkprozess angestoßen werden sollte (SVG 365 - 368, 110 - 111). Fünf von sechs Initiativen wünschten sich ein permanentes Erinnerungszeichen, bei „Verlorene Nachbarschaft“ sollten die Rekonstruktion der Synagogenfassade und die Veranstaltungen in einem abgeschlossenen Zeitrahmen von etwa zwei Wochen andauern. Ein dauerhaftes Zeichen in Form eines Denkmals oder einer Gedenktafel wurde nicht angestrebt (NDG 134 - 135). Die temporär errichtete Fassade erzielte innerhalb der Aufstelldauer eine hohe Aufmerksamkeit in der Umgebung (NDG 379 - 383).

Die Diskussion um ein bleibendes Erinnerungszeichen führte in Hadersdorf zu etlichen Diskussionen um die angemessene Form und um den Standort: So ging es darum, ob das Zeichen sichtbar an zentraler Stelle angebracht werden soll, oder weniger präsent, was der Verein auch mit der Wertigkeit, die der Thematik beigemessen wird, in Verbindung setzt (GDH 122 - 136). In Gesprächs- und Informationsveranstaltungen wurde anfangs gemeinsam mit der Gemeinde nach einer Lösung gesucht (GWS 133 - 136). Der Diskussionsprozess um den Standort und eine angemessene Umsetzung scheiterte jedoch an gegensätzlichen Vorstellungen, der Verein wurde in Entscheidungen nicht miteinbezogen (GDH 131 - 140, 78 - 85). Nachdem eine von der Gemeinde bestellte Tafel storniert wurde, inszenierte der Verein eine Gedenkveranstaltung mit provisorischem Mahnmal. Diese temporäre Form des Erinnerns mithilfe eines temporären Zeichens wird bis heute bereits über mehrere Jahre hinweg praktiziert und bringt zum Ausdruck, dass es noch nichts Bleibendes

gibt: Opfernamen auf Straße mit Kreide, Installation mit 61 Ballons, Windrädern und Schießscheiben (GDH 140 - 136, 148 - 157, 201 - 210).

Der Diskurs über die angemessene Form des Erinnerungszeichens fand auch in Silbertal – wenn auch weniger konfliktträchtig – statt. Ziel war von Anfang an, eine Lösung für das umstrittene Kriegerdenkmal zu finden (GWS 323 - 335, 311 - 317), in diesen Prozess wurden auch ExpertInnenmeinungen von außen mit einbezogen sowie eine Informationsveranstaltung abgehalten (GWS 317 - 312, 138 - 139). Form und Kosten sollten auch hier Ausdruck der Wertigkeit darstellen, mit der Umsetzung wurde ein professionelles Gestaltungsteam beauftragt (GWS 373 - 378, 358 - 366). Das Erinnerungszeichen wird in Form eines Dorfplatzes umgesetzt und soll nachhaltig genutzt werden, das Kriegerdenkmal wurde zur Gänze entfernt (GWS 621 - 622, 627 - 629, 632 - 643).

Die Frage nach der angemessenen und geeigneten Präsentation eines bleibenden Erinnerungszeichens führte bei einer Initiative zu einer kleineren Variante als anfangs intendiert – die endgültige Umsetzung erfolgte in Form einer Gedenktafel. In einem längeren Prozess wurde überlegt, in welcher Relation an die Menschen, die den Ort verlassen mussten, erinnert werden sollte, ein großes Mahnmal schien in diesem Zusammenhang nicht mehr adäquat (WKD 121 - 123, 123 - 133, 463 - 466). So wurde schließlich eine Gedenktafel installiert. Die Tafel sollte eine „moderne“ Variante einer Gedenktafel darstellen und zusätzliche Informationen wie Fotos und Bilder beinhalten – auch in der Anfertigung wurde kein Metall oder Stein, wie sonst üblich verwendet, sie ist aus Glas angefertigt und ist – nicht wie intendiert vis a vis des Kriegerdenkmales zu finden – sondern an der Stelle, an der die Ausstellung angebracht war (WKD 441 - 449, 232 - 236). Mit diesem Erinnerungszeichen sollte das Projekt abgerundet werden (WKD 246 - 247).

Die Setzung eines Gedenksteines in Sobibor war ein Gedenkakt der Geschichtswerkstatt, der nicht vor Ort gesetzt wurde, sondern der die Verbindung zwischen der Gedenkstätte und dem ehemaligen Ort des Wirkens des Täters zum lokalen Gedenken in der Heimatgemeinde zum Ziel hatte. Dieser Akt sollte auch im Ort verankert werden, und nicht nur formell oder medial wirken, sondern über eine Ausstellung in Silbertal über das Leben eines Opfers Bezug schaffen (GWS 449 - 463, 463 - 477, 478 - 489). Die Exkursion sollte den anderen Ort vorstellbar machen und eine neue Perspektive einbringen (GWS 160-163). Auf eine andere Weise wurden die Städte Wien und Buenos Aires in Bezug gesetzt: durch die Übertragung einer

Gedenkveranstaltung aus Wien (NDG 313 - 320). Die Idee des Telecafés, das mittels Hochleistungsverbindung beide Städte verbinden sollte, scheiterte in der Umsetzung und auch in Bezug auf die Frequenz der BesucherInnen (NDG 269 - 281).

Die Treffen mit ZeitzeugInnen waren für die Gruppenmitglieder der Projekte, in denen auf die lebensgeschichtlichen Gespräche fokussiert wurde, zumeist bewegende Momente. Sie vermuten, dass solche Begegnungen in Zukunft besonders fehlen werden (SVG 397 - 411, SVG 412 - 420). Aus diesen Treffen entstanden weitere Impulse und ein Austausch (NDG 104 - 105, 94 - 101). Die themenbezogenen Interviews wurden in verschiedenster Weise umgesetzt (NDG 114 - 120). Durch die Video- und Tonaufnahmen sind viele Stunden Gesprächs-Rohmaterial entstanden (NDG 109 - 110). Zwei der Initiativen nutzten die Gespräche vorwiegend zur Anreicherung der Archivarbeit (WKD 388 - 394), die Wissen über die Vergangenheit des Ortes preisgeben sollten, vorerst wurden sie nicht in größerem Rahmen als audiovisuelle Dokumente präsentiert (GWS 189 - 196). Zwei Initiativen arbeiteten mit den Videoaufnahmen der ZeitzeugInnen-Gespräche im Zuge der Ausstellung bzw. im Rahmen des Veranstaltungsprogrammes („Verlorene Nachbarschaft“: ein Raum mit Videoaufzeichnungen von 1998 im Veranstaltungszelt) (HKG / NDG 659 - 662). Dabei betont eine Initiative die Möglichkeit, Jugendliche über die Videos anzusprechen und Verbindung zu ihrer heutigen Lebensrealität zu schaffen, als eine unmittelbare und persönliche Botschaft (HKG 640 - 646). Bei zwei Projekten entstanden aus den Gesprächen der ZeitzeugInnen Dokumentarfilme, der Initiator der „Gedenkstätte Hadersdorf am Kamp“ arbeitet aktuell an einem Film über die „Kremser Hasenjagd“, die MitarbeiterInnen des Projekts „Herklotzgasse 21“ spielen seit längerem mit dem Gedanken einer filmischen Umsetzung, auch in Anbetracht der Fülle des vorhandenen Materials (GDH / HKG 820 - 822).

Neben den Videoaufnahmen schienen auch die Filmvorführungen das Interesse des Publikums anzuziehen. Die Kinoabende im Veranstaltungszelt von „Verlorene Nachbarschaft“ waren sehr gut besucht (NDG 662 - 663). Auch das Projekt in der Servitengasse befand, dass die Filmvorführung eine große Öffentlichkeitswirksamkeit hatte, ein breit gestreutes Publikum und viele junge Menschen ansprach (SVG 327 - 332).

Die Initiative in Wolkersdorf hat den Rundgang als geeignete Form des Austauschs und der Präsentation für sich entdeckt, zunächst stand der Austausch im Vordergrund, schließlich entwickelte sich der Spaziergang zu einer Form, das Thema zu

kommunizieren und zu einer anderen Art der Weitergabe von Information (WKD 111 - 120, 490 - 499). Die Ausstellung symbolisierte für die Mitglieder der Initiative schließlich das „Finale“ der Recherchearbeit und Aufarbeitung, womit die Ergebnisse in größerem Rahmen der Dorfbevölkerung präsentiert werden konnten. Die Ausstellung war nur für einen kurzen Zeitraum geplant, sie blieb schließlich über ein Jahr bestehen (WKD 180 - 185, 224 - 228).

Fünf der Initiativen betreiben eine Projektwebsite, nur die Geschichtswerkstatt Silbertal hat keinen eigenen Internetauftritt. Die Inhalte, die im Internet präsentiert sind, erreichen ein breites Publikum und wirken auch nachhaltig, wie von einer Initiative betont wird – dadurch gibt es immer wieder neue Anfragen (WKD 525 - 526).

Im Rahmen von fünf Initiativen entstanden Publikationen zum Thema, welche die Ereignisse dokumentieren bzw. historisches Hintergrundwissen erläutern. Im Zuge von „Verlorene Nachbarschaft“ in Buenos Aires erscheint nun ein zweites Buch zum Projekt, das Interviews und Beiträge der Mitglieder vereint (NDG 59 - 61, 295 - 301). Bei der Entscheidung der Umsetzung als Buch oder Broschüre fiel in Wolkersdorf schließlich die Wahl auf die günstigere Variante, um im Gegenzug die Auflage zu steigern. Die Fragen nach der angemessenen Form (Drucken, Website etc.) wurde als spannender Diskurs empfunden (WKD 133 - 141, 172 - 174). In einem Gespräch wurde die Bildsprache auf Plakaten, Einladungen und Publikationen thematisiert, die stets bewusste Entscheidungen mit einschloss, nachdem der Einsatz von Bildern immer auch eine Form der Reduktion bedeutet (WKD 439 - 431, 438 - 441).

Neben diesen Ausdrucksformen gab es ein breites Spektrum von Veranstaltungen, wie Vorträge, Podiumsdiskussionen, Informationsveranstaltungen, Gespräche und Exkursionen, die von allen Initiativen im Rahmen ihrer Erinnerungsarbeit in einer Weise genutzt wurden (z. B. GWS 301 - 311), am offensichtlichsten vermutlich durch das Projekt „Verlorene Nachbarschaft“, das auf einer Veranstaltungsreihe basierte.

K 3.2. Prozess

Die Ausdrucksformen, die von den Initiativen gewählt wurden, scheinen neben ästhetischen, inhaltlichen und formalen Fragen stets auch im Kontext der Realisierung und des Arbeitsprozesses zu stehen. Immer wieder angesprochen wurde der Kostenfaktor: so gibt es nur wenige relevante Förderstellen, alle Projekte bewerben sich an den selben „Töpfen“ (SVG 444 - 452). Es genügt auch nicht, wenn die FördergeberInnen überzeugt sind, aber kaum Budget vorhanden ist, so kann das

Projekt in der Herklotzgasse vermutlich kein weiterführendes Vermittlungsprogramm finanzieren, was mit erheblichen Einschränkungen der ursprünglichen Ideen verbunden ist (HKG 340 - 348). Vieles muss unentgeltlich organisiert werden, wie z. B. die Untertitelung von Filmen (NDG 480 - 485). Die ideelle Unterstützung ist zwar oft groß, viele Mitwirkende müssen jedoch auf Gagen verzichten (NDG 61 - 69). Die Arbeit der Initiativen ist also in hohem Maße abhängig von Fragen personeller und finanzieller Ressourcen (HKG 826 - 829). Die (hohen) Kosten wurden von allen Initiativen angesprochen, wobei die Initiativen unterschiedlichste Summen für unterschiedlich kostenintensive Projekte zur Verfügung hatten. Nach Verhandlungen mit FördergeberInnen mussten in einigen Fällen Abstriche gemacht werden (NDG 69 - 79), so waren erste Ideen für ein Erinnerungszeichen in der Servitengasse ursprünglich zu kostenintensiv und es wurde schließlich innerhalb eines eingeschränkten Rahmens geplant und umgesetzt (SVG 93 - 101). Ein Weiterbetrieb der Ausstellung in der Herklotzgasse kostet Ressourcen und Zeit (HKG 260 - 264), es beginnt auch oft bei kleineren Kosten, wie Kopierarbeiten, die nicht gedeckt sind (SVG 601 - 605), oft kamen auch unvorhergesehene Kosten hinzu (NDG 485 - 490). Ein Projekt wird rein aus privaten Spenden finanziert und stellte nie einen Förderantrag (GDH 565 - 571), was auch die Form der Umsetzung beeinflusste. Weiters wird der Zeitfaktor angesprochen, der insbesondere bei Veranstaltungen und Ausstellungen kulminiert: so war das Projekt in Argentinien ein Vollzeitjob, die zeitlichen Ressourcen waren voll ausgelastet (NDG 506 - 510). Zeit und MitarbeiterInnen seien wesentlich für das Gelingen der Projekte verantwortlich, betont ein Projektmitglied der Servitengasse (SVG 538 - 543).

Ein weiterer Faktor, der die Arbeit der Erinnerungsinitiativen wesentlich beeinflusst, sind die Konflikte, die auftreten und Änderungen der gewünschten Form der Auseinandersetzung nach sich ziehen. In einem Fall hatte dies auch einen positiven Aspekt: Die Synagogenfassade in der Neudeggergasse, die aufgrund des Gemeindebaukonflikts geteilt wurde, wurde aus Sicht der InitiatorInnen schließlich zu einem weitaus spannenderen Projekt, wobei die Form aufgrund des Konflikts und der Realisierbarkeit angepasst wurde (NDG 19 - 29, 195 - 201). In der Suche nach einem geeigneten Standort für die Synagogenfassade in Buenos Aires wurde erst ein Haus auserkoren, nach Schwierigkeiten wurde schließlich der Platz im Park fixiert, was für die Initiative letztlich das bessere Ergebnis darstellte, in weiterer Folge allerdings auch zusätzliche Kosten zur Folge hatte (NDG 249 - 253).

K 4 Öffentlichkeit

K 4.1. Strategien

Alle Initiativen nutzten die Möglichkeiten, das Projekt in der Umgebung vorzustellen, sei es z. B. bei anderen Veranstaltungen im Bezirk (NDG 181 - 183) oder bei Privatgesprächen in Familie und Bekanntenkreis oder bei Stammtischen – in ländlichen Gebieten oft die „härteste Front“ (GWS 130 - 133). Auch bei „einschlägigen“ Veranstaltungen im Kontext von Erinnerungskultur und Gedenken wurden von manchen Initiativen Informationsblätter hinterlassen oder Gespräche geführt (SVG 116 - 118). Alle Projekte versuchten, die Bevölkerung in der Umgebung auf verschiedenste Art und Weise mit einzubeziehen. Dabei kam es nicht darauf an, zu konfrontieren, sondern die Menschen von Beginn an einzubinden und zu informieren, etwa durch Aussendungen an Haushalte. Im Wolkersdorfer Projekt sollten nie nur wenige involviert sein (GDH 563 - 565 / WKD 187-191), einzelne Schritte sollten nachvollziehbar gemacht werden. Dafür wurden zahlreiche Gespräche geführt – ein solches Vorgehen dauert zwar länger, aber es kommt an und das Wissen bleibt (WKD 208 - 214). Die Argumente „sensibles Vorgehen“ und „Einbeziehung der Bevölkerung“ kamen auch in den Gesprächen mit anderen Initiativen vor (SVG 116 - 118). Dazu sollten alle Schritte publik gemacht werden, z. B. die Ausschreibung des Wettbewerbs, die Buchpräsentation etc. (SVG 112 - 115). Die Mitglieder von „Servitengasse 1938“ machten den ersten Schritt in die Öffentlichkeit über das Verteilen von Flugblättern im Viertel, in allen Geschäften, Büchereien usw. wurde die Frage nach Erinnerungen über das Viertel gestellt (SVG 39 - 49). Die Projekte wurden in persönlichen Netzwerken beworben, in diesem Kreis wurde auch nach zusätzlichen FördergeberInnen gesucht (SVG 324 - 327). Für das Ansprechen der Netzwerke wurde eigens ein Handout mit Kurzinformationen in mehreren Sprachen angefertigt (SVG 121 - 128), Einladungen und Programmhefte, z. B. für die Enthüllung des Erinnerungszeichens lagen an verschiedenen Stellen auf (z. B. Jüdisches Museum etc.) (SVG 607 - 613).

Die beiden Projekte, die eng mit der Gemeinde zusammenarbeiteten, kommunizierten nach außen hin beide als Initiative bzw. als Geschichtswerkstatt und nicht als reines „Gemeindeprojekt“ (WKD 327 - 328).

Über das Medium der „Agenda 21“ suchte die Initiative der Servitengasse am Beginn des Projektes aktiv nach Mitgliedern (SVG 11 - 13), der Aufruf in Wolkersdorf zur Errichtung einer Arbeitsgruppe lief über Gemeindeaussendungen, die Zeitung der Grünen und ein Lokalblatt (WKD 92 - 93).

Das Projekt zur Errichtung eines Erinnerungszeichens in Hadersdorf nutzt heute andere Möglichkeiten Öffentlichkeit herzustellen, als noch vor zehn Jahren, als das Briefeschreiben an die Gemeindeverantwortlichen noch erfolglos blieb (GDH 56 - 58). Nach dem Scheitern der Installation eines Erinnerungszeichens wurde eine Website eingerichtet, Informationen gesammelt, ein Medienverteiler aufgebaut und damit die Medien direkt angesprochen. Nach dem Druck der Öffentlichkeit durch erste Artikel in der Presse war die Gemeinde das erste Mal verhandlungsbereit (GDH 85 - 90). Auch die Servitengasse machte Schwierigkeiten im Arbeitsprozess bei einer Veranstaltung publik und die Bezirkspolitik reagierte prompt (SVG 154 - 158).

Die Mitglieder der Initiativen brachten zu einem großen Teil bereits Kenntnisse in der Medienarbeit mit, so arbeiten zwei Gesprächspartner professionell mit Medien, eine Initiative hatte Unterstützung durch eine PR-Fachfrau, der Projektleiter in Wolkersdorf hat durch seine politische Arbeit Medienerfahrung und weiß, wie professionelle journalistische Kanäle funktionieren. Alle Schritte der Projekte wurden kommuniziert (WKD 325 - 327 / GDH 415 - 417). Auch die Vertreterin von „Servitengasse 1938“ machte bewusst Medienarbeit, suchte AnsprechpartnerInnen, kommunizierte über einen Verteiler, der immer auch über eine Presseagentur lief. Ihre Pressetexte wurden zumeist übernommen und über ihre Kontakte wurden auch ZeitzeugInnen-Gespräche etc. weiter vermittelt (SVG 301 - 306, 307 - 312). Das Projekt in Hadersdorf arbeitete mit einem Presseverteiler, der an die Presseagenturen und Zeitungen ging, im Zeitverlauf seien die Redakteure bekannt, die für das Thema empfänglich sind (GDH 395 - 400). Auch hier wurde versucht, die verschiedenen Anlässe zu kommunizieren. Zudem wurde auf andere Verteiler zurückgegriffen, um breitenwirksam zu agieren (SVG 312 - 315).

K 4.2. Rolle der Medien

Die Projekte hatten durchwegs eine gute mediale Präsenz, der Vertreter von „Herklotzgasse 21“ spricht von einem hohen Maß an Berichterstattung (HKG 741). Für den Initiator von „Verlorene Nachbarschaft“ war die Aufmerksamkeit in Buenos Aires hoch. Es gab einige Fernseh- und Radiobeiträge in Argentinien und viele Anfragen für Interviews (NDG 290 - 292). In Wien hingegen mangelte es an personellen Ressourcen, der Großteil der Projektmitglieder war in Buenos Aires, daher fand eher wenig Kommunikation im Projektzeitraum in Österreich statt. Die Artikel folgten nach Abschluss des Projektes (NDG 281 - 290), der Projektinitiator erklärt, es wurde im

Rahmen der Möglichkeiten kommuniziert (NDG 180 - 181), das heißt, je nach verfügbaren Personen, Zeit, *Know-How* etc.

Für den Initiator von Wolkersdorf 1938 scheint die Botschaft in den Medien angekommen zu sein (WKD 459 - 452). Der Gesprächspartner, der für das Projekt in der Herklotzgasse spricht, betont, dass die Berichterstattung über die Initiative zwei Aufhänger hatten: die ZeitzeugInnen und – insbesondere zu Beginn der Berichterstattung – die Mitglieder der Initiative, bezeichnet als „junge, zivilgesellschaftliche“ Initiative. Die Selektion verlief seines Erachtens nach einfachen Codes: Exklusivgeschichten und Authentizität funktionieren immer (HKG 742 - 751, 767 - 769). Für die Öffentlichkeitsarbeit der Herklotzgasse hieß es daher die Botschaft zu überlegen: Was will man kommunizieren, damit man sich abhebt – um diese Inhalte schließlich eindeutig zu kommunizieren (HKG 796 - 799). Die Medienberichterstattung über die Arbeit des Vereins „Gedenkstätte Hadersdorf am Kamp“ nahm sich stark dem Thema Konflikt an, besonders die Berichte in der Lokalpresse waren hochgradig personalisiert und auf den Konflikt *Tochter eines Opfers gegen Bürgermeister* zugespielt – laut Verein blieben dabei die eigentlichen Botschaften teilweise auf der Strecke (GDH 420 - 432). In einem Fernsehbeitrag des ORF im Sendeformat *Report* wurden die „Geschichtswerkstatt Silbertal“ und der Verein „Gedenkstätte Hadersdorf am Kamp“ miteinander verglichen und exemplarisch als Beispiele für lokale Erinnerungskultur gegenübergestellt (GWS 558 - 563).

Die ersten Medienberichte in Silbertal waren anklagend und brachten die Bevölkerung des Ortes in Abwehrhaltung (GWS 72 - 79). Dabei sei man heute den Medien dankbar, sie lieferten den notwendigen Impuls für die Auseinandersetzung und sie hatten sich eines Themas angenommen, lange Zeit nicht angesprochen wurde (GWS 66 - 71, 82 - 88). Von Beginn an wurden die Medien in die Arbeitsschritte der Geschichtswerkstatt eingebunden, diese sollte ohne Beschönigung dargestellt werden. Der Moderator der Geschichtswerkstatt ging davon aus, dass die Menschen sich an den Medien orientieren (GWS 124 - 130). Einige JournalistInnen hatten das Projekt über den Zeitverlauf begleitet, ein Lokalmedium und eine bundesweite Qualitätszeitung, darüber hinaus erschienen Fernseh- und Radiobeiträge. Die Exkursion nach Sobibor wurde von einem ORF-Team und von zwei ZeitungsredakteurInnen begleitet (GWS 139 - 143, 585, 569 - 570, 173 - 176).

Ein Historiker lancierte einen Artikel über den Konflikt in Hadersdorf in der Tageszeitung *Die Presse*, womit der Impuls gesetzt wurde, dass die Gemeinde

reagieren musste. (GDH 306 - 309). Streitigkeiten wie bei der Gedenktafel-Eröffnung waren als Beiträge im Regionalfernsehen zu sehen (GDH 306 - 309). Das große Medienecho führte dazu, dass das Thema im Niederösterreichischen Landtag thematisiert wurde (GDH 173 - 180). Auch das Projekt in Wolkersdorf hatte sich über die Medien in gewisser Weise „abgesichert“, dies sollte das Fortbestehen garantieren (WKD 263 - 266).

Die Berichterstattung über die Initiativen ging auch über Lokales hinaus und wurde zum Teil im Ausland rezipiert, wie im Fall der „Servitengasse 1938“, z. B. durch Radiobeiträge oder Filmpräsentationen auf Festivals. Die Kontakte wurden oft durch das Netzwerk von ZeitzeugInnen gelegt (SVG 493 - 501). Der Verein „Gedenkstätte Hadersdorf am Kamp“ sendete seine Presseinformationen auch an ausländische Nachrichtenagenturen und Institutionen, so erschienen auch einige internationale Artikel (GDH 407 - 412). Die Artikel sind alle auf der Website zur Verfügung gestellt und nachzulesen.

Die große Masse würde nicht erreicht werden, meint eine der Mitglieder von „Servitengasse 1938“, dennoch hätte die Kommunikation über das Projekt rückblickend doch weite Kreise gezogen (SVG 480 - 487). Heute findet sich die Projektbeschreibung in unterschiedlichsten Medien, z. B. in einem Internetreiseführer über Wien oder in einer Broschüre des „Jewish Welcome Service“. Durch die Gespräche mit ZeitzeugInnen hätte das Projekt eine gewisse Streuung – vor allem im Ausland – erfahren (SVG 504 - 514), so bieten die HistorikerInnen des Projekts auch einen Kurs auf der Volkshochschule über Recherche an (SVG 563 - 567). Über das Projekt hinaus sind auch weitere Dinge entstanden: So wurde einer betagten Zeitzeugin die Möglichkeit geboten, eine Ausstellung ihrer Bilder in Wien zu realisieren, dafür wurde auch ein Katalog herausgegeben und die Neuigkeit erneut kommuniziert (SVG 615 - 626). Neben der Öffentlichkeitsherstellung ging es in diesem Projekt sehr stark um die Begegnung mit den Menschen.

Für einige Projekte ist die Öffentlichkeitsarbeit noch nicht abgeschlossen. In manchen Fällen konnten neben der Berichterstattung in den Massenmedien und „einschlägigen“ Medien, die sich mit dem Thema Erinnerungskultur auseinandersetzen, auch ein neues Publikum erreicht werden z. B. über Vorträge in der Universität oder über einen Artikel in einem Special-Interest-Magazin wie einem Magazin für Landschaftsplanung (SVG 184 - 190, 315 - 321).

In Hadersdorf setzten sich immer wieder prominente Menschen für das Projekt ein und hielten Reden bei den Gedenkveranstaltungen. Prominenz zu involvieren biete einige Vorteile, problematisch werde es nur, wenn die Prominenz zu sehr dominiert (HKG 712 - 714, 717 - 718).

Eine der Schwierigkeiten in der Öffentlichkeitsarbeit der Projekte kann auch die notwendige Kommunikation von Neuigkeiten sein. So birgt die Wartung eines Newsletters für den Verein „Gedenkstätte Hadersdorf am Kamp“ das Problem, dass wenig Aktuelles kommunizierbar ist, der Neuigkeitsgehalt einer Nachricht ist jedoch ein entscheidendes Selektionskriterium für JournalistInnen (GDH 447 - 448).

K 5 Zeitpunkt

Lediglich ein Projekt bezieht sich in seiner Arbeit bewusst auf offizielle Gedenkjahre, alle anderen agieren – wie in den Gesprächen betont wurde – zu einem großen Teil ohne gezielte Bezugnahme. Das Projekt „Verlorene Nachbarschaft“ hat in seinen beiden Projekten bewusst die Gedenkjahre 1998 und 2008 einbezogen. Für das kommende Gedenkjahr, das an 75 Jahre Anschluss und Pogromnacht erinnert, könnte ein Projekt angedacht werden, es benötige allerdings MitarbeiterInnen und die entsprechende Idee (NDG 336, 450 - 454). Das Denkmal in der Servitengasse wurde zwar im April 2008 enthüllt, es war jedoch nicht die ursprüngliche Intention der Initiative. Das Datum ist anderen Gründen geschuldet, primär ging es dem Projekt um die ZeitzeugInnen, nicht um das Setzen einer Aktion im Gedenkjahr. Ähnliches schildert auch der Gesprächspartner der Initiative in der Herklotzgasse, die Ausstellung „Das Dreieck meiner Kindheit“ wurde ebenfalls im Jahr 2008 eröffnet (SVG 337 - 340).

Allerdings werden jährlich kleinere Gedenkveranstaltungen zur Erinnerung an das Novemberpogrom abgehalten, die beim Erinnerungszeichen in der Servitengasse stattfinden und zu der auch wieder neue Menschen dazu stoßen und ihr Interesse bekunden. Auch die beiden anderen Wiener Initiativen „Verlorene Nachbarschaft“ und „Herklotzgasse 21“ erinnern daran (SVG 557 - 563 / NDG 307 - 311).

In Wolkersdorf wurde lediglich zu Beginn des Projekts bei der Antragsstellung mit dem Argument gearbeitet, dass ein Gedenkjahr ansteht, und es gut wäre, wenn die Gemeinde etwas unternimmt. In der weiteren Erinnerungsarbeit wurde nicht an solchen Daten festgehalten. (WKD 375 - 381). Der Projektinitiator räumt jedoch ein,

dass für eine Verankerung und Ritualisierung der Erinnerung eine festgelegte Zeit von Vorteil wäre, was für die Wiederholung der Spaziergänge in Zukunft ins Auge gefasst werde (WKD 381 - 384).

Die Gedenkfeierlichkeiten des Vereins „Gedenkstätte Hadersdorf am Kamp“ finden gezielt am Jahrestag des Hadersdorfer Massakers statt, andere Gedenktage und Gedenkjahre werden nicht miteinbezogen (GDH 160). Die Geschichtswerkstatt Silbertal wird das Erinnerungszeichen am Sonntag nach Allerheiligen, an dem gewöhnlich an die gefallenen Soldaten bei den Kriegerdenkmälern gedacht wird, einweihen. Aber auch ihre Mitglieder bezogen sich sonst nicht auf offizielle Gedenktage oder Gedenkjahre (GWS 411 - 416).

K 6 Zielgruppen

Die Initiativen kommunizierten in ihrer Erinnerungsarbeit mit verschiedensten Gruppen und Personen, für einige der Projekte lag ein wesentlicher Teil der Projektarbeit in der Kommunikation und Vernetzung mit ZeitzeugInnen und Institutionen. So schildert einer der Initiatoren der Herklotzgasse im Gespräch, wie versucht wurde, auf Bezirksebene, auf Wien-Ebene, Bundesebene und auf Ebene der (jüdischen) Gemeinde zu kommunizieren und die Menschen zu involvieren. Der Aufbau eines solchen Netzwerkes von UnterstützerInnen und Institutionen erfordere einen hohen Arbeits-, Zeit- und Kommunikationsaufwand. Auch die Hinhaltenaktik einiger FördergeberInnen erfordere konsequente Kommunikation (HKG 73 - 74, 97 - 100, 106 - 112, 119 - 122). In der Umsetzung werden die Projekte oft mit bürokratischen Hürden konfrontiert, in der viele Beteiligte mitreden, dies erfordert die Kommunikation mit den umsetzenden Ämtern, die Auflagen für ein Denkmalsprojekt sind hoch, dies erfordere viel Überzeugungsarbeit für die Umsetzung. Daher müssen die Verantwortlichen von der Sache überzeugt werden und die Umsetzung mittragen, sonst sind Verzögerungen etc. möglich. (HKG 360 - 368, 394 - 397, 394 - 397).

Für die Mitglieder des Vereins in der Servitengasse waren die Zielgruppe in erster Linie die ZeitzeugInnen, die über jüdische Publikationen und Verteiler gefunden werden sollten (SVG 50 - 52, 52 - 59). Mit den ersten Kontakten entstand ein Netzwerk von ZeitzeugInnen, die das Anliegen weiter kommunizierten (SVG 71 - 76). Daneben war das Einbinden von Jugendlichen ein weiteres Anliegen (SVG 87-88). So wurden Schulen im Bezirk direkt angesprochen (SVG 200 - 206). Auch „Verlorene

Nachbarschaft 2008“ sprach Schulen in Buenos Aires an und lud sie ein, die Ausstellungen und Veranstaltungen im Veranstaltungszelt anzusehen (NDG 477 - 480). In Wolkersdorf wurde ebenfalls versucht, die umliegenden Schulen einzubinden: was bei der AHS gelang bei der auch LehrerInnen bei den Projekttreffen dabei waren, misslang bei der Hauptschule (WKD 164 - 168, 169 - 172). Im Umfeld der Ausstellung in der Herklotzgasse 21 wurden Workshops für Jugendliche abgehalten, die für das Thema Erinnerung sensibilisiert werden sollten (HKG 440 - 443). Auch im Umfeld des Projektes in Hadersdorf gab es ein Schulprojekt, zumeist wurde jedoch in einem eigenen kulturellen Segment kommuniziert (GDH 450 - 454). Daneben wurden politische FunktionsträgerInnen, VertreterInnen von Kirchen und Vereine direkt angeschrieben (GDH 561 - 563). Einer der InitiatorInnen des Projektes in Wolkersdorf hatte den Eindruck, mit dem Thema vermehrt ältere Menschen anzusprechen (WKD 318 - 320).

Die AnrainerInnen im 15. Wiener Gemeindebezirk wurden in einer Sensibilisierungsphase über Workshops und Informationsveranstaltungen nach ihren Erwartungen befragt, die sie an ein Erinnerungszeichen in ihrer Umgebung haben (HKG 290 - 294). In Silbertal musste in Bezug auf die Kosten des Erinnerungszeichens Überzeugungsarbeit in der Bevölkerung geleistet werden (GWS 618 - 629).

In den Gemeindeprojekten galt ein wesentlicher Teil der Öffentlichkeitsarbeit der Kommunikation mit der Bevölkerung. In Wolkersdorf geschah dies neben anderen Formen über die Rundgänge, die immer gut besucht waren und durch die auch immer wieder neue Menschen auf das Projekt aufmerksam wurden (WKD 103 - 105, 481 - 490). Auch die Initiativen aus Wien mussten Überzeugungsarbeit bei den AnrainerInnen leisten, was beispielsweise über Informationsveranstaltungen geschah (NDG 155 - 163). Um Unterstützung für den Aufbau der Synagogenfassade zu erhalten, wurde in einer Telefonaktion das private Umfeld in der Neudeggergasse mobilisiert (NDG 201 - 203).

Als in Wolkersdorf überlegt wurde, welchen Standort die Ausstellung erhalten solle, entschied man sich für eine Präsentation im öffentlichen Raum, damit möglichst viele BewohnerInnen des Ortes angesprochen werden können. Damit hatte ein Großteil der Bevölkerung die Ausstellung gesehen (WKD 200 - 205). In einer Informationsveranstaltung mit HistorikerInnen, die sich an die Hadersdorfer Bevölkerung richtete, wurde der Ort zum ersten Mal mit seiner Vergangenheit konfrontiert (GDH 109 - 116).

Zu den Gedenkveranstaltungen zum Massaker kamen Menschen aus der Umgebung und Bekannte des Vereins (GDH 238 - 249).

Neben der Wolkersdorfer Bevölkerung musste das Projekt auch in der Gemeinde- bzw. Bezirkspolitik verhandelt werden, z. B. in Budgetverhandlungen (WKD 59 - 66), oder in Hintergrundgesprächen mit den Fraktionen, um so beispielsweise klarzustellen, dass keine Konfrontationen gesucht werden (WKD 39 - 45). Dann mussten auch bestimmte VertreterInnen überzeugt werden, z. B. Überzeugungsarbeit beim Bürgermeister für das Ausstellungsprojekt zu leisten (WKD 174 - 180). In dieser politischen Arbeit mussten mitunter auch „Verfahrenstricks“ angewendet werden, erklärt der Initiator von „Wolkersdorf 1938“, selbst seit Jahren Gemeindepolitiker, so sei entscheidend, wo Entscheidungen beschlossen werden – im Gemeinderat oder im Stadtrat (WKD 248 - 253). Er sieht mehrere parallele Prozesse innerhalb des Projekts ablaufen: den politischen Prozess, den Prozess mit der Bevölkerung und der Gesellschaft – diese gilt es in der Projektarbeit stets mitzudenken (WKD 253 - 259). Das politische „Andocken“ ermögliche, besser mit Widerstand umgehen zu können (WKD 259 - 263). Mit einer Unterschriftenliste von UnterstützerInnen wurde im achten Wiener Gemeindebezirk um politische Unterstützung von zwei Parteien angesucht (NDG 167 - 177).

Bei den ZeitzeugInnen erregte das Projekt „Verlorene Nachbarschaft“ viel Aufmerksamkeit, der Projektinitiator sieht sie auch in gewisser Weise als „MultiplikatorInnen“ für ihre Kinder (NDG 400 - 406). Beim zweiten Anlauf hatte das Projekt den Vorteil, auf das Vorgängerprojekt hinweisen zu können, was auch in der Kommunikation mit FördergeberInnen und bei der Aufstellung eines Ehrenkomitees förderlich war (NDG 213 - 220).

K 7 Wirkung

Die unmittelbaren Reaktionen der AnrainerInnen auf die Denkmalsentwicklungen von „Herklotzgasse 21“ in den Informationsveranstaltungen waren durchwegs positiv, es kristallisiert sich der Leitsatz „Hinschauen, nicht wegschauen“ heraus, und es wurden Fragen aufgeworfen wie: Was kann Zivilcourage heute heißen? Die AnrainerInnen erkannten, dass sie mitverantwortlich für die Stimmung im Bezirk sind (HKG 315 - 321). „Servitengasse 1938“ erhielt durchwegs positive Resonanz von ZeitzeugInnen, und keinerlei negative Reaktionen in der Umgebung (SVG 144 - 147). Die Projektmitglieder stießen auch nicht auf Widerstand, sahen sich nur in einigen Fällen mit der

Verzögerungstaktik und dem Unverständnis von Behörden und Ämtern konfrontiert, was zum Teil in langen Arbeitsprozessen, Zusagen von Geldern und darauffolgenden Kürzungen resultierte (SVG 143 - 144, 147 - 149, 161 - 170). In der Neudeggergasse gab es beim ersten Projektdurchlauf 1998 massiven Widerstand von den BewohnerInnen des Gemeindebaus, bei der Idee, die Synagogenfassade vor dem Gemeindebau aufzustellen (NDG 24 - 26). Bei den jährlichen Gedenkveranstaltungen werden nur mehr vereinzelte Kommentare vernommen (NDG 307 - 312). In Hadersdorf erklärt sich ein Teil der Bevölkerung solidarisch mit dem Anliegen des Projekts, tut dies jedoch nicht offen, weil Konflikt und Konsequenzen im Ort vermieden werden sollen (GDH 244 - 252). Bei zwei Projekten hatten es die Mitglieder mit mehr oder weniger heftigen Widerstand mit dem Bürgermeister zu tun, während sich in Silbertal der Konflikt entschärfte und die Notwendigkeit der Aufarbeitung anerkannt wurde, wurde der Konflikt in Hadersdorf bis heute nicht beigelegt.

Bei beiden Projekten von „Verlorene Nachbarschaft“ wurde im Vorfeld mit Störaktionen gerechnet, die Sorgen blieben jedoch unbegründet (NDG 322 - 329, 329 - 332). Bei Gesprächsveranstaltungen in Wien waren auch kritische Stimmen im Gespräch, diese repräsentierten jedoch lediglich eine andere Sichtweise und trugen im Gesamten zum Diskurs bei (NDG 573 - 582). Auch in Wolkersdorf wurde mit Störungen oder Schmieraktionen im Rahmen der Ausstellung gerechnet, doch auch diese blieben aus. Grund zur Annahme für den Projektinitiator, dass das Projekt mittlerweile bei der Bevölkerung angekommen sei. (WKD 185 - 187, 211 - 214).

In der Neudeggergasse wurde von teilnehmenden Betroffenen – ehemaligen NachbarInnen – zur Erinnerung an das Projekt zum Dank eine Tafel initiiert (NDG 124 - 128). Das Projekt „Verlorene Nachbarschaft“ erhielt 2008 sehr viel positives Feedback – insbesondere in Bezug auf den jungen Projektinitiator vor Ort (NDG 646 - 649), sehr gute Rückmeldungen von Betroffenen, mitwirkenden WissenschaftlerInnen und KünstlerInnen (NDG 653 - 655). Das Projekt scheint in Buenos Aires immer noch Gespräch zu sein (NDG 465 - 467). Ein Jahr später wurde eine spontane Gedenkveranstaltung mit vielen TeilnehmerInnen abgehalten (NDG 457 - 462).

Mit der Aufforderung, das Thema doch endlich ruhen zu lassen, sahen sich alle Projekte in mehr oder weniger starkem Ausmaß konfrontiert. So mussten sich die Mitglieder der Geschichtswerkstatt mit Aussagen wie: „Gebt doch endlich einmal Ruhe!“ oder „Das gibt nur böses Blut!“ auseinandersetzen. In Wolkersdorf musste die Arbeitsgruppe argumentieren, warum nach Abschluss der Ausstellung noch eine

Gedenktafel notwendig sei, was Überzeugungsarbeit erforderte (WKD 458 - 463). Die erste Reaktion des Hausbesitzers in der Herklotzgasse, war die Aufforderung die Vergangenheit doch endlich ruhen zu lassen, der wurde jedoch im Projektverlauf von der Relevanz des Themas überzeugt (SVG 485 - 489).

Die Intervention von außen, die nicht aus dem Ort kam, ist eine der Hauptgründe für die Schwierigkeiten, die der Projektinitiator der Gedenkstätte in Hadersdorf ausmacht (GDH 580 - 584). Die personelle Verwobenheit im Ort verzögerte den Arbeits- und Kommunikationsprozess (GDH 164 - 173). Einige Geschichtswerkstättenmitglieder in Silbertal erlebten Konflikte innerhalb der eigenen Familien und damit persönliche Einschnitte (GWS 114 - 120, 274 - 280). Auch eine Instanz wie der Dorfpfarrer war gegen das Projekt gestimmt, es würde nur unnötig aufwühlen, hieß es von seiner Seite (GWS 726 - 731). Viele empfanden daher den vorläufigen Abschluss des Projekts als gewisse Erleichterung; alles war gesagt, für die Projektmitglieder scheint nichts mehr unausgesprochen (GWS 283 - 284). Die Diskussion im Ort drehte sich erst um den Täter und welche Namen auf dem Erinnerungszeichen stehen sollten, am Ende ging es nur mehr um die Kosten (GWS 366 - 370). Die Förderung durch Land und Sponsoren, die das Budget für die Arbeit der Geschichtswerkstatt bereitstellten, brachte auch einige kritische Stimmen ein, so lautete ein Vorwurf, Schweigegeld angenommen zu haben (GWS 603 - 613). Das Silbertaler Kriegerdenkmal kam darüber hinaus im Internet in rechtsradikalen Foren zur Sprache (GWS 580 - 583).

K 8 (Kulturelle) Rückwirkungen

K 8.1. „Offizielles“ Feedback

Das Projekt „Verlorene Nachbarschaft“ erhielt eine Ehrung durch die Israelitische Kultusgemeinde, von politischer Seite – sieht man von der Unterstützung durch den Ehrendienst ab – kam nichts Vergleichbares (NDG 208 - 210). 2008 war das positive Feedback durch die österreichische Botschaft der einzige politische Kommentar, dort hieß es, es sei bislang das wichtigste österreichische Projekt in Buenos Aires (NDG 644-646). Noch bevor die „Geschichtswerkstatt Silbertal“ ihre Arbeit aufnahm, galt die Diskussion im Vorarlberger Landtag den Reaktionen des Bürgermeisters. Am Ende referierte ein Vertreter der ÖVP in einer Kulturbudget-Diskussion über den Erfolg der Geschichtswerkstatt (GWS 596 - 600).

Dass bei Gedenkveranstaltungen ranghohe VertreterInnen des Staates teilnehmen, wie beispielsweise durch die Rede der Nationalratspräsidentin oder durch den Ehrenschutz des Bundespräsidenten deutlich wird, sieht der Verein „Gedenkstätte Hadersdorf am Kamp“ als „Antwort der Republik“ auf den Konflikt mit der Gemeinde und die Notwendigkeit der Auseinandersetzung (GDH 200 - 203). Wenn hohe politische FunktionärInnen Reden halten und damit zur Repräsentativität des Projektes beitragen, müssen auch GemeindepolitikerInnen nachziehen (GDH 276 - 284). Dadurch und durch die Medienberichterstattung wuchs in Hadersdorf der Druck der Parteien, in der Region und in der Öffentlichkeit (GDH 296 - 298). All dies führte zu einem gewissen Bekanntheitsgrad des Projekts, die Reaktionen des Bürgermeisters wurden jedoch nicht sanktioniert (GDH 183 - 188). Die Bezirkspolitik war dem Projekt „Servitengasse 1938“ gut gesinnt. Allerdings stellten die Mitglieder der Initiative fest, dass höhere PolitikerInnen, die keine Rolle in einer Feierlichkeit zugeordnet bekommen, manchesmal auch nicht zu Veranstaltungen kommen (SVG 288 - 296).

Das Projekt „Herklotzgasse 21“ erntete viel Lob und Anerkennung für seine Erinnerungsarbeit: Ein Erinnerungsraum für die Auseinandersetzung wurde geschaffen, das Projekt wurde im öffentlichen Raum sichtbar gemacht, es gibt viel Material zur Vermittlung und das Wissen, wie gerade auch junge Menschen angesprochen werden – gleichzeitig stellt sich für die Mitglieder die Frage, wie das Projekt weiter etabliert werden kann (HKG 240 - 249).

K 8.2. Vernetzung / Kooperation

Durch die Berichterstattung über ihre Erinnerungsarbeit und durch die Vernetzung mit anderen aktiven ErinnerungsarbeiterInnen erhielten die Initiativen zum Teil auch Feedback oder Anfragen zum Arbeitsprozess von anderen Projekten aus der Umgebung und österreichweit, wodurch sich teilweise ein Austausch ergab (SVG 424 - 431, 434 - 437 / WKD 507 - 509, 509 - 512, 512 - 516, 311 - 312). Inspiriert durch die Arbeit der Initiative „Servitengasse 1938“ ergab sich ein Nachahmungsprojekt in Deutschland (SVG 630 - 635). Bereits im Projektverlauf der Geschichtswerkstatt entwickelte sich eine enge Kooperation mit einem Projekt aus einer anderen Region in Vorarlberg, mit dem ein thematischer Dialog stattfand und eine gemeinsame Veranstaltung organisiert wurde (GWS 697 - 700).

Einer der ProjektinitiatorInnen sieht die Gefahr der partiellen Auslagerung der Erinnerungsarbeit an ehrenamtliche MitarbeiterInnen von lokalen Erinnerungsinitiativen und sieht als eine Folge die Konkurrenz um Fördergelder (HKG 223 - 229). In einem

Gespräch kam auch die Vielfalt der Erinnerungsprojekte zur Sprache, die eher negativ gewertet wurde, weil viele verschiedene Zugänge die Gefahr der Fragmentierung böten, vieles passiere parallel, es gebe kaum Informationsaustausch, man frage sich, was der gemeinsame Nenner der Initiativen sei; über ein Komitee könnten beispielsweise inhaltliche Schwerpunkte bearbeitet werden, zudem werde man als Institution anders wahrgenommen, was die Arbeit kleinerer Erinnerungsinitiativen grundsätzlich erschwere (GDH 493 - 498, 501 - 512, 516 - 518). Kritik wird an der inhaltlichen Herangehensweise mancher Projekte geübt, die zwar für die gute Sache stehen und Aufmerksamkeit schaffen, aber z. B. andere Opfergruppen aussparen. Wichtig sei jedoch grundsätzlich das Schaffen von Aufmerksamkeit und die öffentliche Auseinandersetzung (GDH 52 - 534).

Der Versuch eines solchen Zusammenschlusses – die Vernetzungstreffen – waren allen Initiativen bekannt, von zwei Initiativen sind VertreterInnen auch MitorganisatorInnen der Treffen, die anderen waren noch nie bei den Zusammenkünften. Es gibt ein Wissen um die anderen Projekte, eine gewisse Sensibilisierung durch die Thematik, doch die Kontaktaufnahme und der Austausch erfordern neben der eigenen Projektarbeit auch Zeit (NDG 446, 413 - 417 / GDH 484).

K 8.3. Projektauswirkungen

Das Projekt in Buenos Aires scheint noch nicht völlig zum Abschluss gekommen zu sein, es kommen laufend Anfragen nach einem Fortsetzungsprojekt (NDG 457 - 458). Das Projekt in Wolkersdorf ist offiziell abgeschlossen und abgerechnet – es ist aber inhaltlich noch präsent, die Idee eines jährlichen Rundganges soll in naher Zukunft umgesetzt werden (WKD 293 - 304). Hier war für die Gruppe der Diskurs in der Bevölkerung wesentlich, und dass die ehemalige jüdische Bevölkerung von Wolkersdorf ein Gesprächsthema geworden ist (WKD 345 - 355). Dass die Vergangenheit wieder Thema im Ort sein kann, ist auch das Resümee der Geschichtswerkstatt. Es gibt zwar nach wie vor Menschen, die dagegen sind, die Vergangenheit aufzuarbeiten – wie von Beginn an – dennoch war trotz dieser Haltung alles möglich und die Stimmungslage im Ort hat letztlich doch einen Wandel vollzogen (GWS 664 - 675). Der Erinnerungsplatz soll symbolisieren, dass das Zulassen von Erinnerungen auch Positives bewirken kann. Die Pflege des Gartens oder ihr Ausbleiben wird auch den Umgang mit der Erinnerung ausdrücken (GWS 390 - 408). Dazu sei es auch notwendig, Konflikte zuzulassen und Raum für Auseinandersetzung zu schaffen, durch diesen Prozess hätte sich viel entwickelt (GWS 378 - 386). Auch in Wolkersdorf blieben keine Schuldzuweisungen und auch kein ungutes Gefühl zurück

(WKD 355 - 359). Die Mitglieder von „Herklotzgasse 21“ möchten zwar die Menschen, die als GesprächspartnerInnen im Projekt mitgewirkt haben, noch einmal besuchen und einen Abschluss finden, sehen ihr Projekt dennoch als *work-in-progress*, denn das Thema habe auch sehr stark mit Stadtentwicklung und dem „Hier und Jetzt“ zu tun (HKG 829 - 837). Erinnerungsarbeit bedeute auch die Gestaltung von nachhaltigen Arbeitsprozessen, so der Vertreter von „Herklotzgasse 21“. Sie dürfe nicht nur kurz berühren, sondern müsse auch längerfristig wirksam werden. Dieser Prozess werde auch durch die Unterstützung auf politischer Ebene, beispielsweise im Bezirk, deutlich (HKG 351 - 358). Der Initiator von „Verlorene Nachbarschaft“ vermag die tatsächlichen kulturellen Auswirkungen des Projektes nicht abzuschätzen, seit dem Projekt 1998 ist das Thema im Bezirk bekannt, beide Veranstaltungsreihen hatten viele BesucherInnen und gute Resonanz, heute geschehe einiges zum Thema (NDG 550 - 554).

Wichtig sei es, das Wissen auch weiterzugeben, insbesondere SchülerInnen sollten mit regionaler Geschichte vertraut gemacht werden – einmal nach Mauthausen fahren ist zu wenig, ist sich der Initiator des Vereins „Gedenkstätte Hadersdorf am Kamp“ sicher (GDH 534 - 543). Dies gilt auch in Zusammenhang mit gegenwärtigen Phänomenen wie Wiederbetätigung oder Zwischenfällen bei Studienreisen. Es sei wichtig, Zusammenhänge aufzuzeigen, dafür müsse besonders die Zusammenarbeit mit den Schulen verstärkt werden (GDH 543 - 552). Für den Moderator der „Geschichtswerkstatt Silbertal“ hat Erinnerungskultur auch viel mit Konfliktkultur zu tun. Die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit sei auch ein Lernprozess. Er zitiert: „Die wichtigsten Denkmäler sind die Debatten“ (GWS 744 - 757). Die Summe der lokalen Initiativen seien letztendlich auch das „offizielle Österreich“ und spiegeln die österreichische Erinnerungskultur wider, ist sich die Vertreterin von „Servitengasse 1938“ sicher (SVG 267 - 271).

	HKG	SVG	NDG	GWS	WKD	GDH
Zeitraum	Seit 2006	Seit Frühjahr 2004	Wien: 1998 Buenos Aires: 2008	Seit Mitte 2007	Seit Ende 2005	Vereinsgründung 2005 (60. Jahrestag des Massakers)
Ort	15. Bezirk, Wien – Herklotzgasse	9. Bezirk, Wien – Servitengasse	8. Bezirk, Wien – Neudeggergasse	Silbertal, Vorarlberg	Wolkersdorf, Niederösterreich	Hadersdorf am Kamp, Niederösterreich
Wer	Initiative heutige Mieter des Hauses Herklotzgasse 21, Bürogemeinschaft: die loop Agentur für Kommunikation, Dachverband soziale Unternehmen	Initiative von AnrainerInnen der Servitengasse	Initiative Nachbarschaftsverein (Betrifft: Neudeggergasse)	Geschichtswerkstatt von Gemeinde beschlossen, BewohnerInnen des Ortes	Antrag im Gemeinderat: Interessierte Stadtbevölkerung, unabhängig von politischer und sozialer Zugehörigkeit	Initiative ausgegangen von Angehörigen und einem Historiker
Erinnerungsanlass, Intention	„Jüdisches Leben im Bezirk“ bekannt machen, ausgehend von der Herklotzgasse 21 – nicht nur Vergangenes wie Leid oder Vertreibung im Mittelpunkt – das Leben im Bezirk heute	Schicksale ehemaliger jüdischer BewohnerInnen einer ganzen Gasse	1998: Mikrokosmos jüdischen Lebens im Bezirk: Erinnerung an die „verlorene Nachbarschaft“ (60 Jahre) 2008: kulturelle Begegnung Wien – Buenos Aires (70 Jahre)	Impuls von außen: Auseinandersetzung mit Ortsgeschichte (SS- Angehöriger auf Kriegerdenkmal) wird zur Notwendigkeit	Ehemalige jüdische BewohnerInnen Wolkersdorf ins Bewusstsein bringen; Bekanntmachen des Themas im Ort, Initiierung eines Kommunikations- und Reflexionsprozesses auf verdrängtes Kapitel der Lokalgeschichte	Erinnerung an die 61 Opfer des Massakers von Hadersdorf im Jahr 1945, Ziel: Errichtung eines Erinnerungszeichens, Thema im Ort sichtbar machen
Formen	<ul style="list-style-type: none"> • Ausstellung - Vermittlungsprogramm/ Workshops - Erinnerungs- und Dialograum • Publikation • Tagung „jüdisches Vereinswesen“ • Veranstaltungen (Informationsveranstaltungen, Abendprogramm) • Website • Audioguides im Bezirk • Erinnerungszeichen, Wettbewerb (in Umsetzung) • Gedenkveranstaltungen, ... <p>angedacht:</p> <ul style="list-style-type: none"> • Filmprojekt • Umgestaltung Fassade Bethaus 	<ul style="list-style-type: none"> • Gedenktafel Haus Nr. 6 • Publikation • ZeitzeugInnen Begegnungen • Filmwettbewerb und Präsentation • Erinnerungszeichen, Wettbewerb, Enthüllungsfeier • Gedenkveranstaltungen • Website, ... <p>angedacht:</p> <ul style="list-style-type: none"> • Ausstellung 	<p>1998, Wien:</p> <ul style="list-style-type: none"> • temporäres Erinnerungszeichen • Veranstaltungsreihe (kulturelles Rahmen- programm mit Fokus jüdische Kultur, Musik, Literatur, ZeitzeugInnen- gespräche) • Dokumentarfilm • Publikation • Website • Gedenkveranstaltungen <p>2008, Buenos Aires:</p> <ul style="list-style-type: none"> • Synagogenfassade • kulturelles Rahmen- programm, Fokus Wien: Ausstellungen, Telecafe, Musik, Wissenschaft, Literatur, Kunst, ... • Publikation, ... 	<ul style="list-style-type: none"> • Exkursionen (Sobibor, Hartheim) • Gedenkakt in Sobibor • Veranstaltungen (Podiumsdiskussionen, Vorträge, ...) • Workshop mit Jugendlichen zum Thema Zivilcourage, Gespräche mit Zeit- zeugInnen • Erinnerungszeichen: Erinnerungsgarten/-platz • Filmpräsentation • Ausstellung über Eugenie Goldstern • Publikation zur Geschichte Silbertals, ... 	<ul style="list-style-type: none"> • temporäre Ausstellung im Stadtraum • Publikation (Broschüre) • Erinnerungszeichen (Gedenktafel) • Website • Veranstaltungen • Erinnerungsrundgang, ... 	<ul style="list-style-type: none"> • temporäres Mahnmal: Installationen/Interventionen im öffentlichen Raum • jährliche Gedenkveranstaltungen • Informationsveranstaltung • Website übernimmt Aufgabe einer „virtuellen“ Gedenkstätte • Dokumentarfilm über „Kremser Hasenjagd“ (in Arbeit), ...

Tabelle 1: Die Zusammenfassung dient der Orientierung, Stand März 2010 („Herklotzgasse 21“ / „Servitengasse 1938“ / „Geschichtswerkstatt Silbertal“ / „Wolkersdorf 1938“ / „Gedenkstätte Hadersdorf am Kamp“).

3.3.2. Beantwortung der Forschungsfragen

In diesem Abschnitt wird explizit auf die eingangs vorgestellten Forschungsfragen eingegangen, die durch die Arbeit leiteten. Zur Untermauerung der Argumentation werden die Ergebnisse der Analyse, die im vorhergehenden Kapitel vorgestellt und beschrieben wurden, in Bezug auf die Fragestellung knapp zusammengefasst und mit Zitaten aus Selbstdarstellungen und Medienberichten ergänzt.

In welcher Form vermitteln und kommunizieren die Erinnerungsinitiativen ihre Anliegen?

Alle analysierten Erinnerungsinitiativen arbeiteten mit einer breiten Palette von Ausdrucksformen, um ihr Anliegen zu vermitteln: Sie publizierten beispielsweise Bücher mit den Ergebnissen der Recherche und der ZeitzeugInnen-Gespräche, entwickelten Ausstellungen, setzten audiovisuelle Materialien ein oder entwickelten Erinnerungszeichen für die dauerhafte Erinnerung. Die Auswahl der Formen stand zumeist zu Projektbeginn fest, wurde jedoch in vielen Fällen ausdifferenziert bzw. erweitert. Es geschah einiges an gruppeninterner Auseinandersetzung darüber, welche Anforderungen z. B. ein Erinnerungszeichen erfüllen, oder wie ein Dokumentarfilm das Anliegen umsetzen soll. So wurde auch darüber reflektiert, welche Vorteile lokale Erinnerungsansätze gegenüber institutionalisierter Erinnerungskultur bieten können – wie am Beispiel der Ausstellung „Das Dreieck meiner Kindheit“, in der der Kurator Georg Traska überzeugt ist, dass sich die „plötzlichen Umbrüche vom fröhlichen Alltag in die Grausamkeit des Holocaust“ in einer kleinen Ausstellung, die sich auf einen eingegrenzten geografischen Raum bezieht, besser nachvollziehen lasse, als in einer großen Ausstellung, die versuche, alles zu erklären.⁸⁰⁹

Durch Wettbewerbe oder Aufträge wurde auch Expertise von außen – von Fachleuten wie KünstlerInnen oder LandschaftsarchitektInnen – einbezogen. In diesen Arbeitsprozessen spielen immer Faktoren wie finanzielle Ressourcen und Realisierbarkeit eine wichtige Rolle.

Wichtig ist den Gruppenmitgliedern auch die Implementierung der Formen in der Bevölkerung, die nicht damit konfrontiert, sondern in die Prozesse miteingebunden

⁸⁰⁹ Vgl. o. V.: „Sie haben nicht gelöscht“, www.derstandard.at, vom 2. November 2008 (abgerufen am 19. November 2008).

werden soll. So beschreibt einer der ProjektinitiatorInnen der Audioguides im 15. Bezirk, dass nicht nur die Hörstationen errichtet werden sollten, es benötigt auch „Begleitung, Debatten, aufgeweckte Bürger“, damit ein solches Thema auch identitätsstiftend wirken könne.⁸¹⁰

Die Projekte unterscheiden sich auch in ihrem Anspruch, temporäre oder permanente Formen der Erinnerung zu finden. So ist das Projekt „Verlorene Nachbarschaft“ bewusst nur auf eine zeitlich begrenzte Veranstaltungsreihe konzentriert und betont gleichzeitig den Anspruch der Nachhaltigkeit: „Ein äußerst flüchtiges Projekt. Nachhaltig der Anspruch, ein kleines Stück gemeinsamer Geschichte im kollektiven Gedächtnis der Stadt zu verankern.“⁸¹¹ Die Rekonstruktion der Synagogenfassade erzielte bei den Projekten in Wien und Buenos Aires eine hohe Aufmerksamkeit. Die beiden Ausstellungen in Wolkersdorf und in der Herklotzgasse waren beide ursprünglich temporär geplant – in Wolkersdorf stand die Ausstellung im Stadtraum schließlich ein Jahr, im 15. Bezirk ist „Das Dreieck meiner Kindheit“ zum Teil wieder zu sehen und es wird daran gearbeitet, ein dauerhaftes Konzept umzusetzen.

Die Umsetzung insbesondere durch permanente Erinnerungszeichen evozierte teilweise hitzige Diskussionen. Die Debatte um ein bleibendes Erinnerungszeichen in Hadersdorf drehte sich jahrelang um die angemessene Form und um den Standort. Nachdem Informationsveranstaltungen und die Gespräche mit der Gemeinde nicht zielführend waren, setzt der Verein auf temporäre Interventionen bei den jährlichen Gedenkveranstaltungen. Die Installationen mit Ballons, Windrädern, Schießscheiben, die immer wieder die Namen der Opfer thematisieren, bringen zum Ausdruck, dass für diese Namen und ihre Erinnerung im kollektiven Ortsgedächtnis bis heute kein Platz ist: „An diesem Tag trägt der Wind 61 schwarze Ballons mit den Namen der Opfer des Massakers aus dem Ort hinaus, in dem es für sie keinen Platz gibt.“⁸¹² Eine Debatte über die Form des Erinnerungszeichens fand auch in Silbertal statt. Auch hier ging es um die Namen – insbesondere die konflikträchtige Erinnerung an einen SS-Angehörigen auf dem Kriegerdenkmal. Ebenfalls spielten Standort und Kosten eine große Rolle. Im Gegensatz zu Hadersdorf wurde jedoch gemeinsam mit der Gemeinde (GemeindevertreterInnen waren Mitglieder der Geschichtswerkstatt) an einer Lösung gearbeitet und ein bleibendes Erinnerungszeichen konzipiert, das gemeinsam mit Fachleuten umgesetzt werden soll. Fragen nach der angemessenen und geeigneten

⁸¹⁰ Vgl. Meinhardt, Edith: Erinnerungslücken. NS-Zeit. Rudolfsheim-Fünfhaus, der Wiener Bezirk mit dem höchsten Ausländeranteil, war ein jüdisches Vorstadt-Zentrum. Die Nazis löschten es aus. Helga Pollak kann davon erzählen; „Das Projekt. Hören und sehen. Ein kleiner Verein erweckt die verdrängte Geschichte des Wiener Arbeiterbezirks Rudolfsheim-Fünfhaus zum Leben, *Profil*, vom 23. November 2009, S. 102.

⁸¹¹ Projekt-Präsentationsmappe „Verlorene Nachbarschaft“, S. 9.

⁸¹² Pazderka, 2009, S. 135.

Realisierung eines Erinnerungszeichens beschäftigten auch die Arbeitsgruppe in Wolkersdorf. So wurde schließlich in einem Entwicklungsprozess eine kleinere Gedenktafel installiert, als ursprünglich intendiert. Die Erinnerungszeichen werden in vielen Fällen als der vorläufige Endpunkt der Darstellung gesehen. Dabei thematisierten alle Projekte den öffentlichen Raum und bemühten sich um ein öffentlich sichtbares Erinnerungszeichen. In Hadersdorf gelang dies durch temporäre öffentliche Aktionen auf dem Dorfplatz. In Wolkersdorf sollte durch die Ausstellung im öffentlichen Raum ein Großteil der Bevölkerung angesprochen werden:

„Das Konzept für die Präsentation der Ergebnisse sah ganz bewusst den öffentlichen Raum für den Hauptteil der Ausstellung vor. Für die Zielsetzung, Wissen zu vermitteln und einen öffentlichen Kommunikationsprozess in Gang zu setzen [sic!], schien dieser Platz – mitten im Zentrum, an der Außenwand eines Hauses, das bis 1938 von einem jüdischen Ehepaar bewohnt worden war – nicht nur sinnvoll, sondern geradezu prädestiniert.“⁸¹³

Das Projekt „Herklotzgasse 21“ setzte ebenfalls wesentlich auf Präsentationen im öffentlichen Raum, was sich auch in der Gestaltung in „vielfältigen Medien und Orten der Präsentationen (Bauten und Straßen; Ton und Film; Fotos und Dokumente; Printpublikationen und Website; Ausstellung und Führungen; Denkmäler im öffentlichen Raum)“⁸¹⁴ niederschlug. Die verschiedenen Ausdrucksformen wurden auch für unterschiedliche Zwecke eingesetzt, so wird einer Publikation eine andere Aufgabe beigemessen, als beispielsweise einer Ausstellung im Stadtraum, oder der Vermittlung von Erinnerung durch Film.

Zwei Initiativen arbeiteten mit den Videoaufnahmen der ZeitzeugInnen-Gespräche im Zuge der Ausstellung bzw. des Veranstaltungsprogrammes. So gab es bei „Verlorene Nachbarschaft“ in Buenos Aires einen Raum im Veranstaltungszelt, in dem die Aufzeichnungen der Gespräche angesehen werden konnten. Die Videos fanden viel Anklang. Besonders in der Arbeit mit Jugendlichen ist die Vermittlung über Video eine adäquate Form, die Lebenswelt dieser Zielgruppe anzusprechen. Im Rahmen zweier Projekte entstanden bereits Dokumentarfilme, in Hadersdorf wird an einer filmischen Dokumentation der „Kremser Hasenjagd“ gearbeitet, die Mitglieder der „Herklotzgasse 21“ denken seit Projektbeginn über die Verarbeitung der Fülle des Materials und der Wissenssicherung in Form eines Filmes nach. Neben den Videoaufnahmen scheinen also insbesondere die Filmvorführungen das Publikum anzusprechen.

⁸¹³ Grützbauch, 2009, S. 125f.

⁸¹⁴ Traska, 2007, S. 130.

In Wolkersdorf wurde der Ortsrundgang als die geeignete Form des Austauschs und der Präsentation auserkoren, zunächst stand der Austausch im Vordergrund, schließlich entwickelte sich der Spaziergang zu einer Form, das Thema zu kommunizieren, zu einer anderen Art der Weitergabe von Information. Der Ort wurde auch bei der Herklotzgasse bewusst mit einbezogen – im Rahmen der Ausstellung wurde nicht nach einem neutralen Raum gesucht, sondern das Gebäude als spezifischer Schauplatz in Bezug auf seine heutige Nutzung ausgewählt.

Fünf der Initiativen betreiben eine Projektwebsite. Dabei wird insbesondere betont, dass das Wissen damit dokumentiert und auch über den Projektverlauf hinaus für ein breites Publikum verfügbar ist und als Kontaktstelle dient. Die Websites sind zumeist statisch und dokumentieren den Projektprozess sowie die Inhalte von Recherchearbeit und Hintergründen. Die Website von Hadersdorf fungiert als „virtuelle“ Gedenkstätte. Im Rahmen von fünf Projekten entstanden Publikationen zum Thema, die die Geschichten dokumentieren bzw. ergänzendes historisches Wissen anreichern. In Wolkersdorf und Silbertal erschienen die Publikationen in Form von Broschüren, in Wolkersdorf eine bewusste und pragmatische Entscheidung – die Informationen sollten möglichst vielen Menschen niederschwellig zur Verfügung stehen.

Neben diesen Formen der Auseinandersetzung organisierten die Erinnerungsinitiativen die unterschiedlichsten Formen von Veranstaltungen, angefangen von Informationsveranstaltungen und Publikumsgesprächen über Vorträge, Podiumsdiskussionen bis hin zu Exkursionen. Das Projekt „Verlorene Nachbarschaft“ bestand im Wesentlichen aus zwei Veranstaltungsreihen. Dabei wurden KünstlerInnen, WissenschaftlerInnen und ZeitzeugInnen wichtige Rollen zugewiesen. In Informationsveranstaltungen, die von der Mehrheit der Initiativen organisiert wurden, sollte explizit auf die Bedürfnisse der Bevölkerung eingegangen werden:

„Ziel dieser Informationsveranstaltungen, Workshops und Führungen war es, durch die Auseinandersetzung mit dem Thema eine höhere Akzeptanz unter den AnrainerInnen herzustellen, ihre Bedenken und Ängste wertschätzend aufzunehmen und diese positiv in den Beteiligungsprozess einfließen zu lassen.“⁸¹⁵

Zentrales Anliegen dreier Initiativen waren die Begegnungen mit ZeitzeugInnen, ihre Lebensgeschichten und -wege und die Erinnerungen, die zur historischen Aufarbeitung beigetragen haben, wie in den Gesprächen aber auch in den Selbstbeschreibungen immer wieder thematisiert wird. Für weiterführende Forschungen stellt sich die Frage,

⁸¹⁵ Kofler, Michael / Rebel-Burget, Michaela / Stoik Christoph: Das Gedächtnis des Bezirks. In: Kofler / Pühringer / Traska, 2008, S. 180.

wie solche Projekte in Zukunft aussehen könnten, wenn der Austausch mit den Menschen nicht mehr möglich ist und neue Ausdrucksmöglichkeiten der Emotionalisierung gefunden werden müssen.

Mit welchen Strategien schaffen die Erinnerungsinitiativen Öffentlichkeit für ihr Anliegen?

Die Initiativen agieren auf den verschiedenen Ebenen der Öffentlichkeit. So entstanden die Ideen und die Konzepte für die Projekte zumeist im Privaten, die erste Kommunikation geschah in manchen Fällen bereits in der Encounter-Ebene. So übertraten die zwei Projekte mit den Gemeinden im Hintergrund die Schwelle zur Versammlungsöffentlichkeit, denn es mussten zunächst Beschlüsse in Gemeinderäten etc. gefasst werden, um die Arbeitsgruppe zu konstituieren oder das Budget zu beschließen. Die zahlreichen Gesprächssituationen mit ZeitzeugInnen und die Vermittlung von weiteren Kontakten spielten sich im Übergang zwischen erster und zweiter Ebene ab. Viele Mitglieder der Initiativen leisteten Informations- und Überzeugungsarbeit im Bekanntenkreis und in der Familie, insbesondere auch bei den Projekten in den Bundesländern. Mit Hilfe von Flugblättern versuchte beispielsweise das Projekt „Servitengasse 1938“ Wissen im Bezirk ausfindig zu machen: „Wir suchen für das Projekt ‚Servitengasse 1938 – Schicksale der Verschwundenen‘ Zeitzeugen, Fotos, Erinnerungen und Dokumentationsmaterial unserer jüdischen Mitbürger. Wenn Sie uns helfen können, unsere verborgene Geschichte sichtbar und bewusst zu machen, wenden Sie sich bitte an [...]“⁸¹⁶ Auf ähnliche Weise wurde auf die Gestaltung des Gedenksymbols aufmerksam gemacht, für dessen Realisierung Schlüssel gesucht wurden: „Für die Gestaltung des Gedenksymbols werden dringend alte Schlüssel gesucht.“⁸¹⁷ Die Gespräche mit den ZeitzeugInnen wurden zumeist auch in einem kleinerem Rahmen abgehalten, beispielsweise die „Beserlpark-Partie“.

Alle Projekte trachteten nach der Kommunikation mit der Dorf- bzw. Bezirksbevölkerung, die zunächst auch in der *Face-to-Face*-Kommunikation stattfand, mit Hilfe von Handzetteln und Flugblättern im direkten Lebensumfeld, oder auch über Gemeindeaussendungen etc. In weiterer Folge wurden Informationsveranstaltungen, Stadtrundgänge, Gedenkveranstaltungen und Gesprächsrunden organisiert und damit ein breiteres Publikum angesprochen. Bei diesen Veranstaltungen gab es bereits ein klar definiertes Publikum und SprecherInnen, wie z. B. WissenschaftlerInnen als

⁸¹⁶ „Servitengasse 1938“: „Damit die Erinnerung nicht verloren geht!“, Flugblatt, o. A.

⁸¹⁷ „Servitengasse 1938 – Schicksale der Verschwundenen“: Alte Schlüssel gesucht, Flugblatt, o. A.

ReferentInnen oder RednerInnen. Die Themenauswahl und die Auswahl der ReferentInnen ist entscheidend für das Publikum, das sich davon angesprochen fühlt. In allen Fällen waren dies zumeist Personen, die innerhalb des Veranstaltungsrahmens eine homogene Meinung bildeten und Themeninteresse mitbrachten. Bei manchen Veranstaltungen gab es jedoch auch Debatten. Die Versammlungsöffentlichkeit war bei allen Initiativen ein wesentlicher Bestandteil der Arbeit, alle Initiativen erreichten jedoch auch mehr oder weniger erfolgreich die Medienöffentlichkeit, was anhand der teils umfangreichen Medienberichterstattung abgelesen werden kann. So finden sich auf der Website der „Gedenkstätte Hadersdorf am Kamp“ über 100 Zeitungsartikel, Radio- und Fernsehbeiträge.

Alle Projekte trachteten von Beginn an danach, die Medienöffentlichkeit einzubeziehen und versuchten die unterschiedlichsten Anlässe, wie beispielsweise Eröffnungen, Ausstellungen oder Exkursionen zu kommunizieren und damit eine lokale bzw. nationale Öffentlichkeit zu erreichen und das unmittelbare Umfeld damit zu überschreiten. Die Medienarbeit wurde aktiv forciert und gelang je nach personellen Ressourcen, Zeiteinsatz und Kenntnissen von Kommunikationsprozessen, auch Kontakte waren maßgeblich. So wurde auch von den Initiativen erkannt, welche JournalistInnen auf die Themen ansprechen. Zum einen erreichten die Initiativen die Lokalpresse, alle Initiativen fanden sich auch in der österreichweiten Berichterstattung wieder.

Nach einer ersten Durchschau der Medienberichterstattung und nach Einschätzung der Verantwortlichen der Initiativen kann davon ausgegangen werden, dass die Selektion der Themen vorwiegend auf den Nachrichtenfaktoren Zeit, Nähe (insb. räumlich, politisch, kulturell), Status (insb. persönlicher Einfluss, Prominenz), Valenz (Konflikt, Erfolg) und Identifikation (insb. Personalisierung) beruhte. Für weiterführende Forschungen wäre hier ein konkreter Anknüpfungspunkt, die Medienberichterstattung zu den Projekten ausgiebig inhaltsanalytisch nach Kriterien der Nachrichtenwerttheorie zu untersuchen und auch die Ausmaße in der lokalen und nationalen Berichterstattung auszuwerten.

Wie bereits im Kapitel Öffentlichkeit geschildert, ist eines der Charakteristika von Öffentlichkeit die Tatsache, dass man nicht weiß, was beim Publikum wie ankommt. Dies wurde insbesondere in der Berichterstattung mancher Initiativen deutlich. So besteht bisweilen die Gefahr, dass Konflikte etc. die intendierte Botschaft schlucken. Dies war der Fall bei „Verlorene Nachbarschaft“ 1998, als die Medien – aus der

Einschätzung der Projektmitglieder – zunächst skeptisch nüchtern über den Gemeindebaukonflikt berichteten und der Widerstand der BewohnerInnen wesentlicher Bestandteil der Berichterstattung war. Als das Projekt in Richtung Umsetzung strebte, schien die Größe und die Art der Konstruktion der Synagogenfassade die inhaltlichen Anliegen teilweise zu schlucken.⁸¹⁸ Mit der Eröffnung der Veranstaltungsreihe änderte sich die Berichterstattung zum Teil und brachte umfassendere Artikel. Auch jüdische Medien zeigten großes Interesse.⁸¹⁹ In Wolkersdorf stand die Arbeitsgruppe stark im Vordergrund der Berichterstattung, was sich z. B. an den Fotos ablesen lässt, die zumeist Gruppenfotos oder die Mitglieder bei Stadtrundgängen zeigen.⁸²⁰ Die Berichterstattung in den *Vorarlberger Nachrichten* konzentrierte sich stark auf ein Täter-Opfer-Schema, mit teilweise polemisierenden Titeln, wie der Moderator der Gruppe erläuterte.⁸²¹ Eine Vielzahl der Artikel fokussiert auf die „Spurensuche“ oder „Erinnerungslücken“. Wie bereits erwähnt, wäre eine weiterführende Forschung in dieser Hinsicht sicherlich lohnenswert, damit der Erinnerungsdiskurs auch unter medialen Gesichtspunkten betrachtet wird. So wäre es auch interessant zu analysieren, wann die Artikel geschaltet werden, so gab es beispielsweise zum Novemberpogrom eine Vielzahl von Berichten, die auch Verweise auf die Veranstaltungen von Initiativen enthielten. Zum Beispiel ein Artikel über die „Reichskristallnacht“ vor siebzig Jahren, in der eine Spalte explizit Bezug auf „die Menschen von der Herklotzgasse“ nahm.⁸²²

Einige der Initiativen wurden über den Projektverlauf von den Medien begleitet. In besonderem Maße war dies bei der Berichterstattung über die „Geschichtswerkstatt Silbertal“ der Fall: so waren bei der Exkursion nach Sobibor JournalistInnen von *ORF*, *Der Standard* und den *Vorarlberger Nachrichten* anwesend. In einem Sendeformat des *ORF* wurden die Initiativen von Hadersdorf und Silbertal miteinander verglichen und der Umgang mit der Vergangenheit in beiden Orten thematisiert. Der Beitrag inkludierte Interviews mit den beiden BürgermeisterIn, Statements aus der Dorfbevölkerung und von RepräsentantInnen der Initiativen.⁸²³

⁸¹⁸ Vgl. Schön, 1999, S. 267.

⁸¹⁹ Vgl. ebd., S. 269.

⁸²⁰ Vgl. o. V.: Spuren jüdischer Bürger. Wolkersdorf 1938 / Eine Arbeitsgruppe begab sich auf Spurensuche: Ausstellungseröffnung ist am 19. Oktober, *NÖN Woche*, 41/2007; o. V.: „Eine Lücke geschlossen. Wolkersdorf 1938 / Zwei Jahre lang recherchierten 20 ehrenamtliche Mitarbeiter für die Ausstellung in Wolkersdorf. *NÖN Woche* 43/2007, S. 52.

⁸²¹ Vgl. VN-Is: Lebende Zeugen des Horrors. Die ‚VN‘ begleiteten die Silbertaler Geschichtswerkstatt nach Sobibor, *Vorarlberger Nachrichten*, vom 17. Oktober 2008, Lokal/A14; VN-mez: Montafoner Opfer und Täter. Nazi-Zeit im Montafon wird mit Vortrag über Euthanasieanstalt Hartheim aufgearbeitet, *Vorarlberger Nachrichten, Heimat: Montafon*, vom 11. Oktober 2007, S. 28.; Dünser, Seff: Seine Mutter wurde vergast. Vergast wurde Leo Kuchars Mama in Sobibor, wo Josef Vallaster SS-Aufseher war, *Vorarlberger Nachrichten*, vom 26. Juli 2007, Lokal/A5.

⁸²² Vgl. Enigl, Marianne / Hofer, Sebastian: „Besonderes radikal“. Novemberpogrom. Die „Reichskristallnacht“ vor siebzig Jahren – eine Rekonstruktion. Die „Ostmark“ übertrumpfte den Rest des Reichs, *Profil*, 3. November 2008, S. 93 - 97.

⁸²³ Vgl. *ORF* Report, vom 21. Oktober 2008.

Allen Initiativen geht es darum, Zustimmung in der Öffentlichkeit zu erlangen, dafür sind bestimmte Thematisierungs- und Überzeugungsstrategien notwendig. So sind Vertrauen in die Kompetenz und Glaubwürdigkeit der SprecherInnen und die Akzeptanz dessen, was gesagt wird, wichtige Bestandteile des Kommunikationsprozesses. Prestige und Prominenz der SprecherInnen fördern die Glaubwürdigkeit. So sind im Ehrenkomitee von „Verlorene Nachbarschaft“ politische VertreterInnen und bekannte Persönlichkeiten zu finden. In Hadersdorf sind die RednerInnen bei den Gedenkveranstaltungen zumeist politische RepräsentantInnen, der Ehrenschatz durch den Bundespräsidenten steigert die Aussagekraft und unterstreicht die Relevanz des Anliegens. Überzeugungsstrategien dienen der Durchsetzung von Meinungen, Feststellungen werden als richtig, Erklärungen als plausibel, Bewertungen als legitim wahrgenommen. Zu diesem Zweck werden WissenschaftlerInnen beigezogen, einerseits um die Recherchearbeit zu fundieren, andererseits auch um abzusichern, dass der Gehalt der Arbeit auch übermittelt wird. Weiters wurden Kooperationen mit Institutionen eingegangen, die ebenfalls bezwecken, dass die Inhalte legitimiert werden. Alle Projekte setzten auf die Kooperation und Vernetzung mit etablierten Institutionen, einerseits aus dem Bereich der Wissenschaft, andererseits aus gesellschaftlichen Feldern, was auf der einen Seite den Rückgriff auf deren *Know-How* und die Netzwerke ermöglichte, auf der anderen Seite auch eine gewisse Glaubwürdigkeit impliziert.

Thematisierungsstrategien dienen der Durchsetzung von Meinungen und Themen. Dies lässt sich exemplarisch an den drastischen Differenzbehauptungen im Konflikt um das Erinnerungszeichen in Hadersdorf aufzeigen, wobei die Medien von den ErinnerungsarbeiterInnen direkt kontaktiert wurden. Durch die Berichterstattung wurde ein Prozess angestoßen, der Druck auf die Gemeindepolitik ausübte. In Silbertal waren die Medien maßgeblich an der Etablierung der Geschichtswerkstatt beteiligt und begleiteten sie auch über zwei Jahre hinweg. In beiden Fällen führte der öffentliche Druck dazu, dass die Themen im Landtag auf politischer Ebene verhandelt wurden.

Durch die Arbeit mit ZeitzeugInnen wird auch in hohem Maße Glaubwürdigkeit suggeriert. Die Kontakte zu den Überlebenden wurden stark von den Medien angefragt. So durchziehen viele Artikel Interviews mit oder Portraits von ZeitzeugInnen, um dann den Bezug zu den Projekten zu schaffen. Dies wird deutlich in Titeln wie: „Sie sahen den Tempel brennen“⁸²⁴ oder in Aufhängern, in denen Situationen mit den ZeitzeugInnen in der Vergangenheit oder in der Gegenwart beschrieben werden. (z. B.

⁸²⁴ Mader, Barbara: Sie sahen den Tempel brennen. Novemberpogrom: Fünfhaus hatte vor 80 Jahren eine jüdische Gemeinde. Zeitzeugen erinnern sich an ihre Kindheit und den Abschied aus Wien, *Kurier*, vom 6. November 2008.

„An einem späten Abend im Frühjahr 2007 läutet Zwi Preminger an der Tür des Hauses in der Herklotzgasse 21. Zwi Preminger kommt aus Connecticut und ist auf der Durchreise nach Haifa. Er will seiner Frau Miriam das Haus seiner Kindheit zeigen [...]“⁸²⁵ Oder: „Erinnerungslücken. NS-Zeit. Rudolfsheim-Fünfhaus, der Wiener Bezirk mit dem höchsten Ausländeranteil, war ein jüdisches Vorstadt-Zentrum. Die Nazis löschten es aus. Helga Pollak kann davon erzählen.“⁸²⁶

Es ist überaus interessant zu betrachten, in welchen Medien die Artikel über die Erinnerungsinitiativen erscheinen. Die Medienberichterstattung ist überraschend breit gestreut. Einerseits berichten die Massenmedien, österreichweite Tageszeitungen wie *Kurier*, *Standard*, *Die Presse*, gesellschaftspolitische Magazine wie *Profil* oder das Wiener Wochenmagazin *Falter*, lokale Medien wie *Vorarlberger Nachrichten*, *Niederösterreichische Nachrichten*, Bezirkszeitungen, Online-Medien. Berichte sind in „einschlägigen“ Medien wie in jüdischen Publikationen zu finden, aber z. B. in einem *Air Journal*.⁸²⁷ Die Mitglieder der Initiativen verfassen auch selbst Artikel in Zeitschriften wie *Zwischenwelt*, *nu*, *Jüdisches Echo* oder *Special-Interest*-Magazinen, wie *zoll* (Österreichische Schriftenreihe für Landschaft und Freiraum). Fernsehbeiträge liefen unter anderem in der Lokalberichterstattung des ORF (z. B. Niederösterreich heute) aber auch bundesweit (z. B. Report).

Die Erinnerungsinitiativen kommunizierten im Rahmen ihrer Projekte mit den unterschiedlichsten Gruppen und Personen, ein wesentlicher Teil der Projektarbeit galt der Vernetzung und Kommunikation mit ZeitzeugInnen, WissenschaftlerInnen, Institutionen, FördergeberInnen, Ortsbevölkerung, Ämtern, politischen Verantwortlichen etc. – wobei viel Informations- und Überzeugungsarbeit geleistet wurde. Die Projekte versuchten sich durchwegs an ein breites, offenes Publikum zu richten, in den meisten Fällen wurden insbesondere Jugendliche bzw. SchülerInnen und StudentInnen bewusst angesprochen. Insbesondere die AnrainerInnen bzw. DorfbewohnerInnen galten als wesentliche Zielgruppe für die Projekte, sie sollten für die Erinnerungsarbeit sensibilisiert werden.

⁸²⁵ Mader, Barbara: Die verlorene jüdische Zeit. Das bisher unerforschte jüdische Leben in Wien-Fünfhaus wird jetzt von einer privaten Initiative beleuchtet. *Kurier*, vom 16. April 2008, S. 10.

⁸²⁶ Meinhart, Edith: Erinnerungslücken. NS-Zeit. Rudolfsheim-Fünfhaus, der Wiener Bezirk mit dem höchsten Ausländeranteil, war ein jüdisches Vorstadt-Zentrum. Die Nazis löschten es aus. Helga Pollak kann davon erzählen, *Profil*, vom 23. November 2009.

⁸²⁷ Sanders, Eric: Childhood triangle. Das Dreieck meiner Kindheit, Vienna, November – December 2008, *Air Journal*, S. 9.

Welchen Raum nehmen lokale Erinnerungsinitiativen in der österreichischen Erinnerungslandschaft ein?

Bei dieser Frage wurde die subjektive Wahrnehmung und Selbsteinschätzung der Erinnerungsinitiativen, die danach befragt wurden, wie sie sich in Zusammenhang im „offiziellen“, institutionalisierten Gedenken einordnen und positionieren, tragend. Für weitere Befunde wäre die Expertise von außen hinzuzuziehen, also beispielsweise von WissenschaftlerInnen, die sich mit österreichischer Erinnerungskultur auseinandersetzen, oder von VertreterInnen von Institutionen, die in diesem Kontext arbeiten. Zumeist haben die Mitglieder der Initiativen eine recht klare Vorstellung davon, wie ihre Erinnerungsarbeit gesamtgesellschaftlich einzuordnen ist:

„In Österreich dauerte es viele Jahre, bis die Menschen begannen, sich kritisch mit dem Nationalsozialismus und seinen Verbrechen auseinanderzusetzen. Meist von außen angestoßen, erfolgte ruckartig und in Schüben das, was wir heute unter dem Begriff Vergangenheitsbewältigung kennen [...]. Die durch wissenschaftliche Forschungen, zeithistorischen Unterricht an Schulen und Universitäten und Medienberichterstattung ausgelösten Debatten blieben nicht ohne Wirkung. Mittlerweile wird die Aufarbeitung der NS-Vergangenheit nicht länger nur ‚von oben‘ initiiert, sondern geschieht auch ‚von unten‘. Vermehrt setzten und setzen sich BürgerInnen aus Eigeninitiative mit der NS-Vergangenheit auseinander und versuchen, die Erinnerung an das Geschehene und an die Opfer wach zu halten, nicht zuletzt als Warnung für ihre ZeitgenossInnen und künftige Generationen. Viele haben den Wunsch, den wenigen Überlebenden zu zeigen, dass sie nicht vergessen und in ihrer alten Heimat willkommen sind.“⁸²⁸

Johanna Grützbauch, eine der InitiatorInnen der Erinnerungsinitiative „Wolkersdorf 1938“, meint, dass es kein Zufall sei, dass so viele lokale Erinnerungsprojekte erst in den vergangenen Jahren ins Leben gerufen wurden: „Dieser langen Zeitspanne bedurfte es offensichtlich, bis in Österreich ein gesellschaftspolitisches Klima entstehen konnte, das es gestattete, auch auf regionaler Ebene an die lokalen Verbrechen an der [...] Bevölkerung zu erinnern.“⁸²⁹

Kranzniederlegungen von offiziellen VertreterInnen sehen die Mitglieder der Initiativen eher als pflichtbewusst ausgeführte Aufgabe, die Botschaft fehle jedoch ohne entsprechende Kontextualisierung. Im Gegensatz dazu versuchen die Projekte lebensnaher aufzutreten und die Bevölkerung vor Ort zu erreichen. Dabei ist die Kommunikation von lebensnahen Themen lebendiger als formelle Akte. Als wichtig gilt

⁸²⁸ Johler / Fritsche, 2007, S. 15.

⁸²⁹ Grützbauch, 2009, S. 127.

in diesem Zusammenhang festzuhalten, dass die Initiativen ihre Bemühungen auch öffentlich sichtbar machen. Andernfalls bleiben sie bedeutungslos.

Institutionalisierte und offizielle Erinnerungsarbeit verfügt zumeist über eine gewisse Infrastruktur, Netzwerke und ein Repertoire an Ritualen, was im Gegensatz zu kleineren, weniger etablierten Initiativen weniger Risiko birgt. Ihnen fehlen zeitliche Fixpunkte und Erfahrungswerte. Die Erinnerungsarbeit solcher Initiativen erfolgt zumeist ehrenamtlich in vielen Stunden unbezahlter Arbeit, sie wird nicht an Institutionen ausgelagert, sondern erfolgt durch Menschen, die zum Teil vorher noch nie näher mit der Thematik befasst waren. Ein wesentlicher Faktor für den Erfolg der Initiativen ist eine gewisse Professionalität, die die Mitglieder auch aus ihren beruflichen Hintergründen mitbringen. Erinnerungsinitiativen haben den Vorteil, dass sie von innen heraus arbeiten und dokumentieren und die Kommunikation mit der Bevölkerung im Vordergrund steht. In Ortschaften auf dem Land kommt im Gegensatz zum urbanen Umfeld auch eine gewisse Brisanz zu tragen, weil die Menschen direkt betroffen sind und auch eine gewisse Verwobenheit der Familien mit den historischen Ereignissen besteht. So sind viele Nachkommen der ehemaligen TäterInnen nicht an einer Aufarbeitung interessiert. Dies erfordert sensibles Vorgehen und beständige Kommunikation, die darauf beruht, dass keine Konfrontation gesucht wird, sondern danach getrachtet wird, die Vergangenheit zu thematisieren und offen auszusprechen.

Das Interesse an Einzelschicksalen ist ein wesentlicher Bestandteil der lebendigen Erinnerungsarbeit der Initiativen. Viele der Projekte widmeten sich der Aufarbeitung von Lebensgeschichten, deren Namen in der Arbeit immer wieder vorkommen (z. B. in den Publikationen, bei Gedenkveranstaltungen, im Erinnerungszeichen, Debatte Kriegerdenkmal über Namen etc.). Die Opfer sollen wieder einen Namen zurückerhalten – bspw. an dem Ort, an dem sie gelebt hatten.

Fragen nach der Relevanz und der Bedeutung der Geschichte sind heute, auch angesichts aktueller politischer Entwicklungen, essenziell. Bezüge zur Gegenwart sind also in hohem Maße wichtig, wenn es z. B. um das heutige Zusammenleben in einem Bezirk geht: „In unserem Fragehorizont können wir weit ins Konkrete der ‚kleinen‘ Handlungen und Ereignisse gehen und diese im Verhältnis zur zunehmenden politischen Diskriminierung durch die politisch immer radikaler definierte Mehrheit beschreiben.“⁸³⁰

⁸³⁰ Traska, 2007, S. 133.

In ihrer Erinnerungsarbeit nehmen die Initiativen nur bedingt Bezug auf offiziell festgelegte Gedenkjahre und -tage. Die Mitglieder von „Verlorene Nachbarschaft“ beziehen ihre Arbeit bewusst auf die Jahre, die an den „Anschluss“ Österreichs und das Novemberpogrom erinnern. Die Gedenkfeierlichkeiten des Vereins „Gedenkstätte Hadersdorf am Kamp“ finden in jährlichen Abständen in Erinnerung an den Jahrestag des Massakers in Hadersdorf statt. Bezugnahmen der anderen Initiativen erfolgen nur in kleinerem Rahmen und bei den Projekten, in denen es um die ehemalige jüdische Bevölkerung geht, in Gedenkveranstaltungen an die Geschehnisse des „Novemberpogroms“. Vermutlich ist das Nichteinbeziehen „offizieller“ Gedenktage und Gedenkjahre auch ein Versuch, sich von den großen, etablierten Gedenkfeierlichkeiten abzugrenzen, auch in Unterscheidung zu Veranstaltungen, die Erinnern als Event zelebrieren. Lokale Erinnerungsinitiativen scheinen ihren eigenen Zeitplänen folgen zu wollen:

„Auch diese Dynamik, dass da etwas wächst, das sich dann aber auch weiter entwickelt. Aber nie gleich bleibt. Das find ich schon auch ein Potential, das man beim offiziellen Erinnern kaum einmal findet. Weil, da hat man immer so den fixen Raster dessen, was möchten wir, wann tun wir das und wann im Jahr ist der Tag dafür?“⁸³¹

⁸³¹ Gespräch „Geschichtswerkstatt Silbertal“, vom 21. Dezember 2009.

3.4. *Resümee: Erinnerung braucht Öffentlichkeit*

In Österreich dauerte es lange, bis man sich kritisch der Vergangenheit des Nationalsozialismus und seinen Verbrechen stellte. Seit einiger Zeit geschieht die Aufarbeitung der Ereignisse nicht mehr von Seiten der Institutionen, sondern auch durch Eigeninitiative von BürgerInnen, die an die verschiedensten Ereignisse und Einzelschicksale erinnern. Damit versuchen sie, Bezüge zur Gegenwart zu schaffen und ein Stück weit ihr Umfeld mitzugestalten, denn „Die Erinnerung wachzuhalten bedeutet auch eine Sensibilisierung für die Entwicklungen der Gegenwart.“⁸³² Passiert man ein Denkmal oder ein Erinnerungszeichen, denkt man oft nicht darüber nach, welche Formen es hätte annehmen können und welche Prozesse dahinter liegen, bis das Projekt verwirklicht wurde. Ein aufmerksamer Blick ermöglicht jedoch Anhaltspunkte zu gegenwärtigen Praxen der kollektiven Erinnerung.⁸³³

Die vorgestellten und analysierten Erinnerungsinitiativen fokussieren auf die verschiedensten Erinnerungsanlässe. Sie gehen von unterschiedlichen Ansätzen und Formen aus, das zu Erinnernde zu präsentieren. Manche Projekte wurden mit Widerstand und Debatten konfrontiert, andere wiederum erfuhren zahlreiche Unterstützung durch FördergeberInnen oder von Seiten der Politik. Und doch ist ihnen allen gemeinsam, dass sie mit ihren Anliegen aus der Privatheit an die Öffentlichkeit treten und aus der Erinnerung ein öffentliches Anliegen machen wollen. Manchmal geschieht das in einem kleinen Rahmen, innerhalb der Ortsgrenzen oder des Grätzels – manchesmal mit beachtlicher Resonanz. An dieser Stelle werden abschließend die zentralen Thesen der vorliegenden Magisterarbeit erläutert.

Erinnerungsinitiativen schaffen lokale „Gedächtnisorte“

Wie im theoretischen Teil ausführlich erläutert, sprechen die Orte nicht für sich selbst. Orte laden sich nur dann mit Erinnerungen auf, wenn sich Menschen dafür finden, die sich der Orte und Geschichten annehmen, die erst damit in das kollektive Gedächtnis übergehen. Sonst vergeht die Erinnerung mit den Menschen, die ZeugInnen der Ereignisse waren. Orte, wie einzelne Gassen oder Häuser können sich also nur dann mit Erinnerungen aufladen, wenn kulturelle Formen und öffentlich wirksame Handlungen daran gekoppelt sind. Die vorgestellten Erinnerungsinitiativen finden unterschiedlichste Formen für die Vermittlung ihrer Anliegen, damit versuchen sie, die

⁸³² Stern, 2009, S. 13.

⁸³³ Vgl. ebd., S. 195.

Menschen zu berühren und die erzählten Geschichten lebendig werden zu lassen. Die Geschichten bedürfen der Kontextualisierung, um Ausschnitte von Geschichte zu erzählen und die historischen Orte zu vergegenwärtigen, denn „den vielfältigen Zeugnissen individueller Erfahrungen fehlt [...] meistens eine konkrete Verortung in den Umgebungen, in denen sie sich zugetragen hatten.“⁸³⁴ Gerade die Erinnerung an jüdisches Leben in Bezirken oder Dörfern ist dominiert von Lücken und einer gewissen Ortlosigkeit. Diese Lücken zu füllen und die individuellen Geschichten mit den Orten der Gegenwart zu verbinden ist das Ziel vieler lokaler Erinnerungsinitiativen. Durch die Neumarkierung der Orte und Interventionen wie z. B. Videoprojektionen an Orten mit Vergangenheit kann das Publikum für einen Moment zu ZeugInnen der Erinnerung werden.⁸³⁵

Erinnerungsinitiativen füllen Lücken in der „offiziellen“ Erinnerung

Lange Zeit wurde der Opfer zumeist als Kollektiv gedacht, heute geschieht die Bezugnahme vermehrt auf individuelle Schicksale, es sind einzelne Namen, die mehr und mehr in den Vordergrund treten, ein Phänomen, das auch in Entwicklungen der Zeitgeschichtsforschung sichtbar wurde.⁸³⁶ Auch das Interesse der Öffentlichkeit am Schicksal der Einzelnen ist gestiegen. Die Erinnerungsinitiativen beziehen sich stark z. B. auf die Geschichten der ehemaligen Nachbarn. Durch die individuellen Lebensgeschichten erfolgt eine Rückbindung an die Orte, die offizielles Gedenken in dieser Form oft nicht leisten kann. Durch das Thematisieren lokaler Geschichten und Ereignisse werden Lücken in der „offiziellen“ Erinnerung gefüllt, das Interesse an der eigenen lokalen Geschichte geweckt und die Rückbindung z. B. an die eigene Heimatgemeinde gestärkt. Durch Stadtpaziergänge etc. wird auch der aktuelle Umgang mit der Geschichte aufgezeigt und das Bewusstsein dafür geschärft. Die Erinnerungsinitiativen bemühen sich um Öffentlichkeit für Geschichten, die zuvor lange Zeit im kollektiven Gedächtnis der Orte in den Schatten gedrängt wurden.

Gedenken ist eine öffentliche Angelegenheit

Die Projekte müssen auch breitere Kreise ansprechen, um ins öffentliche Bewusstsein zu gelangen. Nur dann haben sie das Potential, die öffentliche Meinung auch ein Stück weit zu beeinflussen und damit die Erinnerung – an ehemalige jüdische Nachbarn

⁸³⁴ Vgl. Traska, 2007, S. 131.

⁸³⁵ Vgl. ebd., S. 168f.

⁸³⁶ Vgl. Grützbauch, 2006, S. 40.

oder andere Opfergruppen – zu etablieren oder um z. B. für die Akzeptanz eines Erinnerungszeichens einzutreten. Eine kleine Gruppe von Menschen kann einen Ort oder damit verknüpfte Geschichten so bekannt machen, bis politische Verantwortliche davon Kenntnis nehmen und die Bemühungen unterstützen. Dabei leisten die Medien teils einen wichtigen Beitrag für diesen Prozess: Von Artikeln in Lokalmedien bis hin zu österreichweiten Radio- und Fernsehbeiträgen, die die Initiativen weit über die Grenzen der Gemeinde oder des Bezirkes bekannt machen. Mit dieser Überzeugungsarbeit können die Grenzen des Lokalen gesprengt werden und auch bis zur Berichterstattung und Aufmerksamkeit auf nationaler und gar internationaler Ebene führen.

Soziale Erinnerung als Kommunikationsprozess

Wie Jordan argumentiert, handeln die Erinnerungsinitiativen stets innerhalb ökonomischer, materieller und politischer Grenzen. Denn neben der Unterstützung durch ErinnerungsarbeiterInnen und dem Echo, das ihre Arbeit erhält, sind auch pragmatische Faktoren dafür verantwortlich, dass die Gedenkarbeit erfolgreich verläuft. So sind Finanzierung und Förderung wichtige Aspekte, die mitverantwortlich dafür sind, ob ein Erinnerungszeichen realisiert wird oder nicht. Dafür ist viel Unterstützungsarbeit notwendig, unterschiedliche Zielgruppen müssen angesprochen werden: AnrainerInnen, Ämter, WissenschaftlerInnen, FördergeberInnen, KommunalpolitikerInnen, Medien etc. Die vielfältigen Aktivitäten der Initiativen, wie Lobbying, Spendensammeln, Briefe schreiben, Informationsveranstaltungen organisieren, Bücher schreiben etc. sind alles Beiträge zur österreichischen Erinnerungslandschaft. Diese ist nicht allein Produkt eines Konsenses, sondern oft auch das Resultat öffentlicher Kontroversen, wie die Debatten in Silbertal und Hadersdorf zeigen. Die ErinnerungsarbeiterInnen müssen oft feststellen, dass die erinnerten Geschichten immer noch starke Kontroversen evozieren können. Wichtig sind die Prozesse, die die Orte erst sprechen lassen. Mit ihrer kontinuierlichen Erinnerungsarbeit und sozialen Erinnerungsformen produzieren die Initiativen Bedeutung und lassen die Orte sprechen. Sie geben den Stimmen der ehemaligen BewohnerInnen wieder einen Raum oder machen Lebensräume und damit entstandene Lücken wieder sichtbar. Damit produzieren und widerspiegeln Erinnerungsinitiativen kollektive Erinnerung und kulturelle Vorstellungen von Orten und Geschichten. „Wenn alles erreicht ist, dann ist es schön, dann können wir das Ergebnis betrachten und als Selbstverständlichkeit wieder vergessen. Damit es soweit kommt, müssen Widerstände überwunden,

SkeptikerInnen überzeugt, Bündnis-partnerInnen gefunden werden.“⁸³⁷ Solange also über das Thema diskutiert und kommuniziert wird, ist die Erinnerung daran lebendig und die Erinnerungszeichen laufen nicht Gefahr, im Sinne Musils’ zu unsichtbaren Denkmälern zu werden. Denn, wie der Historiker Robert Streibel, selbst in verschiedenen Initiativen tätig, festhält: „die Orte der Erinnerung sind Menschen, nicht Denkmäler.“⁸³⁸

⁸³⁷ Streibel, 2009, S. 15.

⁸³⁸ Ebd., S. 16.

4. Literaturverzeichnis

Assmann, Jan (1992): Das kulturelle Gedächtnis. Schrift. Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. München.

Assmann, Aleida / Assmann, Jan (1994): Das Gestern im Heute. Medien und soziales Gedächtnis. In: Merten / Schmidt / Weischenberg (Hg.) (1994), S. 114 - 140.

Assmann, Aleida (1999a): Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses, München.

Assmann, Aleida (1999b) Das Gedächtnis der Orte. In: Borsdorf / Grütter (Hg.) (1999): Orte der Erinnerung. Denkmal, Gedenkstätte, Museum, Frankfurt am Main/New York, S. 59 - 77.

Assmann, Aleida (2006): Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungspolitik und Geschichtspolitik, München.

Averbeck, Stefanie / Beck, Klaus / Kutsch, Arnulf (2003): Vorwort. In: Dies. (Hg.): Großbothener Vorträge zur Kommunikationswissenschaft IV, Bremen.

Bailer, Brigitte (1996): Alle waren Opfer. Der selektive Umgang mit den Folgen des Nationalsozialismus. In: Kos / Riegele (Hg.) (1996), S. 181 - 200.

Bentele, Günter / Brosius, Hans-Bernd / Jarren, Ottfried (2003): Vorwort. In: Dies. (Hg.) (2003), o. A.

Bergmann, Klaus (2009): Gedenktage, Gedenkjahre und historische Vernunft. In: Horn / Sauer (Hg.) (2009): Geschichte und Öffentlichkeit. Orte – Medien – Institutionen, Stuttgart, S. 24 - 31.

Bergmann, Werner / Erb, Rainer / Lichtblau, Albert (Hg.) (1995): Schwieriges Erbe. Der Umgang mit Nationalsozialismus und Antisemitismus in Österreich, der DDR und der Bundesrepublik Deutschland, Frankfurt.

Bergmann, Werner / Erb, Rainer / Lichtblau, Albert (1995): Einleitung. Die Aufarbeitung der NS-Vergangenheit im Vergleich. Österreich, die DDR und die Bundesrepublik Deutschland. In: Bergmann / Erb / Lichtblau (Hg.) (1995), S. 11 - 17.

Blänsdorf, Agnes (1995): Die Einordnung der NS-Zeit in die eigene Geschichte. In: Bergmann / Erb / Lichtblau (Hg.) (1995), S. 18 - 45.

Bogner / Littig / Menz (Hg.) (2005): Das Experteninterview. Theorie, Methode, Anwendung. Wiesbaden.

Borsdorf, Ulrich / Grütter, Heinrich Theodor (Hg.) (1999): Orte der Erinnerung. Denkmal, Gedenkstätte, Museum, Frankfurt am Main/New York.

Botz, Gerhard (1996): Geschichte und kollektives Gedächtnis in der Zweiten Republik. In: Kos / Riegele (Hg.) (1996), S. 51 - 85.

- Breuss, Susanne / Liebhart, Karin / Pribersky, Andreas: Rituale des nationalen Gedenkens. Die Schweiz, Frankreich, Österreich und Deutschland im Vergleich. In: Brix / Stekl (Hg.) (1997), S. 395 - 417.
- Brix, Emil / Stekl, Hannes (1997): Vorwort. In: Dies. (Hg.) (1997), S. 9 - 11.
- Brix, Emil (1997): Kontinuität und Wandel im öffentlichen Gedenken. In: Brix / Stekl (Hg.) (1997), S. 13 - 21.
- Brosda, Carsten (2008): Öffentlichkeit. In: Hachmeister, Lutz (Hg.) (2008), S. 293 - 296.
- Buchholz, Marlis / Füllberg-Stolberg, Claus / Schmid Hans-Dieter (Hg.) (1996): Nationalsozialismus und Region, Bielefeld.
- Burkart, Roland (2002): Kommunikationswissenschaft. Grundlagen und Problemfelder. Umriss einer interdisziplinären Sozialwissenschaft. Wien/Köln/Weimar.
- Bussemer, Thymian (2008): Lasswell, Harold D. In: Hachmeister (Hg.) (2008), S. 231 - 234.
- Büttner, Maren (2009): Wer das Gestern versteht – kann das Morgen verändern! Deutsche Geschichtswerkstätten gestern und heute. In: Horn / Sauer (Hg.) (2009), S. 112 - 120.
- Danglmaier, Nadja (2009): Auf den Spuren des Nationalsozialismus in Klagenfurt. In: Stifter (2009), S. 95 - 99.
- Dreier, Werner / Fuchs, Eduard (2003): Einleitung. In: Verein für Geschichte und Sozialkunde (Hg.), S. 2 - 3.
- Eberlein, Johann Konrad (2007): Festschrift für Götz Pochat zum 65. Geburtstag, Wien.
- Ehalt, Hubert Ch. (1984): Geschichte von unten. In: Ders. (Hg.) (1984): Geschichte von unten. Fragestellungen, Methoden und Projekte einer Geschichte des Alltags. Wien/Köln/Graz, S. 11 - 39.
- Flacke, Monika (Hg.) (2004): Mythen der Nationen. 1945 – Arena der Erinnerung, Mainz am Rhein.
- Franck, Georg: Die Ökonomie der Aufmerksamkeit. Ein Entwurf, München, 1998.
- Froschauer, Ulrike / Lueger Manfred (2003): Das qualitative Interview. Zur Praxis interpretativer Analyse sozialer Systeme. Wien.
- Gaisbauer, Hubert (1999): Vorwort. In: Kratz / Schön / Gaisbauer / Litsauer (Hg.) (1999), S. 9 - 10.
- Gmeiner, Christian (2009): Mobiles Erinnern. Ein transnationales Erinnerungsprojekt für die Opfer der Todesmärsche jüdischer Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen aus Ungarn. In: Stifter (Hg.) (2009), S. 109 - 115.
- Gehler, Michael / Böhler, Ingrid (Hg.) (2007): Verschiedene europäische Wege im Vergleich. Österreich und die Bundesrepublik Deutschland 1945/49 bis zur Gegenwart, Innsbruck.

Gerhards, Jürgen / Neidhard, Friedhelm (1991): Strukturen und Funktionen moderner Öffentlichkeit. Fragestellungen und Ansätze. In: Müller-Doohm / Neumann-Braun (Hg.) (1991), S. 31 - 90.

Gläser, Jochen / Laudel, Grit (2009): Experteninterviews und qualitative Inhaltsanalyse als Instrumente rekonstruierender Untersuchungen, Wiesbaden.

Grützbauch, Johanna (2006): Patinnen und Paten der Erinnerung. Ein partizipatives Projekt zur Entwicklung eines öffentlichen Erinnerungsdiskurses anhand der 1938 aus Wolkersdorf im Weinviertel vertriebenen Menschen, Master-Thesis Arbeit, Wien.

Grützbauch, Johanna (2009): Wolkersdorf 1938. Ein Erinnerungsprojekt. In: Stifter (Hg.) (2009), S. 122 - 128.

Gstettner, Peter (2002): Die Mühen der Erinnerung, Zeitgeschichtliche Aufklärung gegen den Gedächtnisschwund, Band 1, Wien.

Hachmeister, Lutz (Hg.) (2008): Grundlagen der Medienpolitik. Ein Handbuch, München.

Halbwachs, Maurice (1966) Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen, Berlin / Neuwied.

Haug, Verena / Kößler, Gottfried (2009): Vom Tatort zur Bildungsstätte – Gedenkstätten und Gedenkstättenpädagogik. In: Horn / Sauer (Hg.) (2009), S. 80 - 88.

Verein für Geschichte und Sozialkunde (Hg.) (2003): Historische Sozialkunde, Geschichte – Fachdidaktik – Politische Bildung. Lernorte – Gedächtnisorte – Gedenkstätten, 33. Jg., Nr. 4, Wien.

Horn, Sabine / Sauer, Michael (Hg.) (2009): Geschichte und Öffentlichkeit. Orte – Medien – Institutionen, Göttingen.

Jarren, Otfried / Donges, Patrick (2006): Politische Kommunikation in der Mediengesellschaft. Eine Einführung. Band 1: Verständnis, Rahmen und Strukturen. Wiesbaden.

Johler, Birgit / Fritsche, Maria (Hg.) (2007): 1938, Adresse: Servitengasse. Eine Nachbarschaft auf Spurensuche. Wien.

Johler, Birgit / Fritsche, Maria (2007): Warum dieses Buch? In: Dies. (Hg.): 1938, Adresse: Servitengasse. Eine Nachbarschaft auf Spurensuche. Wien, S. 14 - 18.

Jordan, Jennifer A. (2006): Structures of Memory: Understanding Urban Change in Berlin and Beyond, Stanford.

Kintaert, Barbara (2007): Wie alles anfang! Johler / Fritsche (Hg.) (2007), S. 151 - 157.

Knigge, Volkhart / Frei, Norbert (Hg.) (2005): Vorwort. In: Dies. (Hg.) (2005), S. IX - XIV.

Knigge, Volkhart / Frei, Norbert (Hg.) (2005): Verbrechen erinnern. Die Auseinandersetzung mit Holocaust und Völkermord, Bonn, S. IX - XIV.

Kofler, Michael / Pühringer, Judith / Traska, Georg (Hg.) (2008): Das Dreieck meiner Kindheit. Eine jüdische Vorstadtgemeinde in Wien, Wien.

Kofler, Michael / Pühringer, Judith / Traska, Georg (Hg.) (2008): Vorwort der HerausgeberInnen. In: Dies. (Hg.) (2008), S. 11 - 19.

Kofler, Michael / Rebel-Burget, Michaela / Stoik Christoph (2008): Das Gedächtnis des Bezirks. In: Kofler / Pühringer / Traska (2008), S. 179 - 186.

Kos, Wolfgang / Riegele, Georg (Hg.) (1996): Inventur 45/55. Österreich im ersten Jahrzehnt der Zweiten Republik, Wien.

Koshar, Rudy (2000): From monuments to traces. Artifacts of German Memory, 1870 - 1990, Berkeley/Los Angeles/London.

Kratz, Käthe / Schön, Karin / Gaisbauer, Hubert / Litsauer, Hans (Hg.) (1999): Verlorene Nachbarschaft. Die Wiener Synagoge in der Neudeggasse. Ein Mikrokosmos und seine Geschichte, Wien.

Kratz, Käthe (1999): Eindrücke, Erfahrungen und Hoffnungen bei der Arbeit an den Erinnerungsgeschichten. In: Kratz / Schön / Gaisbauer / Litsauer (Hg.) (1999), S. 31 - 34.

Lamnek, Siegfried (2004): Qualitative Sozialforschung, Weinheim.

Lappin, Eleonore / Schneider, Bernhard (2001): Einleitung. In: Dies. (Hg.) (2001), S. 11 - 18.

Lappin, Eleonore / Lichtblau, Albert (Hg.) (2008): Die „Wahrheit“ der Erinnerung. Jüdische Lebensgeschichten, Innsbruck / Wien / Bozen.

Lessing, Hannah M. / Meissner, Renate S. (2009): Projekte gegen das Vergessen. Der Beitrag des Nationalfonds zum Gedenkjahr 2008. In: Stifter (Hg.) (2009), S. 60 - 67.

Lichtblau, Albert (2008): Topographie und Erinnerung. In: Lappin / Lichtblau (Hg.) (2008), S. 98 - 114.

Liebhart, Karin (2007): Politisches Gedächtnis und Erinnerungskultur – die Bundesrepublik Deutschland und Österreich im Vergleich. In: Gehler / Böhler (Hg.) (2007), S. 468 - 490.

Lüdtke, Alf (1989): Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen, Frankfurt am Main/New York.

Manoschek, Walter (1995): „Aus der Asche dieses Krieges wieder auferstanden“ – Skizzen zum Umgang der Österreichischen Volkspartei mit Nationalsozialismus und Antisemitismus nach 1945. In: Bergmann / Erb / Lichtblau (Hg.) (1995), S. 49 - 64.

Manoschek, Walter (1995b): Verschmähte Erbschaft. Österreichs Umgang mit dem Nationalsozialismus 1945 bis 1955. In: Sieder / Steinert / Tálos (1995), S. 94 - 106.

Mayring, Philipp (2000): Qualitative Inhaltsanalyse: Grundlagen und Techniken, Weinheim.

Meuser, Michael / Nagel, Ulrike (2005): ExpertInneninterviews – vielfach erprobt, wenig bedacht. Ein Beitrag zur qualitativen Methodendiskussion. In: Bogner / Littig / Menz (Hg.) (2005), S. 71 - 93.

Merten, Klaus / Schmidt, Siegfried J. / Weischenberg, Siegfried (Hg.) (1994): Die Wirklichkeit der Medien. Einführung in die Kommunikationswissenschaft, Opladen.

Musil, Robert (1936): Nachlass zu Lebzeiten, Zürich.

Müller-Dohm, Stefan / Neumann-Braun, Klaus (Hg.) (1991): Öffentlichkeit, Kultur, Massenkommunikation. Beiträge zur Medien- und Kommunikationssoziologie, Oldenburg.

Müller-Dohm, Stefan, / Neumann-Braun, Klaus (1991): Öffentlichkeit, Kultur, Massenkommunikation – Bezugspunkte für die Aktualisierung der Medien- und Kommunikationssoziologie. In: Dies. (Hg.) (1991), S. 7 - 30.

Neidhardt, Friedhelm et al. (Hg.) (1994): Öffentlichkeit, öffentliche Meinung, soziale Bewegungen. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Opladen.

Neidhardt, Friedhelm (1994): Öffentlichkeit, öffentliche Meinung, soziale Bewegungen. In: Neidhardt et al. (Hg.) (1994), S. 7 - 41.

Nora, Pierre (1990): Zwischen Geschichte und Gedächtnis, Berlin.

Pazderka, Gerhard (2009): Hadersdorf am Kamp: Der Bürgermeister, das Mahnmal. In: Stifter (Hg.) (2009), S. 129 - 136.

Pelinka, Anton (1996): Von der Funktionalität von Tabus. Zu den „Lebenslügen“ der Zweiten Republik. In: Kos / Riegele (Hg.) (1996), S. 23 - 32.

Pöttker, Horst (2001): Einleitung. In: Ders. (Hg.) (2001): Öffentlichkeit als gesellschaftlicher Auftrag: Klassiker der Sozialwissenschaften über Journalismus und Medien, Konstanz, 2001.

Rabinovici, Doron (2007): Von den jüdischen Menschen zu reden. In: Johler / Fritsche (Hg.) (2007), S. 19 - 22.

Riesenfellner, Stefan / Uhl, Heidemarie (Hg.) (1994): Todeszeichen. Zeitgeschichtliche Denkmalkultur in Graz und in der Steiermark vom Ende des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, Wien/Köln/Weimar.

Riesenfellner, Stefan (1994): Todeszeichen. Zeitgeschichtliche Denkmalkultur am Beispiel von Kriegerdenkmälern in Graz und in der Steiermark von 1867 – 1934. In: Riesenfellner / Uhl (Hg.) (1994), S. 1 - 75.

Riesenfellner, Stefan (1994): Vorwort. In: Riesenfellner / Uhl (Hg.) (1994), S. VI - VII.

Rowhani-Ennemoser, Inge (2004): Nachricht vom Verlust der Welt. Spuren einer Familie, Wien.

Sauer, Barbara / Landesmann, Michael / Kintaert, Barbara (2009): Projekt „Servitengasse 1938“. In: Stifter (Hg.) (2009), S. 154 - 162.

Schmid, Harald (Hg.) (2009): Geschichtspolitik und kollektives Gedächtnis. Erinnerungskulturen in Theorie und Praxis, Göttingen.

- Schön, Karin (1999): Eine Chance für uns. Versuch eines Resümees. In: Kratz / Schön / Gaisbauer / Litsauer (Hg.) (1999), S. 265 - 294.
- Schulz, Winfried: Die Konstruktion von Realität in den Nachrichtenmedien. Analyse der aktuellen Berichterstattung, Freiburg/München, 1976.
- Schwarzmayr, Eva / Teuschler, Christine (2002): Der Kreuzstadl in Rechnitz – ein Mahnmal für die Opfer des Südostwallbaus. In: Gstettner (Hg.) (2002), S. 94 - 107.
- Seiter, Josef (1995): Vergessen – und trotz alledem – erinnern. Vom Umgang mit Monumenten und Denkmälern in der Zweiten Republik. In: Sieder / Steinert / Tálos (Hg.) (1995), S. 684 - 705.
- Sieder, Reinhard / Steinert, Heinz / Tálos, Emmerich (1995): Wirtschaft, Gesellschaft und Politik in der Zweiten Republik. Eine Einführung. In: Dies. (Hg.) (1995), S. 9 - 32.
- Stekl, Hannes (1997): Öffentliche Gedenktage und gesellschaftliche Identitäten. In: Brix / Stekl (Hg.) (1997), S. 91 - 116.
- Stifter, Christian H. (Hg.) (2009) Spurensuche. Hinter den Mauern des Vergessens ... Erinnerungskulturen und Gedenkprojekte in Österreich, Zeitschrift für Geschichte der Erwachsenenbildung und Wissenschaftspopularisierung, 18. Jg., Wien.
- Stifter, Christian H. / Streibel, Robert (2009): Editorial. In: Stifter (2009), S. 6 - 7.
- Streibel, Robert (2009): Arbeiten gegen den Tag. Denkmäler sind nur stumme Fenster. In: Stifter (2009), S. 10 - 16.
- Stöckle, Frieder (1990): Zum praktischen Umgang mit Oral History. In: Vorländer (1990), S. 131-158.
- Thießen, Malte (2009): Das kollektive als lokales Gedächtnis: Plädoyer für eine Lokalisierung von Geschichtspolitik. In: Schmid (Hg.) (2009), S. 159 - 180.
- Traska, Georg (2009): „Das Dreieck meiner Kindheit“. Eine Ausstellung über die jüdische Vorstadtgemeinde in Wien XV. In: Stifter (2009), S. 163 - 171.
- Uhl, Heidemarie (1994): Erinnern und Vergessen. Denkmäler zur Erinnerung an die Opfer der Nationalsozialistischen Gewaltherrschaft und an die Gefallenen des Zweiten Weltkrieges in Graz und in der Steiermark. In: Riesenfellner / Uhl (Hg.) (1994), S. 111 - 195.
- Uhl, Heidemarie (2003): Gedächtnisorte für die Opfer des NS-Regimes – Orte des Gedenkens, Orte der Reflexion über das Erinnern. In: Verein für Geschichte und Sozialkunde (Hg.) (2003), S. 4 - 7.
- Uhl, Heidemarie (2004): Vom Opfermythos zur Mitverantwortungsthese. In: Flacke, (Hg.) (2004) S. 481 - 508.
- Uhl, Heidemarie (2005): Vom Opfermythos zur Mitverantwortungsthese: NS-Herrschaft, Krieg und Holocaust im „österreichischen Gedächtnis“. In: Gerbel et al (2005), S. 50 - 85.

Uhl, Heidemarie (2007): Denkmäler als Konfrontation mit der Holocaust-Erinnerung. Zu Christian Gmeiners Projekt „Mobiles Erinnern“ für die Opfer des Todesmarsches. In: Eberlein (2007), S. 315 - 328.

Verein für Geschichte und Sozialkunde (Hg.) (2003): Lernorte – Gedächtnisorte – Gedenkstätten. Historische Sozialkunde. Geschichte – Fachdidaktik – Politische Bildung 4/2003, Wien.

Verein zur Dokumentation der Geschichte der jüdischen Bevölkerung in Wolkersdorf (2007): Wolkersdorf 1938. Ein Projekt zur Erinnerung an die jüdischen Bewohnerinnen und Bewohner von Wolkersdorf.

Vorländer, Herwart (1990): Oral History. Mündlich erfragte Geschichte, Göttingen.

Weber, Wolfgang (2008): Von Silbertal nach Sobibor. Über Josef Vallaster und den Nationalsozialismus im Montafon, Feldkirch.

Wiedemann, Wilfried (1996): Gegen das Vergessen – für eine diskursive Form der Erinnerung. In: Buchholz / Füllberg-Stolberg / Schmid (Hg.) (1996), S. 427 - 441.

Young, James E. (2002) Nach-Bilder des Holocaust in zeitgenössischer Kunst und Architektur, Hamburg.

Zierold Martin (2006) Gesellschaftliche Erinnerung. Eine medienkulturwissenschaftliche Perspektive. Berlin.

Zeitschriften

Herles, Annelie (2009): Projekt Zukunft braucht Erinnerung. In: DÖW *Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes, Mitteilungen*, Folge 191, Mai 2009, Wien, S. 6.

Kalmar, Roberto (2008): Verlorene Nachbarschaft – Buenos Aires 2008, in: Bolbecher, Siglinde / Kaiser, Konstantin / Theodor Kramer Gesellschaft (Hg.): *Zwischenwelt. Zeitschrift für Kultur des Exils und des Widerstands*, 25. Jg., Nr. 3/4, Dezember 2008, S. 77.

Koller, Erich (2010): Arnezhofstraße – ein Straßename als Mahnmal. In: Gedenkdienst – Verein für historisch-politische Bildungsarbeit und Internationalen Dialog (Hg.) (2010): *Gedenkdienst*, Jg. 3/2009, Wien, S. 7.

Schmidt-Kreilisheim, Eva (2009): „Eine glänzende Messingplatte ist besser als ein dunkler Fleck“ Weg der Erinnerung durch die Leopoldstadt. In: Bolbecher, Siglinde / Kaiser, Konstantin / Theodor Kramer Gesellschaft (Hg.): *Zwischenwelt. Zeitschrift für Kultur des Exils und des Widerstands*, 26. Jg. Nr. 1 / 2, August 2009, S. 58.

Stern, Ursula (2009): Schlüssel gegen das Vergessen. Verortung der Erinnerung: Gedenksymbol Servitengasse. In: Personenkomitee Forum Landschaftsplanung (Hg.): *Zoll. Österreichische Schriftenreihe für Landschaft und Freiraum*, Nr. 15, 19. Jg., Dezember 2009, S. 13 - 16.

Traska, Georg (2007) Herklotzgasse 21. Über die jüdischen Räume in einem Wiener Grätzel. In: Verein zur Herausgabe der Zeitschrift „Das jüdische Echo“ (Hg.): *Das jüdische Echo*, Vol. 56, Wien, S. 128 - 135.

Uhl, Heidemarie (2009): 1938 – 1988 – 2008. Gedenkjahre und die Logik medialer Aufmerksamkeit, In: Verein ,Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AHK) (Hg.): *medien & zeit*, 1/2009, Jg. 24, Wien. S. 4 - 7.

Tageszeitungen

Bitzan, Gerhard / Meinhart, Georgia: Auschwitz: Neuer Antisemitismus-Eklat in KZ, *Die Presse*, vom 15. Mai 2009.

Dünser, Seff: Der unbekannte Massenmörder. In: Vorarlberger Nachrichten, vom 14. Juni 2007, A8.

Dünser, Seff: Seine Mutter wurde vergast. Vergast wurde Leo Kuchars Mama in Sobibor, wo Josef Vallaster SS-Aufseher war, *Vorarlberger Nachrichten*, vom 26. Juli 2007, A5.

Enigl, Marianne / Hofer, Sebastian: „Besonderes radikal“. Novemberpogrom. Die „Reichskristallnacht“ vor siebzig Jahren – eine Rekonstruktion. Die „Ostmark“ übertrumpfte den Rest des Reichs, *Profil*, 3. November 2008, S. 93 - 97.

Tesar, Alexandra: Paten der Erinnerung auf den Spuren jüdischer Geschichte. Das Weinviertel begegnet seiner Vergangenheit. In: *Bezirksblatt*, Nr. 50, vom 13. Dezember 2006.

Mader, Barbara: Sie sahen den Tempel brennen. Novemberpogrom: Fünfhaus hatte vor 80 Jahren eine jüdische Gemeinde. Zeitzeugen erinnern sich an ihre Kindheit und den Abschied aus Wien, *Kurier*, vom 6. November 2008.

Mader, Barbara: Die verlorene jüdische Zeit. Das bisher unerforschte jüdische Leben in Wien-Fünfhaus wird jetzt von einer privaten Initiative beleuchtet. *Kurier*, vom 16. April 2008, S. 10.

Meinhart, Edith: Erinnerungslücken. NS-Zeit. Rudolfsheim-Fünfhaus, der Wiener Bezirk mit dem höchsten Ausländeranteil, war ein jüdisches Vorstadt-Zentrum. Die Nazis löschten es aus. Helga Pollak kann davon erzählen, *Profil*, vom 23. November 2009.

O. V.: Vergangenheit begreifen. Erinnerung / Interessierte Schüler des Wolkersdorfer Gymnasiums besuchten bei einem Rundgang die Häuser jüdischer Familien. In: *Niederösterreichische Nachrichten - NÖN Woche*, 49/2006.

O. V.: Ebensee: Eklat bei KZ-Gedenkfeier, *Die Presse*, vom 11. Mai 2009.

O. V.: Spuren jüdischer Bürger. Wolkersdorf 1938 / Eine Arbeitsgruppe begab sich auf Spurensuche: Ausstellungseröffnung ist am 19. Oktober, *NÖN Woche*, 41/2007.

Sanders, Eric: Childhood triangle. Das Dreieck meiner Kindheit, Vienna, November-December 2008, *Air Journal*, Februar 2009, S. 9.

VN-ls: Lebende Zeugen des Horrors. Die ,VN' begleiteten die Silbertaler Geschichtswerkstatt nach Sobibor, *Vorarlberger Nachrichten*, vom 17. Oktober 2008, A14.

VN-mez: Montafoner Opfer und Täter. Nazi-Zeit im Montafon wird mit Vortrag über Euthanasieanstalt Hartheim aufgearbeitet, *Vorarlberger Nachrichten*, Heimat: Montafon, vom 11. Oktober 2007, S. 28.

Radiobeitrag

Däuble, Matthias: Erinnern. Oder lieber nicht, Teil 2, *Ö1 Moment – Leben heute*, vom 10. August 2006.

Fernsehbeitrag

ORF Report, vom 21. Oktober 2008.

ExpertInneninterviews

„Herklotzgasse 21“, Gespräch vom 18. Dezember 2009.
„Verlorene Nachbarschaft“, Gespräch vom 13. Jänner 2010.
„Servitengasse 1938“, Gespräch vom 14. Jänner 2010.
„Gedenkstätte Hadersdorf am Kamp“, Gespräch vom 26. Jänner 2010.
„Geschichtswerkstatt Silbertal“, Gespräch vom 21. Dezember 2009.
„Wolkersdorf 1938“, Gespräch vom 5. März 2010.

Internetquellen

Projekte:

„Herklotzgasse 21“: <http://herklotzgasse21.at>
„Servitengasse 1938“: <http://www.servitengasse1938.at>
„Verlorene Nachbarschaft“: <http://www.verlorene-nachbarschaft.at>
„Gedenkstätte Hadersdorf am Kamp“: <http://www.gedenkstaette-hadersdorf.at>
„Wolkersdorf 1938“: <http://www.wolkersdorf1938.at>
„Arnetzhoferstraße. Ein Straßennamen als Mahnmal“:
<http://arnezhoferstrasse.currentlynnowhere.com>
„Erinnern für die Zukunft“: <http://www.erinnern-fuer-die-zukunft.at>
„Nachklang Widerhall“: <http://www.nachklang-widerhall.at>, Verein: www.kult-ex.org
„Steine der Erinnerung“: <http://www.steinedererinnerung.net>
„Verein Erinnern“: <http://www.net4you.com/haiderftp/ueber/index.html>

Institutionen:

„Österreichische Gesellschaft für Exilforschung“ (öge): <http://www.exilforschung.ac.at>
„Institut für Erinnerungskultur & Historische Intervention“: <http://www.iehi.eu>
„Der Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus“:
<http://www.de.nationalfonds.org>
„Nationalsozialismus und Holocaust: Gedächtnis und Gegenwart“: www.erinnern.at

„The Holocaust and the United Nations Outreach Programme“:
<http://www.un.org/holocaustremembrance>

Online-Artikel:

Klein, Erich: Unsichtbare Denkmäler. In: Wespennest, 7. Juli 2004,
<http://www.eurozine.com/articles/2004-07-07-klein-de.html>

Uhl, Heidemarie: Holocaust-Gedenktag: Zeichen für Wandel der Erinnerung,
25. Jänner 2008: <http://ecards.orf.at/uhl/150604.html>

O. V.: „Sie haben nicht gelöscht“, www.derstandard.at, vom 2. November 2008 .

Ankündigungen:

<http://www.erinnern.at/bundeslaender/wien/termine/gedenkkultur-offentlich-oder-wenn-geschichte-zur-buhne-wird>

<http://www.erinnern.at/bundeslaender/vorarlberg/termine/ns-euthanasie-im-bregenzerwald/?searchterm=bregenzerwald>

http://www.kremser-hasenjagd.at/index.php?Der_Film

<http://www.mandelbaum.at/books/764/6825>

<http://www.filmladen.at/vkat/v6151ael.htm>

E-Mail:

Presseaussendung Arnetzhoferstraße

Institut für Erinnerungskultur & Historische Intervention: Vernetzung
Erinnerungsprojekte österreichweit, E-Mail vom 11. Februar 2010, institut@iehi.eu.

Online Dokumente:

dieloop.at / Verein coobra: Informationsblatt: Herklotzgasse 21. Angebote im Rahmen der Vermittlungsarbeit – sowie Begleitveranstaltungen zur Ausstellung.

dieloop.at / Verein coobra: Informationsblatt: Herklotzgasse 21. Erinnerungs- und Dialograum. Angebote für Jugendgruppen und Schulklassen, Herbst 2009.

dieloop.at / Verein coobra: Informationsblatt zur Tagung Jüdisches Vereinswesen:
online abrufbar unter: <http://herklotzgasse21.at/index.php?id=21>,
Tagung_Juedisches_Vereinswesen.pdf

Projekt-Präsentationsmappe: Verlorene Nachbarschaft Buenos Aires – Wien 2008 /
Vecinos Perdidos Buenos Aires – Viena 2008.

Weitere Quellen

Flugblätter / Einladungskarten:

Geschichtswerkstatt Silbertal: Stille Wahr-Nehmung, Gedanken zum Zweiten Weltkrieg und den Folgebelastungen (Einladungskarte).

Geschichtswerkstatt Silbertal: Einladungskarte: Ein Dorf unterm Hakenkreuz. Nationalsozialismus, Euthanasie und Zwangsarbeit in Silbertal (Einladungskarte).

Geschichtswerkstatt Silbertal: Einladungskarte: Das Böse im Menschen. Anfänge und Entwicklungen von Täterbiografien (Einladungskarte).

Geschichtswerkstatt Silbertal: Einladungskarte: Überleben und Erinnern. Erzähl- und Diskussionsabend mit Jules Schelvis aus Amsterdam (Einladungskarte).

Geschichtswerkstatt Silbertal: Einladungskarte: Nachdenken im November. Die Silbertaler Erinnerungskultur im Gespräch (Einladungskarte).

Geschichtswerkstatt Silbertal: Einladungskarte: Einladung zur Bilanzpräsentation der Geschichtswerkstatt (Einladungskarte).

„Servitengasse 1938“: „Damit die Erinnerung nicht verloren geht!“, Flugblatt, ohne Datierung.

„Servitengasse 1938 – Schicksale der Verschwundenen“: alte Schlüssel gesucht, Flugblatt.

Verein zur Dokumentation der Geschichte der jüdischen Bevölkerung in Wolkersdorf: Wolkersdorf 1938. Erinnerung an die jüdischen EinwohnerInnen Wolkersdorfs, Ausstellung, Flugblatt.

Gästebucheintragungen:

Eintragung in das Gästebuch der Ausstellung „Wolkersdorf 1938“, vom 27. Oktober 2007.

Eintragung in das Gästebuch der Ausstellung „Das Dreieck meiner Kindheit“, vom 5. Dezember 2009

ANHANG

Abstract

gedenk.anstöße

Ausdrucksformen und Strategien lokaler Erinnerungsinitiativen:

Kommunikationsprozesse im Kontext österreichischer Erinnerungskultur

Das Gedenken an die Zeit des Nationalsozialismus gilt heute als wichtiger Bestandteil der politischen Kultur Österreichs. So gehörten im vergangenen Jahr, als sich der "Anschluss" Österreichs an das Deutsche Reich und das Novemberpogrom zum 70. Mal jährten, entsprechende öffentliche und ritualisierte Staatsakte wie feierliche Kranzniederlegungen und Sondersitzungen des Parlaments zu den Erinnerungspraktiken des „offiziellen“ Gedenkens. Bei eingehender Betrachtung der Erinnerungslandschaft Österreichs wird deutlich, dass die Erinnerung an die Zeit des Nationalsozialismus und damit die Errichtung von Denkmälern, Gedenktafeln und anderen Erinnerungszeichen neben anderen AkteurInnen vielfach auf private Initiativen zurück zu führen ist. Dies demonstriert, dass die Erinnerung an die Zeit des Nationalsozialismus und an bestimmte Opfergruppen für Teile der Gesellschaft ein wichtiges Bedürfnis ist. Menschen unterschiedlichsten Alters, Herkunft und Hintergrund vernetzen sich ehrenamtlich in Initiativen und Vereinen um in vielfältiger Form Gedenkarbeit zu leisten und Vergangenheit „von unten“ aufzuarbeiten. „An der Fassade kratzen“, den „Opfern einen Namen geben“, oder „Strukturen im Kleinen sichtbar“⁸³⁹ zu machen, sind mögliche Intentionen von Erinnerungsprojekten mit Namen wie „Servitengasse 1938“, „Herklotzgasse 21“, „Verlorene Nachbarschaft“.

Die Erinnerungsinitiativen versuchen für Themen Öffentlichkeit zu schaffen, die zuvor meist für lange Zeit in den Schatten gedrängt wurden. Mit ihrem Engagement wird ein Teil der Geschichte(n) sichtbar. Durch ihre Erinnerungsarbeit sehen sich die verschiedenen Initiativen aber auch mit dem Kampf um die Aufmerksamkeit und um Subventionen konfrontiert und sie müssen ihr Handeln auch legitimieren.⁸⁴⁰

Diese Forschungsarbeit erhebt nicht den Anspruch, eine detaillierte Topographie der Erinnerungslandschaft Österreichs in ihrer Gesamtheit zu zeichnen. Vielmehr rücken einzelne konkrete Initiativen aus Wien und den Bundesländern in den Vordergrund. Was bedeutet die kulturelle Erinnerungsarbeit dieser Gedenkprojekte und wie kann sie in einem spezifisch österreichischen Erinnerungskontext thematisiert werden? Dabei sollen Interviews Aufschluss über die Intention, die Formen der Vermittlung und den Kommunikationsprozess, bzw. die Strategien zur Herstellung von Öffentlichkeit bieten: Welche orts- und situationsgerechten Erinnerungsformen werden gefunden, wie verläuft der Kommunikation nach außen, wie wird die Öffentlichkeit für das Thema sensibilisiert und nehmen sich die etablierten lokalen und nationalen Medien des Themas an? Kurz gefasst: wie verläuft der Kommunikationsprozess? Nach einer ausführlichen Literaturstudie zu Erinnerungstheorien und einem Überblick über die Erinnerungskultur der Zweiten Republik befasst sich der empirische Teil mit der Analyse der ExpertInnengespräche mit den InitiatorInnen.

Ulrike Fleschhut

Wien, im März 2010

⁸³⁹ Jöhler, Birgit / Fritsche, 2007, o. A.

⁸⁴⁰ <http://www.erinnern.at/bundeslaender/wien/termine/gedenkkultur-offentlich-oder-wenn-geschichte-zur-buhne-wird> (abgerufen am 10. Dezember 2009).

Lebenslauf

Persönliche Daten

Name	Ulrike Fleschhut, Bakk. Phil
Geburtsdatum	16. Juni 1980, Bregenz
Staatsangehörigkeit	Österreich
E-Mail	a0405575@unet.univie.ac.at

Universitäre Bildung

Nov 2007 - Juni 2010	Magisterstudium Publizistik- und Kommunikationswissenschaft
Okt 2004 - Juni 2007	Bakkalaureatsstudium Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, Schwerpunkte: Kommunikationsgeschichte, Öffentlichkeitsarbeit

Berufserfahrung

2000 - 2003	Werbeagentur „hellblau.“ Lustenau, Grafik Designerin
1999 - 2000	Werbeatelier „hellblau.“, studienbegleitendes Betriebspraktikum

Schulbildung

1998 - 2000	Werbedesignakademie, Innsbruck
1994 - 1998	Bundesoberstufenrealgymnasium, Götzis

Projekte

2004 - 2009	grafische Projekte z. B. Universität Wien, Bundesjugendvertretung, Gestaltung des österreichischen Teils der Ausstellung „Was damals Recht war“ etc.
2000 - 2009	diverse Interkulturelle Workshops im Rahmen des EU Programms „Jugend in Aktion“, Leitung Kreativworkshop
Dez 2007 - Nov 2008	„unSICHTBAR – widerständiges im salzkammergut“ Beitrag der Gemeinde Strobl zur Oberösterreichischen Landesausstellung 2008, Mitarbeit, grafische Gestaltung

Veröffentlichung

Mai 2009	Beitrag gemeinsam mit Birgit Entner: vielgestaltig, widersprüchlich, anerkannt? Der „offizielle“ Erinnerungsdiskurs zum „Anschluss“ in österreichischen Tageszeitungen. In: <i>medien & zeit</i> 1/2009, Jg. 24, Thema: Pflege und Träger der Erinnerungskultur
----------	---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------

Leitfaden

Rückversichern: Mitschnitt des Gesprächs

Einstiegsfrage: Könnten Sie mir zu Beginn ausführlicher beschreiben, wie es dazu gekommen ist, dass Sie das Projekt betreiben? Können Sie sich an einen konkreten Anlass erinnern?

1. WER: Wer sind die AkteurInnen?

Motivation / Intention

- Seit wann gibt es Ihre Initiative und wie sind sie dazu gekommen?
- Was bedeutet „Erinnerungskultur“ für Sie? Worauf liegt der Fokus ihrer Erinnerungsarbeit? Man könnte auch fragen: welches Selbstverständnis hat ihre Initiative?

Mitglieder

- Hatten Sie bereits vorher mit dem Thema „Erinnerungskultur“ zu tun?
- Wie viele Mitglieder zählt ihre Initiative? Woher stammen die Mitglieder in geografischer Hinsicht (sind sie aus der Region/aus dem Stadtteil?)
- Welchen beruflichen Hintergrund haben sie? Auf welches Repertoire konnte zurückgegriffen werden? Erfahrungen in diesem oder in anderen Bereichen?

Zielsetzung

- Welche langfristigen, welche kurzfristigen Ziele gab es?
- Wie würden Sie ihre Ziele, ihre Intentionen beschreiben?
- Rückblickend: Ist es mehr der (Kommunikations-)Prozess oder das was dann am Ende dort steht?

Verortung in Bezug auf „offizielle“ Erinnerung

- Wie sehen sie Ihre Initiative im Bezug auf institutionalisierte, „offizielle“ Erinnerung? Wodurch unterscheidet sich ihre Erinnerungsarbeit von einem „offiziellen Gedenken“?
- Welche Vor- und Nachteile haben lokale Erinnerungsinitiativen in diesem Zusammenhang?

Verortung in Bezug auf andere Erinnerungsinitiativen

- Glauben Sie, dass gerade jetzt viele Gedenkprojekte entstehen? Wenn ja was sind die Gründe?
- Welche Gemeinsamkeiten und Unterschiede meinen Sie gibt es zu den verschiedenen anderen Erinnerungsprojekten?
- Waren andere Projekte zu Beginn als Referenz- und Orientierungspunkte bedeutsam und wenn ja, welche sind das?
- Kann man diese Vielfalt an Projekten auch problematisch sehen? (Konkurrenz um Aufmerksamkeit und knappe Ressourcen?)
- Am 12. März 2008 wurden auf dem Wiener Stephansplatz in einer „Nacht des Schweigens“ Kerzen angezündet. Was halten Sie von diesem oder ähnlichen Projekten von „Letter To The Stars“? Gibt es Ähnlichkeiten oder Unterschiede zu Ihrer Arbeit?

2. SAGT WAS: Inhalt / Gegenstand

Inhalt

- Was sind die Bezugspunkte ihrer Initiative? Welches Thema steht im Zentrum?
- Auf welchen Themen/Erzählungen liegt dabei der Fokus?
- Gibt es Themen oder Themenbereiche in Bezug auf ihr Projekt, die sich ihrer Ansicht nach besser vermitteln ließen als andere? Woran liegt das?

Bezug zur Gegenwart

- Wie schaffen die Inhalte die Sie vermitteln einen Bezug zur Gegenwart?

3. AUF WELCHE WEISE: Wie?

Formen des Erinnerns

- Mit welchen Quellen haben Sie gearbeitet?
- Wie wird das Thema „sichtbar“ gemacht? Welche Formen der Gestaltung und der Vermittlung werden genutzt?
- Welche Medien werden eingesetzt und weshalb? Welche Vor- und Nachteile bieten die entsprechenden Medien/Formen? Was eignet sich besonders das Anliegen zu vermitteln?
- Wie wird der „Gedächtnisort“/die Umgebung miteinbezogen?
- Welche Funktion haben die verwendeten Bilder und wie wurden sie ausgewählt?
- Was sollte man ihrer Meinung nach bei der Gestaltung eines Erinnerungszeichens beachten?

Zukunft der Erinnerung

- Wie haben sie die Erinnerungs- und Gedenkformen der Zukunft mitbedacht? Über die Zeit der Erlebnissgeneration Gedächtnis sichern?
- Wie wird mit dem gesammelten Material umgegangen in Bezug auf die Archivierung des Wissens?
- Welche Rolle spielen ZeitzeugInnen für ihr Projekt? Wäre sähe das Projekt ohne die Begegnungen mit den ZeitzeugInnen aus?

Ethische/moralische Aspekte

- Es ist so, dass im Zusammenhang mit dem Thema Erinnerung ganz besonders auf die angemessene Darstellung zu achten ist. Hat man eine besondere moralische Verpflichtung?

4. ÜBER WELCHEN KANAL

Auf welchem Weg wird die Öffentlichkeit erreicht?

- Wie kommuniziert man das Anliegen „Erinnerung“? Wie schafft man für ein solches Thema Öffentlichkeit? Wie haben auf Ihr Projekt aufmerksam gemacht?

Die Rolle der Medien

- Welchen Beitrag leisten die klassischen Medien in Bezug auf die Vermittlung des Themas?
- In welchem Verhältnis stehen Öffentlichkeitsaktivitäten und andere Aktivitäten der Initiative (Recherche etc.)?
- Wie werden die Projekte in den (Lokal-)Medien wahrgenommen? Wie schätzen sie die Relevanz von Lokalmedien ein?
- Wie verhalten sich die Medien? kooperativ, kritisch, ignorant?

- Ab wann wird es überregional? Wurden ihre Initiative auch national/international aufgegriffen?

Strategien

- Wer sind die AkteurInnen mit denen verhandelt werden musste bzw. die überzeugt werden mussten? (Förderer, Politiker?) Lobbying Arbeit?
- Welchen Anteil haben etwa die professionellen Kanäle der Öffentlichkeitsherstellung? Klassische Pressearbeit?
- Haben Sie versucht, andere Formen der Öffentlichkeit zu schaffen? Wie?
- Über welche Strategien haben sie welches Publikum/welche (Teil-) Öffentlichkeit angesprochen?

5. WANN

zu welchem Zeitpunkt – Einbeziehung Gedenktage und Gedenkjahre

- Haben Sie Gedenktage und Gedenkjahre in ihre Arbeit mit einbezogen?
- Was sind die Vorteile, was die Nachteile, wenn diese Zeitfenster eingehalten werden?

6. ZU WEM

Wer ist die Zielgruppe?

- Wer ist die Zielgruppe? An wen wendet sich das Projekt? Gibt es eine Zielgruppe die Sie vorrangig erreichen wollen?
- Sahen sie sich schon einmal mit dem Problem oder der Sorge konfrontiert, dass sie die Menschen erreichen, die ohnehin schon für das Thema sensibilisiert sind?
- „Schlussstrichdebatte“ – Wurden sie mit Aussagen konfrontiert wie „Wir haben schon genug davon?“ „Nicht schon wieder?“ Wie gehen Sie mit dieser Aussage um?
- Wie groß schätzen sie den Aktionsradius des Projekts ein? Geht er auch über das Lokale hinaus?
- Öffentlicher vs. privater Raum? Besetzte ihre Initiative öffentlichen Raum oder Privateigentum?
- Wie wurde die lokale Umgebung in die Erinnerungsarbeit einbezogen? Wie wurden die Menschen angesprochen? Welche lokalen Bedürfnisse gibt es?
- Können sie sich an Störfälle erinnern? Wie ist damit umgegangen worden?

7. MIT WELCHER WIRKUNG

Reaktionen Umgebung

- Gedenkprojekte versuchen für Anliegen Öffentlichkeit zu schaffen, die zuvor meist für lange Zeit in den Schatten gedrängt wurden. Warum ist dies jetzt geschehen? Wie wird das Bemühen jetzt aufgenommen?
- Wie hat die Umgebung reagiert? Was waren die ersten Reaktionen?
- Gab es Widerstand in der Bevölkerung? Mediale Kritik? Konflikte die ausgetragen werden mussten? Kritik von Seiten der Wissenschaft? Von Überlebenden?

Feedback

- Hat sich durch den Kommunikationsprozess etwas in der Umgebung verändert?

- Wenn sie Anfragen/Feedback von außen erhalten: zu welchem Thema? Welche Nachfragen sind das konkret?
- Sind aus solchen Anregungen schon Dinge entstanden? Gab es Austauschprozesse?

8. MIT WELCHEN (KULTURELLEN) RÜCKWIRKUNGEN

Feedback von offizieller Seite

- Erfuhr die Initiative eine Würdigung von Seiten der Politik?
- Welche Rückschlüsse lassen diese Reaktionen ihrer Meinung nach auf die österreichische Erinnerungskultur zu?

Zukunft des Projekts

- Sehen Sie ihre Initiative als *work-in-progress* oder als ein abgeschlossenes Projekt?
- Können Sie eine Art Zwischenresümee geben? Was wollten Sie erreichen und was haben Sie erreicht?
- Was kann sich daraus noch entwickeln, welche Pläne gibt es für die Zukunft?
- Ein viel strapaziertes Zitat von Robert Musil besagt: Es gibt nichts auf der Welt, was so unsichtbar wäre wie Denkmäler. Wie kann man dem entgegen arbeiten? Wie wird und bleibt die Erinnerung lebendig?

Vernetzung und Kooperation

- Es gibt ein Netzwerk verschiedener Initiativen. Kooperieren sie in irgendeiner Weise konkret mit anderen Initiativen?
- Gibt es Kontakte, vielleicht auch eine Art von Arbeitsteilung?
- Es gibt auch viele Erinnerungsinitiativen die scheitern. Woran könnte das liegen?

Abschlussfrage: Können Sie mir noch wichtige Aspekte des Themas nennen, die aus Ihrer Sicht zu wenig berücksichtigt wurden?

